Jahrbuch des Oberaargaus 2009

Jahrbuch des Oberaargaus 2009

52. Jahrgang

Herausgeber:	Jahrbuch des Oberaargaus mit Unterstützung der Gemeinden
Umschlag:	Christoph Hauri, Monotypiezeichnung dreifarbig (Druckerfarbe/Öl), 2007/2008
Geschäftsstelle:	Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee http://jahrbuch.oberaargau.ch
Druck:	Merkur Druck AG, Langenthal

Ältere Jahrbücher im Volltext im Internet: www.digibern.ch/jahrbuch_oberaargau

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
(Jürg Rettenmund, Huttwil)

Oberaargouisches 9
(Christian Schmid, Schaffhausen)

Provokation im Kunsthaus Langenthal
Zu den Ausstellungen «Average» und «Unter 30» 12
(Katharina Nyffenegger, Langenthal)

Der Maler des Lichts
Erinnerungen an Kunstmaler Peter Thalmann (1926–2009) 19
(Johann Peter Pernath, Bern)

50 Jahre Galerie Leuebrüggli, Langenthal
Kulturelles Schaffen 1959–2009 27
(Judith Ulli, Langenthal)

Gesprächstemperaturen
oder Das geheime Leben der Pomona, genannt Stopp-Lisi 39
(Urs Mannhart, Bern, und Fabian Unternährer, Bern)

Das Smaragd-Gebiet Oberaargau
Wo europaweit bedrohte Pflanzen und Tiere gefördert werden 55
(Christian Hedinger, Burgdorf)

Aufmerksam machen, schützen, zum Besuch anregen
Das Geotopinventar der Region Oberaargau 73
(Christian Gnägi, Herzogenbuchsee, und Ueli Reinmann, Thunstetten)

Die Kiburger und der Oberaargau
Aufstieg, Herrschaft und Niedergang eines Grafenhauses 83
(Jürg Leuzinger, Langenthal)

Die Burg bei der Kirche Herzogenbuchsee
Die Grabungen 1994/1995 an der Finstergasse 8
und die Bauuntersuchung der Kirchhofmauer 1999 119
(Armand Baeriswyl und Andreas Heege,
Archäologischer Dienst des Kantons Bern)

Pestalozzi und Langenthal
Das Umfeld der Gründung der Sekundarschule 1833 155
(Simon Kuert, Langenthal)

Die Schwemmhäuser von Walliswil bei Wangen
Die Häuser, die aus Unglücksholz gebaut wurden, sind einzigartig
in der Schweiz 177
(Roland Beck, Suhr)

Vierzehntausend und eine Nacht in Lotzwil
Fritz Schär (1881–1951),
Fabrikant und Gemeinderatspräsident 183
(Jürg Rettenmund, Huttwil)

Herzogenbuchsee – Drehscheibe für Schweizer Getreide
Die Geschichte der UFA und des Mischfutterwerks Biblis 223
(Samuel Geissbühler, Langenthal)

Neuerscheinungen 229

Vorwort

Manchmal führt der Zufall blendend Regie. Dann lässt man ihn ganz gerne gewähren – wie während der Vorarbeiten zu diesem Jahrbuch. Ein Auftrag des Historischen Lexikons der Schweiz (HLS) für eine Zehn-Zeilen-Biografie über den Lotzwiler Fabrikanten Fritz Schär hatte meine Aufmerksamkeit auf die dortigen Holzschuhfabriken gelenkt. Die Quellen dazu zu finden war wie oft bei Unternehmer-Biografien recht aufwendig und führte teilweise über Umwege. Irgendeinmal war jedoch so viel Material zusammen – unter anderem auch über die einzigartige Knüpfteppichfabrik – dass ich mich entschloss, noch mehr in die Tiefe zu gehen und einen Jahrbuch-Beitrag zu schreiben.

Im Verlauf dieser Recherchen stiess ich auch auf einen Briefwechsel mit einem interessanten Hinweis: Einer der beiden Partner erklärte, von Karl H. Flatt gebeten worden zu sein, eine Geschichte über die Holzschuhfabriken Lotzwil für das Jahrbuch des Oberaargaus zu schreiben. Wie er weiter festhielt, hatte er 1980 und 1986 Vorarbeiten dazu getroffen. Weil die Unterlagen nicht genügten, zog er jedoch andere Arbeiten vor. 1998 machte er sich nochmals dahinter, «nachdem mir der Wunsch wiederum geäussert wurde». Wie eine Durchsicht der seither erschienenen Jahrbücher zeigt, abermals ohne Resultat.

Karl H. Flatt war als Mitbegründer und langjähriger Präsident der Jahrbuch-Redaktion mein Vorgänger. Aus Wangen an der Aare gebürtig, blieb er auch nach seinem Umzug als Gymnasiallehrer nach Solothurn dem Oberaargau tief verbunden und trug neben der Koordinationsarbeit in der Redaktion selbst zahlreiche Artikel zum Jahrbuch bei. Aus seiner Feder stammt auch der Sonderband «Die Errichtung der bernischen Landeshoheit im Oberaargau» – seine Dissertation.

Karl H. Flatt starb am 8. März 1999 völlig überraschend und viel zu früh

im Alter von erst 60 Jahren. Das ist also jetzt bereits zehn Jahre her. Es freut mich deshalb besonders, dass ich in diesem Jahrbuch einen Beitrag über die Holzschuhfabriken Lotzwil veröffentlichen und damit zu seinem 10. Todestag einen mehrfach und noch kurz vor seinem Tod geäusserten Wunsch erfüllen kann. Nach dem ihm gewidmeten Gedenk-Jahrbuch 2000 können wir so ein weiteres Jahrbuch in Erinnerung an unseren Freund und Förderer herausgeben.

Der Beitrag über Lotzwil und seine Industrie schliesst ein Jahrbuch ab, das den Oberaargau in der gewohnt breiten Themenpalette darstellt. Wie breit diese Vielfalt in allen Jahrbüchern seit der ersten Ausgabe 1958 ist, lässt sich jetzt auch im Internet nachverfolgen: In Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek Bern konnten wir das mit dem 50. Buch begonnene Projekt abschliessen, die älteren Jahrbücher auf der Website www.digibern.ch im Internet zugänglich zu machen. Dort sind die Beiträge über Suchmaschinen wie Google im Volltext durchsuchbar. Da jedoch ein Buch zum Lesen immer noch angenehmer in der Hand liegt als ausgedruckte PDFs, halten wir von jedem Jahrgang – ausser dem zur Rarität gewordenen ersten – ein paar Bücher vorrätig. Ist der Band mit dem gewünschten Beitrag gefunden, hilft unsere Geschäftsstelle gerne weiter.

Huttwil, im August 2009 Jürg Rettenmund

Redaktion

Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident
Martin Fischer, Wimmis
Christian Gnägi, Herzogenbuchsee
Simon Kuert, Langenthal
Max Hari, Langenthal
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Ueli Reinmann, Thunstetten
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Fredi Salvisberg, Derendingen
Renate Wüthrich, Langenthal

Oberaargouisches

Christian Schmid

Ganz im Oschte vom Kanton Bäärn isch dr Oberaargou mit Gränze gäge ds Soletuurnische, Aargouischen u Luzäärnische. Achtefüfzg Schtedtli u Döörfer hets vo Arwange bis Wiissache. Di bekanntischte si Huttu, wo zwaar gäärn mit em Ämmitaau lieböiglet, aber ender gäge Langetu heutet. Äbe Langetu, wo ds Zäntrum isch. U Buchsi, wo mängisch lut desumepraschauueret, es sig «die Krone der Region».
Mängisch geit dr Luft im Oberaargou, mängisch goot er. E Puur isch deert e Buur, es Tach es Dach, es Schträässli es Schtröössli, e Plaateren e Blooteren u mi tuet lääsen u nid läse.

D Oberaargouer si Bäärner

Eigetlech isch daas weeni Ungerschiid u vo nid Verschtaa chan e ke Reed sii. U gliich tüe d Bäärner Bäärner, auso die vo witer im Weschte, wo meine, si sige di einzig richtige, geng e chli nöötlig, wes um en Oberaargou geit, eso surmummelig gnietele.
Mir isch daas ufgfauue, wiu i voletscht geng wider mit Dialäktliteratuur us em Oberaargou ha z tüe ghaa. I bi sicher, das itz teeu säge: A wa, das gits deert oo?
Dr bekanntischt Dialäktschriftschteuuer us em Oberaargou isch äuä dr Jakob Chäser. Gläbt het er vo 1884 bis 1969 un er isch z Madiswiiu Schmiid gsii. Gschribe het er Gedicht, Gschichten un e längi Gschicht, wo eigetlech e Romaan isch, dr «Habermützer». 1954 het er sogaar dr Literatuurpriis vo dr Schtadt Bäärn überchoo.
Aber wo 1931 em Chäser si Eerschtling «Oberaargouerlüt» isch usechoo, het dr Profässer Otto vo Greyeerz, dennzmale dr Guru vo dr Bäär-

ner Dialäktszeene, gwäffelet, was Chäser daa schribi, sig weder Aargouer, no Soletuurner, no Bäärner Dialäkt. Für e vo Greyeerz isch auso beschts Oberaargouer Dütsch es nüütigs Dürenang gsii, ke Dialäkt. Natüürli het di Abputzete Chäser gheglet u mi mues ims hööch aarächne, das er nid ds Blofi het furtgschosse, ds Papiir verbrönnt u gseit: «Blaaset mer!» I d Oornig bbraacht het dä hööchnäsig Schtüber eersch dr Sime Gfeuuer vier Jaar schpeeter, won er em Chäser sis zwöite Buech het beschprochen u gseit, Chäser schribi Oberaargouer Dütsch wi sechs ghööri.
Verwungeret het mi oo, das Hans Summer i sim schööne Buech «Volk und Dichtung des Emmentals» nüüt über e Chäser seit. Süsch graset dää doch rächt über e Zuun vom Ämmitaau uus. Aber gägen Oschten isch win e Voorhang, wen o numen e geischtige.

D Oberaargouer Dialäktkunscht erwachet

Nam Chäser isch es vor Dialäktliteratuur häär im Oberaargou zimmli schtiu gsii, usser vo dr Senta Simon het me chuum öppis gfunge. Drum fröits mi, das men itz fasch von ere nöie Bluescht cha rede. Afen einisch isch vorfäärn ds Buech «Meitlistreik u Chachugschiir» mit Gschichten u Gedicht vom Jakob Chäser nöi usechoo. Fäärn im Herbscht isch de si Roman «Dr Habermützer» wider z haa gsii. Mit dere Gschicht, wo verzeut, wi dr Verdingbueb Fritz Puur wiirt uf dr Voorderegg, hett dr Chäser no einisch zeigt, was müglech wäär im Doorf, we ds Zämehaa obenuf mögti. Er hetts denn verzeut, wo di auti Purewäut schnäu vergheit isch u mechanisch isch worde.
De het d Greti Morgetaaler-Wägmüuer vo Uurschebech vor drüne Jaar ds Buech «Gschpycherets» useggää. A dere Frou, wo aus Puremeitschi isch ufgwachse, gfaut mer ires Gschpüri u iri graadi Aart z verzeuue, o i irem nöie Buech «Büschelets». Mit «Vom roote Meitschi u vom schwaarze Tood» het dr Gfeuuer-Biograaf Valentin Binggeli es feins Buech mit Dialäktgschichte gschribe. Nöiji Büecher gits o vo dr Anna Flückiger-Horisbärger, dr Therees Müller-Bill, dr Vreeni Sigetaaler, vom Poul Tanner u dr Inge Trösch-Joss. Sogaar nöiji Dialäktromään si o uf Oberaargouer Dütsch usechoo, «Der Lybu» u «Dr Muschterbuur vo Radusmatt» vom Werner Jakob May. U schliesslech het dr Oberaargou mit em Knacke-

boul sogaar e Mundaarträpper: Sini Aubum heisse «Red und Antwort» u «Hotel Hektik». We daas nid iidrücklech isch, weis i o nüt me!

Randbäärner

Wen i eerlech bi, mues i zuegää, das i ds Gfüeu ha, i sig uf ene psungeri Aart mit em Oberaargou verbunge – aus Randbäärner. I bi, wen i bis i di eerschte Jaar vo mim Läbe zrügg gaa, eine vo dr angere Site. Denn hets ja no dr Bäärner Jura ggää. Deert a dr Gränze bin i aus chliine Gieu ufgwachse. U das Ufwachse mit däm, wo du schpeeter deert isch passiert, het dermit z tüe, das i zwaar vom Häärchoo häär Bäärner bi, mi ghöörts ja, aber mit emene chliine Fraagezeiche, won i nie ganz ha ewäggbbraacht. Vilech wiu mer z Deisswiiu bim Schpilen einisch eine het gseit, i sig e Neger us em Bäärner Kongo.
I meinen itz bigoscht niid, das dr en eigete Kantoon söuuet düreschtiere. Das bringt hüt nüüt. Dir wäret eso chlii wi dr Kantoon Obwauden u de müesstet o diir de riiche Seck öiji schönschte Blätze verschäärbele, das dr finanziell mögtit gsaage. Uf die Aart vo erggänggeleter Eigeschtändikeit giben i nid viiu.
Neei, Bäärner sii mit emene chliine Fraagezeiche fingen i gaar nid eso schlächt. Mi het eifach d Ougen u d Ooren e chli mee offen u gloubt nümm grad aus, wo vo Mutzopolis här gchüderlet wiirt. U mit em Euterwäärde reagiert men uf Sätz wi «Aa, dir ghööret o no zum Kanton Bäärn» oder «Ja, wüsst dr, miir Bäärner gse daas e chli angersch» ender filosoofisch. Mi weis ja, wo me häreghöört. U dr bekannt amerikaanisch Dichter Robert Frost het einisch im ene Gedicht phoubtet: good fences make good neighbours – gueti Züün mache gueti Naachbere. Vilech giut daas o für geischtegi Züün. Besser e chli Abschtang haa weder enang geng uf d Scheiche tschaupe.

Dieser Text erschien unter dem Titel «Im schööne Oberaargou» als Mundartkolumne am 9. August 2008 im «Kleinen Bund»; für eine Lesung im Zwinglihaus Langenthal am 9. Mai 2009 hat ihn der Autor aktualisiert und erweitert.

Provokation im Kunsthaus Langenthal

Zu den Ausstellungen «Average» und «Unter 30»

Katharina Nyffenegger

Ein Minarett auf dem Kunsthaus, ein Hakenkreuz im ehemaligen Trauzimmer: zwei schwierige, von vielfachen Bedeutungen befrachtete Symbole als Kunstwerke brachten dem Kunsthaus Langenthal zwischen August 2008 und Januar 2009 ein enormes Medienecho und grosses öffentliches Interesse.
Weshalb wurden gerade diese Werke als Provokationen wahrgenommen? Weshalb schieden sich gerade an ihnen die Geister in zumindest bei Kunstdebatten seltener Heftigkeit?
Es handelte sich um zwei völlig verschiedene Werke in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen, die eher zufällig in kurzem zeitlichem Abstand für das Kunsthaus Langenthal geschaffen wurden. Dieses rasche Aufeinanderfolgen von zwei engagierten künstlerischen Positionen, die beide brisante Zeitfragen aufnahmen, mag dazu beigetragen haben, das Kunsthaus als Ort gezielter und bewusst inszenierter Provokationen wahrzunehmen. In Leserbriefen, politischen Stellungnahmen, einem Postulat im Stadtrat und wohl auch an diversen Stammtischen meldeten sich verärgerte Bürger zu Wort, für welche die Freiheit der Kunst in einer von der öffentlichen Hand unterstützten Institution mit diesen Werken nun ihre Grenzen eindeutig überschritten hatte.

Dazu ein paar persönliche Gedanken:

Kunst als Provokation gab es schon immer. Wenn öffentlich gezeigte Kunst an gewisse Tabus rührt, wird sie zum Skandal, provoziert sie, ruft Reaktionen hervor. Das ist und war seit jeher eine Kernaufgabe künstlerischer Tätigkeit. Sehr oft ist bei näherem Hinsehen gar nicht das

Gianni Motti: Above, 2008.
Copyright: Künstler und
Martin Rindlisbacher (Fotograf)

eigentliche Werk der Skandal, sondern die Tatbestände, die es ins Bewusstsein rückt. Kunst allerdings, die Provokation als Selbstzweck anstrebt, bewirkt keinen nachhaltigen Diskurs und ihre Wirkung verpufft sehr schnell.
Um nur ein Beispiel aus unzähligen zu nennen: Es ist heute kaum mehr nachvollziehbar, welchen Skandal die erste Ausstellung der Impressionisten in Paris 1874 provozierte. Empörte Betrachter gingen mit Schirmen und Stöcken auf die Bilder los, durch die sie sich in ihrem Empfinden für Schönheit und Harmonie gestört sahen. Im Grunde fürchteten sie die technischen und gesellschaftlichen Umwälzungen des späten 19. Jahrhunderts, die sich in den Bildern niederschlugen. Nicht selten ist es uneingestandene Angst, die aggressive Reaktionen auf Kunstwerke hervorruft, wenn diese den Finger auf wunde Punkte legen. Es ist in solchen Situationen unerlässlich, genau hinzuschauen, komplexe Zusammenhänge zu erforschen und präzise zu argumentieren. Schwierige Prozesse, die im Rahmen aufgebrachter Leserbriefe nicht immer zu leisten sind.

Minarett auf dem Kunsthaus

Die Künstler Gianni Motti und Robin Bhattacharya haben sich beide sehr intensiv mit dem Ort Langenthal und seinen Problemen beschäftigt, bevor sie ihre Arbeiten planten. Die Leiterin des Kunsthauses, Fanni Fetzer, hatte den international renommierten Künstler Gianni Motti eingeladen, an der Ausstellung «Average» teilzunehmen. Die Ausstellung thematisierte die (durchaus auch positiv besetzte) Durchschnittlichkeit Langenthals als Testort für schweizerische Konsumgüter und Mentalitäten. Motti liess das Modell eines Minaretts auf das Dach des Kunsthauses setzen. Damit reagierte er einerseits auf die im Oberaargau virulente Kontroverse um das Baugesuch der islamischen Glaubensgemeinschaft für ein Minarett, dem vehementer Widerstand entgegensteht. Im Zusammenhang mit der Ausstellung «Average», was Durchschnitt, Mittelmass heisst, erhielt das Türmchen noch eine weitere Bedeutung: nicht nur in Langenthal ist der Umgang mit islamischen Immigranten ein ungelöstes Problem. Der Widerstand gegen ein legitimes Bedürfnis einer beträchtlichen Bevölkerungsgruppe besteht nicht nur hier, er entspricht

Robin Bhattacharya:
Wer ist Langenthal? 2008.
Copyright: Künstler und Kunsthaus Langenthal

schweizerischem Durchschnitt. Und er wird genährt durch diffuse Ängste vor fremden Menschen und Sitten.

Motti baute natürlich kein wirkliches Minarett, das Kunsthaus wurde nicht zu einer islamischen Kultstätte. Es war das Bild eines Minaretts. Gianni Motti und der Kunstverein Oberaargau sind auch keine islamistischen Missionare oder Sympathisanten. Es ging um Kunst und ihre Mitteilung: Hier ist ein Problem unserer Zeit und unserer Gesellschaft, hier muss nachgedacht und schliesslich auch gehandelt werden. Es ging um Kunst und ihre Fragen: Was ist und bedeutet überhaupt ein Minarett? Wie halten wir es mit unseren eigenen Kirchtürmen als Gefässe für Handyantennen oder als religiöse Sym-

bole? Die zuständigen Stadtbehörden reagierten besonnen und liessen das «Minarett» für die Dauer der Ausstellung trotz Protesten auf dem Kunsthaus stehen.

Hakenkreuz aus Porzellan

Zwei Monate später erregte eine weitere Arbeit im Kunsthaus die Gemüter. Das Kunsthaus Langenthal konnte in der Ausstellung «Unter 30» die mit dem Förderpreis der Kiefer Hablitzel Stiftung ausgezeichneten Arbeiten junger Schweizer Künstlerinnen und Künstler zeigen. Einer der Stipendiaten, der 1981 geborene Berner Robin Bhattacharya, versucht in seinen Arbeiten immer wieder auf die Gegebenheiten der jeweiligen Orte Bezug zu nehmen.
Er befasste sich ausgiebig mit dem ihm bisher unbekannten Langenthal. Bei einem Besuch im Museum stiess er auf die Frage nach der nazifreundlichen Haltung deutscher Facharbeiter an der Porzellanfabrik Langenthal und Sympathisanten des Faschismus im Umfeld der schweizerischen Frontenbewegung. Bhattacharya erfuhr auch vom Gerücht, dass im Fall einer deutschen Machtübernahme in der Schweiz die Porzellanbrennöfen zu Krematorien für hingerichtete Widerstandskämpfer umgenutzt werden sollten. Er stiess bei seinen Recherchen auf eine Mischung diffuser Äusserungen zwischen Nicht-Wissen-Wollen, Nicht-Wissen-Können und Nicht-Wissen-Müssen. Eine vertiefte wissenschaftliche Aufarbeitung fehlt bis heute.
Als Robin Bhattacharya zudem erfuhr, dass Langenthal als einzige Stadt der Schweiz einen Vertreter neonazistischer Gesinnung in ihrem Parlament sitzen hat, fand er das Thema für seine Arbeit: «Wer ist Langenthal?» Mit dem uralten Symbol des Sonnenrades, der Swastika, das die Nazi zum Hakenkreuz pervertiert hatten, wollte er als Künstler auf ungelöste Fragen aus Vergangenheit und Gegenwart in Zusammenhang mit faschistischer Grundhaltung hinweisen. Als Aufruf gegen eine breite Verharmlosung faschistischen Gedankengutes war die Installation gedacht. Aus Langenthaler Porzellan formte er auf dem Parkett des ehemaligen Trauzimmers ein Hakenkreuz. Seine Arbeit sollte zur Wachsamkeit in der Gegenwart vor dem Hintergrund der Vergangenheit aufrufen. In einem öffentlichen Gespräch, das als integraler Teil der Arbeit verstan-

den werden wollte, stellte sich Robin Bhattacharya den Fragen und Einwänden der Besucher. Leider musste Bhattacharya die Installation vor der Vernissage der Ausstellung «Unter 30» abbauen, die Leitung der Porzellanfabrik Langenthal als Sponsor fürchtete einen Imageschaden.
Trotzdem entfachte die Arbeit, die nur noch als Fotografie sichtbar war, einen Aufruhr in Medien und Gesprächen. Einmal mehr erwies sich ein Zeichen, ein Symbol, an einem bestimmten Ort als Gefühlsträger von unheimlicher Wucht. Einmal mehr vermochte ein Kunstwerk, gerade weil es Unbewältigtes, Unausgesprochenes an die Oberfläche brachte, heftige Reaktionen auszulösen. Und einmal mehr äusserten sich am lautesten diejenigen Stimmen, denen anzumerken war, dass sie sich nicht wirklich mit der Thematik auseinandergesetzt und die Botschaft der Kunst nicht in ihrer Komplexität verstanden hatten. Kunst braucht grösstmögliche Freiheit, die erst durch fundamentale Grundrechte begrenzt werden darf.

Keine «Wohlfühlkunst»

Sowohl Gianni Motti wie auch Robin Bhattacharya sind Künstler, die an Grenzen gehen. Gefällige «Wohlfühlkunst» ist ihre Sache nicht. Sie richten bewusst grelle Scheinwerfer auf gesellschaftliche Missstände, mit ihren Eingriffen regen sie an und regen auf. Solche Kunst kann nicht allen gefallen, sie will das auch nicht. Aber sie will wecken und notwendige Denkprozesse in Gang bringen. Nur Kunstwerke, denen viel Denkarbeit vorausgegangen ist, vermögen etwas auszulösen und weiterzuwirken.
Genau dies haben das Minarett von Gianni Motti und das Hakenkreuz von Robin Bhattacharya getan.
In mehreren ausführlichen Presseberichten haben Journalisten und Historiker auf die dringende Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Aufarbeitung der Nazizeit in Langenthal in nächster Zeit hingewiesen. Das Bewusstsein, dass unbewältigte Dinge der Vergangenheit die Gegenwart belasten, ist gewachsen. Für die Kunst wie für die Gesellschaft gilt: Gegenwart ist stets nur der letzte Zipfel der Vergangenheit.
Die Einsicht, dass Kunst nur in grösstmöglicher Freiheit gedeihen und für die Gesellschaft fruchtbar wirken kann, hat sich auch in der Langen-

thaler Politik durchgesetzt. Das Postulat, das als Strafe Sanktionen gegen den Kunstverein Oberaargau verlangt hatte, wurde im März 2009 deutlich abgelehnt.
«Die Kunst ist frei, und so muss auch der freieste Mensch im Staate der Künstler sein.» (Gerhart Hauptmann, 1942)

Einführungsreferat zum Podiumsgespräch «Was darf Kunst» am 10. Februar 2009 im Kunsthaus Langenthal.

Der Maler des Lichts

Erinnerungen an Kunstmaler Peter Thalmann (1926–2008)

Johan Peter Pernath

Ja, ich erinnere mich gerne an den Freund und Maler Peter Thalmann. Wir sind uns zum ersten Mal 1976 an meiner Vernissage in der Alten Kanzlei in Zofingen begegnet. In späteren Jahren feierten wir zusammen runde Geburtstage: Peters Siebzigsten und meinen Fünfzigsten. Und wir trafen uns jeweils an den Eröffnungen unserer Ausstellungen in Zofingen, Herzogenbuchsee, Vorderbleichenberg und Worb. Oft besuchten wir einander in unseren Ateliers und sprachen über Malerei.
Eigentlich war Peter ein Glückskind. Er wuchs in einem kunstliebenden Elternhaus auf, seine Begabung wurde früh erkannt und gefördert. Der Schriftsteller und Verleger Dino Larese beschreibt das in seinem Buch über Peter Thalmann so schön treffend, dass ich es hier weitergeben muss: «Schicksalhaft leuchtet gleichsam über dem Dasein von Peter Thalmann die Sonne Amiets». Wie er in ihren Zauberkreis kam, ist die Geschichte seines Lebens. Als Bürger von Bertschikon im Kanton Zürich wuchs er aus bäuerlichem Erbe. Aber bereits sein Grossvater hatte den elterlichen Hof verlassen und betätigte sich als Kaufmann in Aarau. Die Grossmutter brachte von ihrer Abstammung her ein emmentalisches Element in die Familie. Ihr Sohn Heinrich, der Vater von Peter Thalmann, 1894 in Aarau geboren, widmete sich ebenfalls einem kaufmännischen Beruf, war aber der Kunst, insbesondere der Malerei gegenüber sehr aufgeschlossen. Er malte später auch gerne als Amateur. Nach der Heirat mit Lydia Amiet, einer Adoptivtochter des Ehepaars Amiet, liessen sich Lydia und Heinrich in Buchs bei Aarau nieder. Dort wurde am 6. April 1926 ihr Sohn Peter Thalmann geboren. Später übersiedelte die Familie nach Muri bei Bern. Peter Thalmann besuchte dort die Schulen und später das Gymnasium in Bern. Die Ferien und auch viele Wochenenden verbrachte Peter zumeist bei seinen Grosseltern Amiet auf der

Oschwand, wo er, der von Kind auf leidenschaftlich gerne zeichnete, bei Cuno Amiet freie Malstudien betrieb. Amiet entdeckte bald die künstlerische Veranlagung des jungen Gymnasiasten und förderte ihn nicht nur in seiner malerischen Entwicklung, sondern zeigte ihm auch seinen zukünftigen Weg.

Auf einem Zauberberg

Nun war ja Cuno Amiet nicht irgendein Maler, sondern mit Hodler, Buchser und Giacometti einer der grossen Wegbereiter der modernen Malerei in der Schweiz. Die Oschwand, Amiets Wirkungsort, war einerseits ein kleiner Weiler in den Oberaargauer Hügeln und anderseits ein Zauberberg, auf dem sich in Abgeschiedenheit und Weltoffenheit Maler, Dichter, Kunstfreunde, Unternehmer und Politiker begegneten.
Für die Eltern Thalmann war es ganz normal, dass Peter nach der Maturität Maler werden wollte. Cuno Amiet nahm ihn als Schüler in sein Atelier auf. Man muss sich vorstellen, was dies bedeutete: Viele junge Künstler mussten sich nur schon die Einwilligung zum Künstlerberuf erkämpfen. An eine solche Ausbildungsmöglichkeit war gar nicht zu denken. Nein, es war nicht irgendeine Kunstakademie in Paris, München oder Florenz, sondern wie in alten Zeiten eine Meisterlehre!
Ich zitiere an dieser Stelle nochmals Dino Larese: «Das war eine ganz andere Situation als die frühere freiwillige Teilnahme am Malunterricht. Der Meister forderte von seinem Lehrling eine Leistung; er gab ihm klare Aufgaben, er musste nach Gipsfiguren genau zeichnen, Landschaften, Stillleben und Portraits malen. Jeden Tag korrigierte Amiet mindestens zweimal die Arbeiten des angehenden Künstlers. Er verlangte vor allem im Technischen entscheidenden Einsatz, so dass der Maler Johann Peter Flück, der damals öfters bei Amiet weilte, kopfschüttelnd sagte: ‹Du verlangst zuviel von Deinem Schüler, ich an seiner Stelle hätte das Malen schon längst aufgegeben.› Peter Thalmann machte solche Fortschritte, dass ihn sein Meister ermutigte, sich 1948 an der Weihnachtsausstellung der Bernischen Künstler in der Kunsthalle zu beteiligen. Sein Bild wurde von der Jury angenommen, und zur grossen Freude des jungen Malers fand die kleine Sommerlandschaft einen Käufer.»
Damals war Peter Thalmann gerade 22 Jahre alt. Cuno Amiet wird zu

Peter Thalmann in seinem Atelier

Peter Thalmann, Rose, 1992,
Öl auf Karton

ihm gesagt haben: «Du kannst jetzt, was ich Dir mitgeben kann. Jetzt musst Du deinen eigenen Weg finden und gehen.» Ich denke, diese Ausbildung durch einen wirklichen Meister und die liebevolle Unterstützung durch die Familie hat Peter Thalmann sein Leben lang eine grosse innere Sicherheit gegeben. Als ich Peter vor über 30 Jahren kennenlernen durfte, war das auch mein erster Eindruck – eine Sicherheit, eine innere Ruhe und eine ausstrahlende Herzlichkeit.
Im Anschluss an die Ausbildung bei Amiet folgten ausgedehnte Reisen nach Frankreich und ein längerer Aufenthalt in den USA. 1955 wurde Peter Thalmann Mitglied der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten (GSMBA). Im gleichen Jahr heiratete er die Keramikerin Margrit Roethlisberger aus Herzogenbuchsee. Das Ehepaar wohnte in Wabern bei Bern, wo auch 1958 ihr Sohn Daniel zur Welt kam. Im Jahr 1962 erbauten sie ihr grosszügiges Atelierhaus in Herzogenbuchsee. Ein Haus, um noch mal Dino Larese zu Wort kommen zu lassen: «Hell und licht mit durchsonnten Räumen, die ihre Helligkeit noch mehr von den Bildern Peter Thalmanns als vom eindringenden Licht durch die grossen Fenster zu erhalten scheinen, mit dem Blick über die Wiesenhänge zur alten Bernstrasse hinunter, über die Waldrücken zum blauen Jura hinüber, ein Haus, das die Art Thalmanns und seiner Kunst widerspiegelt, das auch das Bürgerliche, Solide, Sesshafte seines schöpferischen Künstlerlebens darstellt.»

Landschaften und Stillleben

Selbstverständlich war Peter Thalmann auch mit allen neuen Kunst-Tendenzen der letzten Jahrzehnte vertraut. Obwohl er nicht mit allen einverstanden war, äusserte er sich kaum polemisch darüber.
Giorgio Morandi, der grosse Meister aus Bologna, sagte einmal einem Besucher aus der Schweiz auf die Frage, was er von den vielen neuen Tendenzen halte: «proprio inutile!» (eigentlich unnütz). Mit dieser Einschätzung wäre Peter Thalmann sicher auch einverstanden gewesen. Für beide Künstler war die Auseinandersetzung mit ihrer natürlichen Umwelt von zentraler Bedeutung. Bei Morandi waren dies die Landschaften von Grizzana, nur wenige Kilometer von seinem Atelier in Bologna entfernt. Bei Thalmann die nahen Hügel und Felder des Oberaar-

Peter Thalmann, Sonnenuntergang im Winter, 1996, Öl auf Leinwand

Peter Thalmann, Winter, 2001, Öl auf Karton

gaus. Beide befassten sich auch ausgiebig mit Stillleben – Gegenständen des Alltags bei Morandi, Gartenblumen bei Thalmann. Beide arbeiteten ein Leben lang an der Variation des scheinbar immer Gleichen. Aber eben nur scheinbar.

Bei der tieferen Auseinandersetzung mit der Malerei von Peter Thalmann stellt man fest, dass die Natur zwar eine wesentliche Rolle spielt, aber das wirkliche Motiv das Licht ist. Inspiriert vom Lichtwechsel nach Tageszeit, Jahreszeit oder Region, wurde er nicht müde, gleiche oder ähnliche Sujets in zahlreichen Lichtstimmungs-Varianten immer neu zu versuchen. Manche Kunstkritiker bezeichneten Peter Thalmann als Impressionisten unserer Zeit, als einen Romantiker, der eine klangvolle Traumwelt zur Darstellung bringt. Seine Bilder seien ein stilles Loblied auf die Schönheit dieser Erde, auf die Schöpfung, mit dem leisen Klang der Trauer über das Vergängliche. Werke, die eine eigene, zeitlose Schönheit und Geborgenheit ausstrahlen.

Peter Thalmann reiste sehr gerne, besonders in seinen jüngeren Jahren. Ich kenne herrliche Bilder von ihm aus Venedig, der Toscana, der Bretagne oder dem Burgund. In der Schweiz liebte er neben seiner Wohnregion Oberaargau das Emmental, die Seenlandschaft bei Murten und vor allem das Engadin, das er im Sommer und besonders im Winter regelmässig aufsuchte.

Er war aber kein Reisemaler, und man muss sich auch nicht vorstellen, dass man Peter Thalmann in den Feldern um Herzogenbuchsee mit seiner Staffelei malen hätte sehen können. Er liebte es, die Landschaften in Ruhe zu betrachten, sie in sich aufzunehmen, sie vielleicht mit einer kleinen Bleistiftskizze oder einem improvisierten Aquarell festzuhalten. Vor allem hatte er ein hervorragendes visuelles Gedächtnis, das er mit seiner Arbeit auch ständig trainierte. Zum Bildgedächtnis gehört, wie ein Zwilling, die Kunst, das Unwesentliche zu vergessen. Dann später, in der Ruhe des Ateliers, folgte in Konzentration auf das innere Bild die Realisation. So entsteht dann eben nicht ein Abbild, sondern ein Bild. Wie viele grosse Maler misstraute Thalmann dem flotten und routinierten Pinselstrich. Er erarbeitete sich eine diskrete Handschrift, die ganz hinter den Bildinhalt zurücktrat. Bei ihm kamen immer die Liebe zur Malerei und der Respekt vor der Natur zuerst.

Peter Thalmann, Herbstsonne,
1990, Öl auf Leinwand

Kulturpreis von Herzogenbuchsee 2006

In den Jahrzehnten seines Lebens, in der täglichen Arbeit an den unendlichen Variationen seiner Motivwelt, entstand ein Lebenswerk, das durch die Tiefe des Ausdrucks und der bildnerischen Gestaltung den Betrachter seiner Werke wirklich berührt. Es ist die lebenslange Zuwendung zur Malerei, die den Zauber schafft, der sein Werk auszeichnet. Seine Farbpalette war leicht, zurückhaltend, und doch in jedem Werk von neuem aufblühend. In den Jahren seines Schaffens gab es viele wunderbare Ausstellungen im In- und Ausland, und ich bin glücklich, dass ich viele davon sehen konnte. Zahlreiche Werke des Künstlers befinden sich in privaten und öffentlichen Sammlungen und dokumentieren seine Bedeutung als Maler.

2006 verlieh ihm die Einwohnergemeinde Herzogenbuchsee den Kulturpreis. Über diese Auszeichnung freute er sich sehr und beschrieb in seiner Dankesrede seine Leidenschaft zu seinem Beruf wie folgt: «Ich habe nie bereut, den Malerberuf ergriffen zu haben. Es ist beglückend, frei zu arbeiten, sein eigener Herr und Meister zu sein, den Tag so zu gestalten, wie man es für richtig hält. Man kann sich so seine eigene Traumwelt aufbauen und in der Arbeitsphase darin leben.»

Leider waren seine letzten Lebensjahre von Unfällen und Krankheiten überschattet. Er litt auch sehr darunter, dass er nicht mehr regelmässig an der Staffelei arbeiten konnte. Am 23. September 2008 ist er gestorben. Er hinterlässt uns ein grosses Lebenswerk und bei allen, die ihn kannten, die Erinnerung an einen liebenswerten Menschen.

50 Jahre Galerie Leuebrüggli, Langenthal

Kulturelles Schaffen 1959–2009

Judith Ulli

Ende der Fünfzigerjahre verwirklichten die vier Langenthaler Kunstfreunde Fritz Baumann, Ernst Gempeler, Wilhelm Liechti und Peter Streit ihre Idee, interessierten Bürgerinnen und Bürgern regelmässig wertvolles künstlerisches Schaffen zu präsentieren. Mit Hilfe des damaligen Gemeindepräsidenten Hans Ischi wurden den Initianten in einer alten, gemeindeeigenen Liegenschaft bei der Löwenbrücke zu günstigen Bedingungen Räumlichkeiten für Ausstellungen zur Verfügung gestellt. 1959 eröffnete die «Bilderstube Leuebrüggli». Das «Jahrbuch des Oberaargaus» hat die Geschichte des Leuebrüggli bereits zum 40-jährigen Bestehen im Jahr 1999 dargestellt. Es ergänzt diesen Beitrag hier mit einer kurzen, bis heute erweiterten Zusammenfassung und einer Fortführung des Ausstellungsverzeichnisses sowie ausgewählten Werken von Ausstellern.

Der Name der Galerie ergab sich aus dem Standort des windschiefen Hauses bei der Löwenbrücke. Die erste Ausstellung war dem bekannten Künstler Ernst Morgenthaler gewidmet. Das Interesse der Bevölkerung war gross, und schon nach 14 viel beachteten Ausstellungen hatte das Leuebrüggli einen festen Platz im kulturellen Angebot der Region errungen. Es stand fest, dass eine bleibende Institution daraus werden sollte. 1961 gründeten 14 Mitglieder die einfache Gesellschaft «Bilderstube Leuebrüggli» mit den statutarischen Zielen:

– Kunstausstellungen zu organisieren und damit das Kunstverständnis in breiten Bevölkerungskreisen zu fördern;
– Kunstgut im Bereich der bildenden Kunst (Bilder, Skulpturen, Keramik, Grafik, Fotografie) zu vermitteln;
– Zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstlern verschiedener Stilrichtungen für ihr Schaffen eine Plattform zu bieten.

Die Bilderstube Leuebrüggli in der alten Gemeindeliegenschaft bei der Löwenbrücke, 1964. Zeichnung von Peter Streit

Im Zusammenhang mit dem Neubau der Löwenbrücke wurde 1964 das baufällige Gebäude abgebrochen. Damit ging die erste Epoche der «Bilderstube Leuebrüggli» zu Ende. Bei der Suche nach neuen geeigneten Räumlichkeiten war wiederum die Gemeinde Langenthal behilflich: Das Leuebrüggli fand im «Ryser-Haus» an der Jurastrasse 38 ein neues Zuhause. Mit viel Enthusiasmus wurde am neuen Standort im Sommer 1967 die erste Ausstellung eröffnet. Der alte Name «Bilderstube Leuebrüggli» wurde beibehalten, zu sehr war er für Künstler und Kunstfreunde zum Begriff geworden. Während der folgenden Jahre bot die Galerie nebst etablierten Künstlern wie Walter Sautter, Alois Carigiet, H. A. Sigg, Franz Eggenschwiler, Heinz Keller, Emil Zbinden, F. K. Opitz, Marco Richterich, Bodo Stauffer noch unbekannten Kunstschaffenden eine Plattform. Bewusst wurden und werden auch Künstlerinnen und Künstler aus der Gemeinde Langenthal für Ausstellungen eingeladen, so beispielsweise Barbara Blum, Paul Geiser, Michele Cesta, Wilhelm Liechti, Barbara Meier, Marianne und Ernst Moser, Franz Plüss, Peter Streit, Marcelle Ernst.

Das «Ryser–Haus» an der Jurastrasse, 2004. Zeichnung von Heinz Inderbitzi

1994 wurde die Bilderstube Leuebrüggli anlässlich der Verleihung des Kulturpreises durch die Stadt Langenthal mit dem Anerkennungspreis bedacht. Geehrt wurde damals die freiwillig geleistete Pionierarbeit zur Förderung der bildenden Kunst. 1998 gab sich das Leuebrüggli die rechtliche Form eines Vereins.

Als sich die Stadt Langenthal 2004 entschloss, das Ryser-Haus zu verkaufen, suchte das Team des Leuebrüggli erneut eine Bleibe. Es fand sie im Attikageschoss des Geschäftshauses Jurapark an der Jurastrasse 29, wo sich ideale, architektonisch interessante und lichtdurchflutete Räumlichkeiten mieten liessen. So entstand dort unter einem Dach eine harmonische Symbiose zwischen Dienstleistungsbetrieben und kulturellem Angebot. Mit dem Umzug an den moderneren Standort änderte der Verein seinen Namen von «Bilderstube» zu «Galerie Leuebrüggli».

Seit 2005 befindet sich die Galerie im Attikageschoss des Geschäftshauses Jurapark.

Im Jahr 2009 kann die Galerie auf ihre 50-jährige Tätigkeit und auf über 250 Ausstellungen zurückblicken. Aus der einstigen Bilderstube hat sich eine modern funktionierende Galerie entwickelt, deren Erfolg noch immer auf dem Idealismus, der Gestaltungsfreude und der engagierten Freiwilligenarbeit der Mitglieder basiert. Die Galerie Leuebrüggli organisiert fünf bis sechs Ausstellungen pro Jahr und ist längst fester Bestandteil der kulturellen Drehscheibe Langenthals. Die Liste der ausstellenden Künstlerinnen und Künstler hat sich auf vielfältige, innovative Weise erweitert. 300 bis 600 kulturell interessierte Personen aus der näheren und weiteren Umgebung besuchen jeweils die sehenswerten Ausstellungen.

Die Vernissagen werden oft durch die Oberaargauische Musikschule, mit der die Galerie eine jahrelange, freundschaftliche Zusammenarbeit verbindet, bereichert. Sie sind ein gesellschaftlicher Treffpunkt. Während der Ausstellungen werden individuelle Führungen organisiert. Die Galerie Leuebrüggli ist am «Langenthaler Schnäpplimärit» ebenso zu finden wie an der Brocante des Wuhrplatzfestes. Das Leuebrüggli beteiligt sich aktiv an der jährlich stattfindenden Kulturnacht und schätzt die Zusammenarbeit mit den andern einheimischen Kulturinstitutionen sehr.

Ausstellungen 1999–2009

1999 Alex Zürcher
Dimitri
Jubiläum 40 Jahre: Rückblick
Jubiläum 40 Jahre: Ausblick
Willy Engel
Max Ryser

2000 Ueli Hofer
Anna Regula Hartmann
René Fehr-Biscioni
Paul Geiser
Edouard Le Grand

2001 Fritz Makiol
Franz Plüss
Schüler Kreuzfeld
Kathrin Leder
Doris Heutschi
Cuno Müller

2002 Marianne und Ernst Moser
Margret Künzi-Schär
Fred Baumann
Bernhard de Roche

2003 Willy Jost
Kurt Siegenthaler
Hanspeter Kamm
Andres Meyer
Barbara Blum

2004 Rudolf Glaser
Sylvère Rebetez
Heinz Inderbitzi
Fred Schneider
Susanne Wüthrich,
Michel Loth

2005 Maria Zürcher
Vera Krebs-Wyssbrod
Cora Maurer-Vlug
Susanne Širokà
Max Ryser
Cuno Müller, Rodolfo Brunner

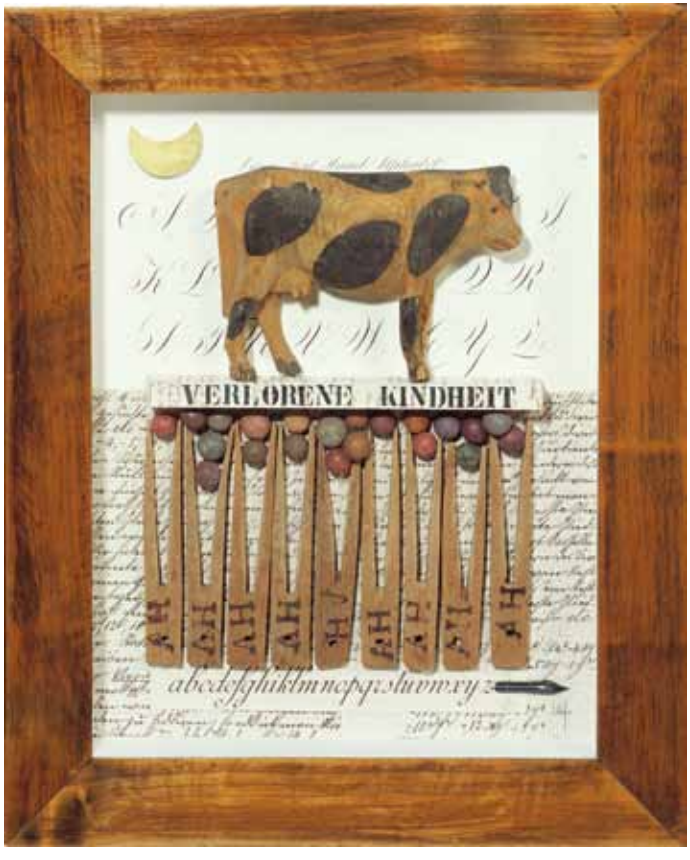
2006 Hannes Portmann
Ernst Baer
Ueli Hofer
Christoph Schütz
Paul Geiser

2007 Willy Jost
Margret Künzi-Schär
Toni Bögli
Beat Hofer
Jean-Marc Schwaller
Anna Blum

2008 Walter Simon
Kurt Siegenthaler
Marcelle Ernst
Fred Baumann
Alex Zürcher

Ausstellung 2008:
Alex Zürcher, Bern

Ausstellung 2000:
Edouard Le Grand, Langenthal



links:
Ausstellung 2006:
Ueli Hofer, Trimstein

rechts:
Kulturnacht 2009:
Basil Luginbühl, Mötschwil

2009 Jubiläums-Ausstellungsserie «Die vier Jahreszeiten»
Frühling: Nachwuchstalente der Neuen Schule für Gestaltung Langenthal und des Gymnasiums Oberaargau stellen gemeinsam aus mit arrivierten Künstlerinnen und Künstlern. Vera Krebs, Bern; Susanne Širokà, Basel; Andres Meyer, Huttwil; und Cuno Müller, Wangen b. Olten

Zwischenanlass: Matinée mit Urspeter Geiser, Buchhändler, Langenthal

Sommer: Sommerfarben – Sommerdüfte, eine sinnliche Reise durch die schönsten Akzente der warmen Jahreszeit. Sonne, Süden, Meer, Tanz der Farben, Formen und Figuren mit Hanni Blau, Keramik, Oberönz; Bernhard de Roche, Herzogenbuchsee; und Heinz Inderbitzi, Bern

Zwischenanlass mit dem Vokalensemble «Cantu e Cuntu», Le Landeron

Herbst: Ein Zusammentreffen verschiedener Welten – ein sich Ergänzen verschiedener Kunstformen: Frau und Mann, Bild und Skulptur, Malerei und Zeichnung. Cora Maurer, Langenthal; und Christoph Cartier, Skulpturen, Graben

Zwischenanlass: Schwafellafertextperformance mit Beat Sterchi, Bern

Winter: Der Oberaargau: immer schon ein reicher Fundus an künstlerisch tätigen Menschen. Eine repräsentative Auswahl zeigt Bewährtes wie Neues und lässt die Besucher teilhaben an der Kreativität unserer Region. Mit Kurt Baumann, Barbara Blum, Michele Cesta, Marco Eberle, Felix Fehlmann, Christoph Hauri, Margit Hock, Brigitte Jost, Willy Jost, Sonja Jufer, Yvonne Kaldas, Fritz Makiol, Franz Plüss (†), Sara Rusalem, Peter Thalmann (†), Ewald Trachsel, Marianne Wäfler, Maria Zürcher

Zwischenanlass: Musikalische Improvisationen zur Ausstellung von Andreas Wüthrich

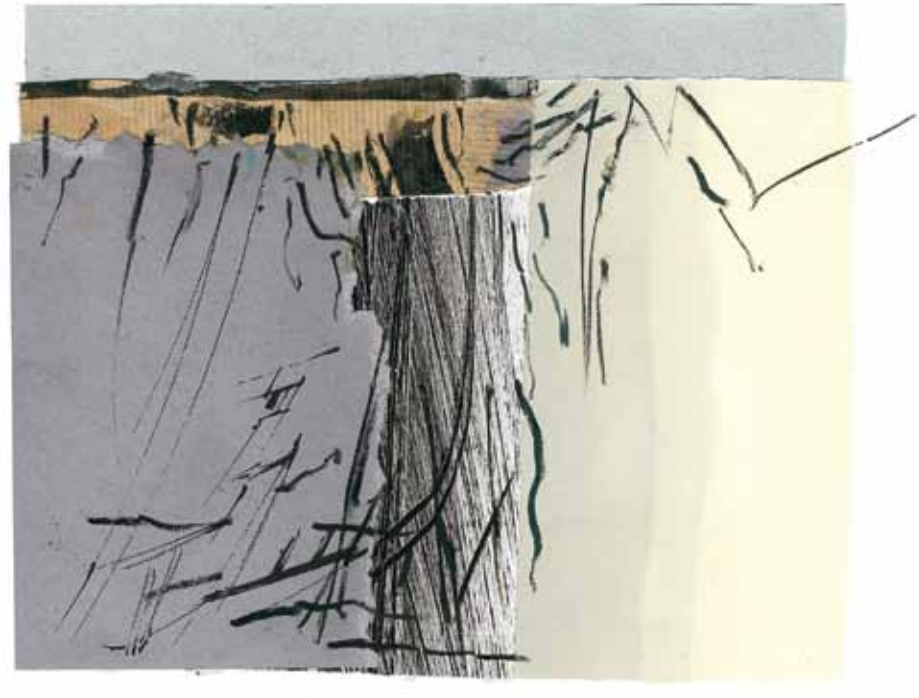
Kulturnacht: Basil Luginbühl (Eisenfiguren). Musikalische Glanzstücke mit Rainer Walker, Akkordeon, und Matthias Gubler, Saxophon

Ausstellung 2007:
Willy Jost, Busswil b. Melchnau

Ausstellung 2009:
Cuno Müller, Wangen b. Olten

Ausstellung 2003:
Hanspeter Kamm, Eriswil

Ausstellung 2003:
Kurt Siegenthaler, Thun



Ausstellung 2009:
Heinz Inderbitzi, Bern

Ausstellung 2005:
Susanne Širokà, Bottmingen

Ausstellung 2007:
Beat Hofer, Rothrist

Gesprächstemperaturen

oder Das geheime Leben der Pomona, genannt Stopp-Lisi

Urs Mannhart und Fabian Unternährer

Spät nachts, Wortgeschiebe auf geschmeidiger Zunge, Tastsinn an glänzenden Gläsern, das Labyrinth der Gehörgänge, ein Gesangsverein, der durcheinander die verschiedensten Lieder und zugleich ein- und dieselbe Strophe singt: mit schwerer Stirn stehe ich am Tresen in der Traube, in diesem widersprüchlich beleumundeten, nikotinverwöhnten Lokal, wo mir von Einheimischen ein Langenthal präsentiert wird, von dem nichts ahnt, wer seine Abende im Lydia-Eymann-Haus verbringt. Es ist die Stunde zwischen Hund und Wolf, als ich entscheide, es sei Zeit, mich nach Hause zu begleiten. Draussen empfängt mich ein nebliger November, ich halte die Nase in den Wind, es knackt im eigenen Gebälk. Für die Gondoliere, die mich beschwatzen, die mich vom hohen Bürgersteig aus zu einer romantischen Fahrt in ihren Schaukelbooten überreden wollen, habe ich ein müdes Lächeln übrig. Ich setze meine Beine ins Werk, schicke mich ins Pflaster, spreche in Versen und in Haikus, setze die Welt in den Konjunktiv, schimpfe auf Spelterini und tadle den Ovid, alles in traubentrunkener Fabulierlust, bis zu jenem Moment hin, da in unmittelbarer Nähe eine Dame in schallendes Gelächter ausbricht. Ich blicke mich um. Mit einem Mal fühle ich mich stocknüchtern und stelle mit Schrecken fest, dass ich – weiss der Teufel, wie es dazu kommen konnte – mit beiden Händen einen nackten Frauenfuss umklammert halte, der zu einer Dame gehört, die auf einem Podest vor mir steht, es ist die Bronzefigur beim Stadttheater, nie zuvor habe ich ihr Beachtung geschenkt.

Das haben Sie aber hübsch gemacht, sagt die Dame, die mich anlächelt wie ein Sonnenaufgang über den Wässermatten. Und ich, der ich beschämt meine Hände von ihren Füssen nehme, der ich gar nicht wissen will, ob ich ihr in der Tat einen Fuss geküsst habe, ich nehme Abstand von der Szene. Zu meiner vollständigen Verblüffung steigt die Dame vom Podest, ihren Apfelzweig in der Hand. Sie ist von altersloser Schönheit. Sie küsst mich kurz auf die Wange und stellt sich als Pomona vor, als Göttin des Obstes und der Baumfrüchte, hier in Langenthal sei sie aber besser bekannt als Stopp-Lisi. Stopp-Lisi, wiederhole ich erstaunt; das klinge nicht gerade nach dem Namen einer Göttin. Ja, vielleicht nicht der charmanteste Name, das gebe sie zu, aber sie störe sich nicht daran. Sie verweist auf ihre Beine, erst jetzt fällt mir auf, dass diese bemalt sind: leuchtend rot und grün, in der Tat könnte man sie, wie sie da auf dem Podest an der Kreuzung steht, für eine Ampel halten. Seit gut

35 Jahren werde sie von einem unbekannten Verehrer bemalt, erklärt sie, und bittet mich ohne Umschweife, ihr zu helfen, den verstohlenen Liebhaber ausfindig zu machen. Es bleibe nur wenig Zeit. Um halb sechs, ehe die ersten Langenthaler aus dem Bett kröchen, müsse sie wieder auf dem Piedestal stehen. Gut, sage ich, ohne zu wissen, auf was ich mich einlasse. Sie geht neben mit her, barfuss und so, als sei die Freundschaft zwischen uns bereits etwas Unumstössliches. Ich schlage vor, zurück in die Traube zu gehen, dort vermute ich noch den einen oder anderen Junggesellen. Neinein, sagt Pomona, mein Verehrer hat mit dem Wald zu tun, wir müssen in die Wälder. Ich will ihr erklären, dass es keine gute Stunde sei, um sich ins Holz zu schlagen, aber ich begreife, ich bin mit einer Göttin unterwegs, sie wird schon wissen, was zu tun ist. Als wir in der Rankmatte die letzten Häuser hinter uns lassen, vor uns nur Feld und Wald, fällt mir auf, wie hell die Nacht jetzt ist, wie klar und gefügig. Ich möchte wissen, wie sie ihren Verehrer erkennen wird. Sie lacht verschmitzt und poliert einen Apfel. Beisst mein Verehrer in diesen Apfel, sagt sie, so bekommt er glühend rote Wangen. Und ich bin ein bisschen enttäuscht, dass sie nicht auch mir einen Apfel anbietet, dass ich als Verehrer so gar nicht in Frage zu kommen scheine.

Wir sind im Wald, wir gehen auf lehmigen Pfaden, als ich Pomona frage, wo sie herkomme. Sie schweigt sich aus. Sie erzählt lieber davon, wie temperaturempfindlich ihre Beine seien. Oben auf dem Podest befänden sich ihre Füsse so ziemlich auf Mundhöhe der Menschen, es sei deswegen nicht erstaunlich, dass sie die Gesprächstemperatur in der Stadt so deutlich wahrnehme. Gesprächstemperatur, sage ich, von so einer Sache hätte ich noch nie gehört. Um uns stilles Nadelholz, schwarzweisse Zweige im schwachen Schimmer des Mondes, nimmt Pomona meine Frage zum Anlass, in einer grossen Mäander über Begriffe zu referieren, die mir noch nie begegnet sind: Redefieber, Themenbronchitis, Rhetorikgrippe, dann auch Gesprächsfrost, Silbenbise, Föhnlage der Komplimente, allgemeine Grosswörterlage, Sprachhochnebel, Kaltwörterfront, aufgehübschte Vorhersagen und üble Nachreden, das Kommunikationshoch der Biskaya und das Ozonloch der Sprachlosigkeit – ich verstehe kaum, um was es da geht, das muss mit der Antike zu tun haben, opulente Metaphern und eine Art zu denken wie nicht von dieser Welt. Es habe vieles, sagt Pomona, vieles, wenn nicht gar alles, was menschliches Mit- und Gegeneinander ausmache, mit Temperatur und

Klang zu tun. Dazu sei zu sagen, und das gehe hervor aus alten Urkunden, dass Langenthal früher Langenton geheissen habe, und sie erzählt von einer Zeit, da Tonschöpfung, Tonrelation und Sonorität an erster Stelle standen, da sich alles nach Temperatur und Klang richtete, von einer Zeit, da die Wässermatten Wörtermatten waren, und wie wir in diesem Moment eine Lichtung erreichen, in der ich zum Sternenhimmel aufblicke, stelle ich mir vor, dass mit Langenton, mit diesem lang anhaltenden Ton das Summen der Sterne gemeint gewesen sein muss, früher, lange vor meiner Zeit, als hier schwarzbraun und tonnenschwer die letzten Stücke des Rhonegletschers in den Feldern hockten, so dass weidendes Vieh auch bei anhaltender Trockenheit etwas zu lecken hatte. Ich sinniere über den Klang im Zwischenmenschlichen, über Langenthal als einzig grosses Konservatorium für gesprochene Musik, als wir unvermutet vor einem kleinen Weiher, einem stillen Gewässer stehen. In der Dunkelheit spricht Pomona einen Mann an, den ich ohne sie kaum gesehen hätte: eine einsame Silhouette mit Angelrute, ein Tage- und Nächtedieb, der hier auf kleine Fische oder grosse biographische Veränderungen wartet. Pomona, nie um einen Apfel verlegen, bietet dem Mann eine Frucht an. Erst etwas irritiert, schlägt der Mann das Angebot nicht aus und beginnt zu erzählen, von sich und vom Weiher hier, der Probierloch heisse und nichts anderes als die Wassergrube sei, die zurückblieb, nachdem man 1874 die Beschaffenheit des Untergrunds untersucht habe, für die geplante Bahnlinie zwischen Paris und Italien, die eben genau hier, im Wald zwischen St. Urban und Langenthal, zu liegen gekommen wäre. Lange her, verdammt lange her, das alles, denke ich. Lange her, als die Eisenbahn noch eine Verheissung war, nicht eine Abfolge von Tunnelröhren. Der Mann isst den Apfel restlos auf, doch seine Wangen färben sich nicht, beginnen nicht zu glühen. Pomona und ich, wir verabschieden uns vom nächtlichen Angler.

In einem weiten Waldbogen schreiten wir weiter, passieren das Zankhölzli, den Riedhof, das Thunstetterholz, und ich möchte wissen, was es mit ihren Früchten auf sich habe. Sie erklärt, der Apfel sei zwar seiner allgemeinen Bedeutung nach ein Symbol der Fruchtbarkeit. Der Apfel, den sie am Zweig mit sich trage, sei aber nicht die Süsse körperlicher Sinnlichkeit, trage nicht den Glanz der Verführung, auch stehe sie ja nicht entblösst auf dem Podest, nein: Ihr Apfel stehe für die Fruchtbarkeit des Gesprächs, für das Gedeihen einer Auseinandersetzung. Dar-

über hinaus müsse ich wissen, dass ein Baum mehr Früchte trage, wenn man den Kadaver eines jungen Schafes ins Geäst hänge. Oder dass ich einen Apfel so schälen könne, dass die Schale nicht abreisst, um diese dann nach hinten über die Schulter zu werfen. Aus der Figur der am Boden liegenden Schale könne ich sodann den Anfangsbuchstaben meiner Zukünftigen ablesen. Und dass sie ihren Apfel nun verschenkt habe, frage ich, sei das nun nicht doch ein Problem. Da lacht sie nur und zeigt ihren Zweig her, an dem wie zuvor zwei Äpfel hängen. Reisse ich einen ab, erhalte ich sofort einen neuen, sagt Pomona, ein kleiner Vorteil der Unsterblichkeit, immerhin. Im Längmoos, wir marschieren auf einem sumpfigen Karrweg, treffen wir auf einen älteren Mann, der ein mächtiges Walfischgerippe durchs Unterholz schleift. Im Hardwald habe er diesen Fund gemacht, sagt er, und er sei überzeugt, dass da noch mehr Fischknochen zu finden seien. Pomona bietet ihm einen Apfel an, er dankt und beisst hinein. Überdeutlich höre ich, wie die Zähne ins Fruchtfleisch greifen, es ist sehr still im Längmoos, zu dritt stehen wir zwischen den Tannen, hie und da ein Knacken und Knirschen, Geräusche einer vermorschten, brüchigen Zeit, einem zarten Rouge ähnlich liegt ein kleiner Flecken Mondlicht auf Pomonas Wange, die mit ihren grünroten Beinen neben mir steht und sich mit dem Archäologen unterhält, sich austauscht mit ihm über eine Zeit, als die Dörfer noch Kommunen hiessen, Lateinisch communis, und da noch allen klar war, dass sich das Wort Kommunikation vom gleichen Wortstamm herleitet. Sie unterhält sich bestens mit diesem knochensuchenden Altphilologen, und ich sehe, sie ist enttäuscht, als sich abzeichnet, dass auch seine Wangen blass bleiben. Ich unterbreche das Gespräch und weise auf die fortschreitende Zeit hin. Wir verabschieden uns, gehen vom Neuhof her auf das Stadtzentrum zu. Vor den Türen der inzwischen geschlossenen Traube sitzen drei Männer, deren Position durch die Polizeistunde nur unwesentlich verschoben worden ist, und die dort draussen, ich verstehe es nur undeutlich, über Huttus und Hindus diskutierten, über Kamerun und Chrämerhuus, schwer alkoholisiert, Pomona würdigt sie keines Blickes. Ziemlich müde und mutlos nach erfolglosem Marsch, erreichen wir das Stadttheater. Schluss, Aus, Äpfel, Amen, sagt sie, klettert auf ihren Sockel, placiert die nackten Füsse und fragt mich, ob ich sie nächste Nacht wieder begleiten möge. Ich will ihr sagen, dass das ganz toll gewesen sei, dieser nächtliche Spaziergang, will fragen, wann

genau nach Mitternacht ich kommen solle, aber da ist sie bereits zu Bronze erstarrt.

Nach unruhigem Schlaf durchforste ich die Bibliothek Lydia Eymanns nach Hinweisen auf Pomona. Ich bekomme zu lesen, dass sie unglücklich vermählt ist mit Vertumnus, dem Gott des Jahreswechsels. Dieser, als Gott auch der Verwandlung und Verkleidung, hat das Herz Pomonas nur gewonnen, indem er sich, als Frau verkleidet, zu ihr gesellte, um ihr, ganz beiläufig, aber in den höchsten Tönen, von Vertumnus zu erzählen. Nur so ist zu verstehen, wieso Sprache und Rhetorik, Meinung und Gespräch, Temperatur und Klang ein derart grosses Thema sind für sie: Als Liebesopfer der Rhetorik misstraut sie allem, das im Gewand einer Verkleidung daher kommt, als Liebesopfer kämpft sie für die Kraft des ungeheuchelten Wortes, für den Wert ehrlicher Auseinandersetzung. Ich sehe also besser davon ab, ihr etwas vorzuschwindeln. Sehe besser davon ab, mir ihretwegen mit Tannenzweigen einen rustikalen Geruch unter die Achseln zu reiben. Ich werde mir nächste Nacht einfach etwas Mut antrinken, werde zu mitternächtlicher Stunde bei ihrem Piedestal erscheinen, in einem unbeobachteten Moment ihren Fuss küssen, auf meine Gesprächstemperatur achten und auf einen weiteren nächtlichen Spaziergang hoffen.

Der Text zu diesem Portfolio entstand während des Aufenthalts von Urs Mannhart in Langenthal im Rahmen des Lydia-Eymann-Stipendiums 2007/2008. Die Illustrationen dazu fotografierte Fabian Unternährer 2009.

Model: Finola Hugo.
Assistenz: Vivianne Günther

Urs Mannhart
Geboren 1975. Einige Semester Germanistik, Anglistik, Philosophie. Mitgründer der Literaturgruppe dieAutören. Im bilgerverlag, Zürich, erschienen die Romane *Luchs* (2004) und *Die Anomalie des geomagnetischen Feldes südöstlich von Domodossola* (2006). Kooperation mit Musikern, Fotografen und Zeichnern. Lebt in Bern.

Fabian Unternährer
Geboren 1981. Fotografische Ausbildung und Diplom am Centre d'enseignement professionnel de Vevey (CEPV), erfolgreicher Abschluss 2007. Seither freischaffender & selbständiger Fotograf, lebt in Bern. Mehr Informationen unter: www.fu-photo.ch

Das Smaragd-Gebiet Oberaargau

Wo europaweit bedrohte Pflanzen und Tiere gefördert werden

Christian Hedinger

Wer durch den Oberaargau wandert, dem fallen die vielen kleinen und grossen Gewässer in dieser Region auf: Tümpel, Weiher, Karpfenteiche, Wässermatten, schmale Wiesengräben und natürlich die Bäche und Flüsse bis hin zur träge dahinfliessenden Aare. Wie ein Netz überziehen die Gewässer die Landschaft, bilden so die natürlichen Vernetzungsachsen für den ökologischen Austausch zwischen naturnahen Inseln in der intensiv genutzten Welt der Siedlungen, Verkehrswege und Äcker. Eine Vielzahl von Tieren und Pflanzen nutzen das Wassernetz als Lebensraum. Die Arten sind zumindest den Fachleuten wohl bekannt. Und doch gibt es immer wieder wundersame «Entdeckungen», wie das Beispiel der Helm-Azurjungfer zeigt.

Von der Helm-Azurjungfer zum Smaragd-Gebiet

1997 gelang Ernst Grütter aus Roggwil ein sensationeller Fund. Im Zusammenhang mit einem Bauprojekt untersuchte er die Libellen und entdeckte in den Wiesengräben von Aarwangen eine bis anhin in der Region nicht gefundene Libellenart, die äusserst seltene Helm-Azurjungfer (Coenagrion mercuriale). Die Männchen dieser Kleinlibelle sind blau gefärbt und sehr ähnlich der häufig vorkommenden Hufeisen-Azurjungfer. Man nimmt an, dass die neu gefundene Rarität schon seit Jahrzehnten unentdeckt im Netz der schmalen, vom Menschen angelegten Wiesengräben zuhause ist. Die Sensation breitete sich unter den Fachleuten rasch aus, bis heute kennt man trotz Suche nur acht weitere Standorte dieser Art in der Schweiz. Die Oberaargauer Population in den Gemeinden Langenthal, Schwarzhäusern, Thunstetten, Aarwangen und Wolf-

wil ist vermutlich die grösste des ganzen Landes. Die Vorkommen der seltenen Libellen waren der Grundstein im Puzzle, das zum Smaragd-Gebiet Oberaargau führte.

Der Name Smaragd geht auf das grösste europäische Naturschutzprogramm zurück, das vom Europarat 1996 ins Leben gerufen wurde. Die Schweiz als Mitgliedstaat beteiligt sich nur zögerlich am Programm, während die EU unter dem eigenen Namen «Natura 2000» und den entsprechenden Gesetzen heute auf rund 13 Flächenprozent oder 570 000 km^2 spezifische Arten und Lebensräume fördert. Das Smaragd-Programm hat zum Ziel, europaweit gefährdete Arten und Lebensräume zu erhalten und zu fördern. In der Schweiz zeigte eine Studie des Bundesamtes für Umwelt 2002, dass sich 139 Gebiete aufgrund ihrer besonderen Arten als Kandidaten für ein Smaragd-Gebiet eignen, darunter auch der Oberaargau.

Der WWF war von der ersten Stunde an mit dabei und setzte sich für die Smaragd-Kandidaten ein. So kam 2003 eine kleine Gruppe von Freiwilligen des WWF Bern zusammen und wählte den Oberaargau für ihr Engagement aus, weil diese Region damals noch gar nicht wusste, welche Vielfalt sich in der anscheinend normalen Landschaft verbirgt. In den Folgejahren vertiefte sich die WWF-Gruppe mit Hilfe von lokalen

Die Kandidaten für Smaragd-Gebiete. Quelle WWF. Aus: BUWAL (Hrsg.) 2003: Smaragd-Netz in der Schweiz. Ergebnisse der Vorarbeiten. Schriftenreihe Umwelt Nr. 347. 52 S.

Die Helm-Azurjungfer, eine sehr seltene Kleinlibelle, ist der Star des Smaragd-Gebietes Oberaargau. Foto Christian Hedinger

Vereinen und Fachleuten in die Sensibilisierung der Bevölkerung: Exkursionen anbieten, mit den Schulen eine Ausstellung organisieren, Fortbildungskurse für Lehrpersonen durchführen, Faltblätter in die Haushalte verschicken, Artikel in den Lokalmedien schreiben. Das Echo war ermutigend, von Gemeinden und Medien gab es Wohlwollen und Unterstützung.

Das Engagement der WWF-Gruppe wäre wohl mit der Zeit versandet, hätte nicht das Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) eine neue Tür aufgestossen, die den Weg zur Realisierung des Smaragd-Gebietes Oberaargau ebnete. Für eine neu geschaffene Fördermöglichkeit, das sogenannte Ressourcenprogramm, suchte das BLW Pilotprojekte, mit welchen die Biodiversität im Landwirtschaftsgebiet einer Region gefördert wird. Nun zahlten sich die jahrelangen Vorarbeiten aus, das Smaragd-Gebiet Oberaargau wurde ins Ressourcenprogramm aufgenommen, und es standen mit einem Mal Gelder zur Verfügung. Das Vorhaben gewann an Struktur, der Stein zur Professionalisierung kam ins Rollen. Fachleute schwärmten aus und ermittelten die Vorkommen der zu fördernden Arten. Es bildete sich ein Trägerverein mit zwei Grossrätinnen

im Copräsidium. Kleine Arbeitsgruppen aus den von der Förderung der Smaragd-Arten betroffenen Akteuren sowie Expertinnen und Experten erarbeiteten 2007 einen Sommer lang realistische Aufwertungsmassnahmen, die von der Basis geleistet werden können. Dabei wurde strikt darauf geachtet, dass das Mitmachen bei den Massnahmen freiwillig bleibt. Ein erstes Gesuch ans BLW zeigte auf, wie das Projekt konkret und systematisch in 6 Jahren 18 verschiedene gefährdete Tiere und Pflanzen zu fördern gedenkt. Das Smaragd-Gebiet umfasst dabei 21 Gemeinden in 4 Kantonen, weil genau hier die Arten gehäuft vorkommen.

Steckbrief der Pflanzen und Tiere,
die im Smaragd-Gebiet Oberaargau gefördert werden

Biber

Nach der Ausrottung Anfang 19. Jahrhundert und der Wiederansiedlung ab 1956 serbelten die wenigen ausgesetzten Biber jahrzehntelang vor sich hin. Erst in den letzten 10 bis 20 Jahren erlebte der Biber einen unerwarteten Aufschwung. Heute ist das Mittelland der Schweiz vom Genfer- bis zum Bodensee entlang der grossen Flüsse fast durchwegs mit insgesamt 1600 Bibern besiedelt. Langsam gelingt es dem Biber, auch in die Nebenflüsse aufzusteigen. Im Smaragd-Gebiet kommt der Biber an der Önz, Langete, Murg und Rot wie auch der Aare mit insgesamt rund 24 Tieren vor. Die Stadt Langenthal stellt noch ein unüberwindbares Hindernis für den Biber dar.

Biber leben in Familiengruppen und brauchen für die Vermehrung grabbare Böschungen, damit sie ihre Bauten mit dem Eingang unter dem Wasserspiegel anlegen können. Wenn die Wassertiefe nicht ausreicht, bauen sie Dämme, um so das Wasser zu stauen. Die reinen Pflanzenfresser ernähren sich von Gras, Hochstauden und im Winter vor allem von Rinde, besonders von Weichhölzern. Der Biber als Baumeister an den Flüssen schafft neue Lebensräume und bringt eine Erhöhung der Lebensraum- und Artenvielfalt wie kein anderes Tier.

Die Lebensweise des Bibers bringt es mit sich, dass mitunter Konflikte mit den Menschen entstehen: Gefällte Obstbäume, untergrabene Strassenböschungen, Frassschäden an Mais- oder Rübenkulturen, Überflutung von Feldern wegen der Staudämme. Fast alle Aktivitäten des Bibers

Der Biber, Baumeister an allen grösseren Gewässern im Oberaargau. Foto iStock

Unübersehbare Frassspuren des Bibers an Weiden bei Bannwil. Foto Christian Hedinger

sind aber auf einen schmalen Streifen von maximal 10 m entlang der Ufer begrenzt.
Im Smaragd-Projekt geht es darum, dass der Biber den ihm zustehenden Lebensraum als Teil eines jeden funktionierenden Gewässers zugesprochen bekommt. Hat er seinen Platz, so entstehen deutlich weniger Konflikte. Im «Präventionsprogramm» Biber stehen Informationen über die Lebensweise, aber auch die Schaffung von 10 m breiten Pufferstreifen entlang der Gewässer sowie das Anlegen von Weidenkulturen im Vordergrund. Damit soll erreicht werden, dass der Biber als Sympathieträger ein erwünschter Bestandteil der naturnahen Gewässer bleibt.

Fische und Krebse
Im Smaragd-Gebiet kommen folgende europaweit gefährdete Arten vor: Bachneunauge, Strömer, Groppe, Bitterling, Dorngrundel und der Dohlenkrebs. Die Grundbedürfnisse dieser Wasserbewohner sind im Grundsatz ähnlich: Sauberes Wasser, strukturreiche Ufer und Sohlen sowie ein lebendiges Flussbett, das Basis für genügend Nahrung bietet. Als Beispiel sind hier der Strömer und der Dohlenkrebs herausgegriffen.
Der Strömer (Leuciscus souffia agassii) ist ein kleiner (< 25 cm), wirtschaftlich nicht interessanter, aber seltener und in der Schweiz gefähr-

Strömer, ein seltener Kleinfisch, an der Önz: Charakteristisch ist die orange gefärbte Seitenlinie.
Foto Michel Roggo

Dohlenkrebs, nachtaktiver Allesfresser. Foto André Rey

deter Fisch aus der Familie der Karpfenartigen (Status VU). Typisch sind seine Wanderbewegungen zwischen tiefen, ruhigen Flussabschnitten (Kolk) im Winter und eher schneller fliessenden Standorten im Sommer. Wichtig sind Kiesbänke für die Vermehrung und gute Verstecke am Ufer. Da die Tiere bei Hochwasser leicht abgetrieben werden, sind Rückzugsmöglichkeiten und hindernisfreie Gewässer für die (Rück-)Wanderungen von grosser Bedeutung.

Der Dohlenkrebs ist eine von drei einheimischen Flusskrebsarten. Alle einheimischen Krebse sind gefährdet, da sie von vier eingeschleppten Krebsen (Galizierkrebs, Kamberkrebs, Signalkrebs, Amerikanischer Sumpfkrebs) konkurrenziert werden. Diese fremden Arten tragen oft Pilze mit sich, an denen sie selber nicht erkranken, die jedoch für die

Kleine Verdichtungen im lehmigen Waldboden genügen als Ausgangspunkt, um neue Unkentümpel aufzuwerten.
Foto Christian Hedinger

einheimischen Krebse tödlich sind (Krebspest). Werden Krebse aus Unwissen von einem in ein anderes Gewässer gebracht, kann dies für die heimischen Krebse verheerende Folgen haben.
Die Lebensweise der Krebse ist unscheinbar, da sie nachtaktiv sind. Als Allesfresser nehmen sie eine wichtige Rolle im Ökosystem wahr. Krebse können über zehn Jahre alt werden und müssen sich mehrmals pro Jahr häuten, da ihre starre Aussenhülle sonst kein Wachstum zulässt. In dieser heiklen Phase der Häutung sind sie Fressfeinden ausgesetzt. Umso wichtiger sind unbefestigte Ufer, in die sie ihre Wohnhöhlen graben können. Die Krebspest und die Wasserverunreinigungen sind jedoch die weitaus häufigeren Todesursachen der einheimischen Flusskrebse.
Alle Flusskrebse sind geschützt; ein Fang ist nicht erlaubt.
Im Smaragd-Gebiet sind für Fische und Krebse die folgenden Massnahmen vorgesehen:

– Infokampagnen für Landwirte zu den Themen Uferpflege und Risiko Gewässerverschmutzungen
– Infokampagne, um die Verbreitung der Krebspest durch Aussetzen von Krebsen zu verhindern

Gelbbauchunke: Auf der Körperoberseite gut getarnt, der hier nicht sichtbare Bauch ist gelb/schwarz getupft.
Foto Beatrice Lüscher

– Wasserbaumoratorium an der Önz, um die Ufer naturnah zu erhalten
– Ansiedlung von Strömer und Dohlenkrebs in geeigneten Gewässern durch die kantonalen Behörden

Gelbbauchunke, Geburtshelferkröte

Vieles aus dem Leben der beiden kleinen Amphibienarten ist noch unbekannt. Bezüglich der Laichgewässer, die sie einmal pro Jahr aufsuchen, sind ihre Ansprüche klar, und dort kann man auch ihre Vorkommen feststellen und zählen. Aber wo sie sich sonst genau aufhalten und wie gross ihre Wanderungen sind, liegt noch weitgehend im Dunkeln. Im Oberaargau sind beide Arten selten geworden, vor allem die Geburtshelferkröte ist auf ganz wenige Reststandorte zurückgedrängt. Ihr hoher Glockenton («Glögglifrösch») ertönt nur noch aus neun Weihern und aus immer weniger Mündern.[1]

Etwas mehr Standorte kennt man von der Gelbbauchunke, die mit nur ganz kleinen, zeitweise austrocknenden Tümpeln zufrieden ist. Beide Arten waren früher – in der von der traditionellen Landwirtschaft und von ungezähmten Flüssen geprägten Landschaft – viel häufiger. Heute

sind sie auf letzte Standorte in Kiesgruben zurückgedrängt. Ein anschauliches Beispiel liefern die Kleinstgewässer in Wagenradspuren in lehmigem Untergrund, die von der Gelbbauchunke zum Laichen genutzt werden können. Solche Restgewässer gab es über Jahrhunderte hinweg zur Genüge. Die Meliorationen der Landschaft seit dem Zweiten Weltkrieg haben dann aber saubere Arbeit geleistet, mit fatalen Folgen für die Gelbbauchunke, die eigentlich geringe Ansprüche stellt. Heute stehen beide Arten auf der Roten Liste mit dem Status «stark gefährdet» (EN).

Im Smaragd-Gebiet Oberaargau gilt es, zwischen den heutigen Standorten auf den Vernetzungsachsen möglichst viele neue Tümpel und Weiher anzulegen; natürlich dort, wo sich der Untergrund eignet und möglichst wenig Aufwand nötig ist.

Kammmolch

Der Kammmolch ist zusammen mit dem Springfrosch die seltenste Amphibienart der Schweiz und auch die seltenste Amphibienart im Smaragd-Gebiet (Status: stark gefährdet, EN). Bis vor wenigen Jahren waren im Oberaargau drei Standorte, heute ist nur noch ein einziger bekannt, in der Gemeinde Wolfwil. Der Kammmolch, dessen Männchen den namengebenden Kamm trägt, braucht nicht zu stark beschattete, grössere, regelmässig trockenfallende Weiher im Grundwasserschwankungsbereich, meist in direkter Umgebung von reich strukturiertem Auenwald neben den Flüssen. Solch spezielle Bedingungen sind rar. Umso wichtiger ist es, die noch vorhandenen Standorte zu verbessern und die Population zu stärken, damit sie wieder Ausbreitungstiere entwickelt. Die kantonale Naturschutzbehörde hat 2007 den Weiher in Wolfwil und seine Umgebung aufgewertet. Die Bemühungen haben unmittelbar Früchte getragen, denn einige Kammmolche tauchten wieder auf, obwohl man sie in den Jahren zuvor nicht mehr festgestellt hatte. Im Smaragd-Projekt ist geplant, weitere Weiher in der näheren Umgebung an der Aare zu bauen. Damit kann das heutige Vorkommen nachhaltig gesichert werden.

Helm-Azurjungfer

Diese Kleinlibelle ist auf der Roten Liste mit dem höchsten Gefährdungsstatus eingestuft: «vom Aussterben bedroht» (CR). Im Smaragd-Gebiet

Geburtshelferkröte: Das Männchen trägt die Eischnüre zwei bis drei Wochen mit sich, bis die schlüpfreifen Kaulquappen in das Laichgewässer abgelegt werden. Foto Christian Sieber

Männchen des Kammmolchs. Foto Jan Ševčík

Schmale Wiesengräben, der Lebensraum der Helm-Azurjungfer. Foto Christian Hedinger

ist sie auf die künstlich vom Menschen zur Entwässerung des Kulturlandes angelegten Wiesengräben angewiesen. Dort legt das Weibchen, im Tandem mit dem Männchen gekoppelt, die Eier unter die Wasseroberfläche an Pflanzen ab. Die aus den Eiern sich entwickelnde Larve lebt zwei Jahre im Wasser, bis sie an einem Pflanzenstängel emporklettert und sich innert Stunden in die erwachsene Libelle (Imago) verwandelt. Die Männchen sind mit dem typisch blau/schwarz gebänderten Hinterleib und dem Wikingerhelm auf dem zweiten Hinterleibsegment gekleidet, die Weibchen hingegen sind unauffällig bräunlich-grün. Die fertig entwickelten Libellen leben jeweils nur wenige Wochen, ernähren sich von Mücken und anderen Kleininsekten am Wasser, bis sie sich paaren und der Lebenszyklus von neuem beginnt.

Eine Studie[2] zeigte 2008, dass im Smaragd-Gebiet Oberaargau einige der Gräben zu radikal ausgeräumt wurden, so dass dort deutlich weniger Helm-Azurjungfern vorkamen als an libellengerecht bewirtschafteten Gräben. Es besteht also ein Defizit in der Pflege der Gräben, das im Smaragd-Projekt gemeinsam mit Gemeinden und Bewirtschaftenden angegangen wird. Die Landwirte erhalten Zusatzbeiträge für die Pflege von

Dunkler Moorbläuling auf der Raupenpflanze Grosser Wiesenknopf. Foto André Rey

Uferstreifen mit libellenspezifischen Vorgaben. Es sind zudem Einsaaten für die Aufwertung der Wiesenstreifen entlang der Gräben geplant.

Dunkler Moorbläuling/Schwarzblauer Bläuling

Der vom Aussterben bedrohte Schmetterling Dunkler Moorbläuling (Maculinea nausithous) kommt im Smaragd-Gebiet vermutlich an zwei Standorten in den Gemeinden Bleienbach und Graben vor. Sein Überleben in der Region hängt an einem seidenen Faden, da seine Biologie höchst kompliziert ist. Der Falter legt seine Eier ins Innere der mächtigsten, frisch geöffneten Blütenköpfe des Grossen Wiesenknopfs (Sanguisorba officinalis). Die junge Raupe ernährt sich in den ersten Wochen ausschliesslich von diesem Blütenknopf und lässt sich dann im September auf den Boden fallen. Eine bestimmte Ameisenart (Myrmica rubra) schleppt die Raupe instinktiv in ihr Nest, wo sie bis zum Verpuppen bleibt. Die Raupe ernährt sich von der Ameisenbrut und sondert ein Sekret ab, das die Ameisen schätzen. Im nächsten Frühling schlüpft aus der Puppe dann der bräunliche Schmetterling.

Das Smaragd-Projekt fördert den Dunklen Moorbläuling mit einer spe-

An diesem schmalen Bachbord in Bleienbach hat es grosse Vorkommen des Wiesenknopfs. Hier kommt der Dunkle Moorbläuling vermutlich noch vor.
Foto Christian Hedinger

ziell an die Bedürfnisse von Schmetterling, Wiesenknopf und Ameise angepassten Wiesen-Bewirtschaftung. Die Landwirte erhalten dafür einen Beitrag.

Vögel

Die Vögel sind die besten Indikatoren für eine intakte Landschaft, da sie verschiedene Lebensräume in Kombination nutzen und einen ganzen Strauss von Ansprüchen an ihre Umgebung stellen. Fehlt nur ein Steinchen in diesem Mosaik, so bleiben sie fern. Insgesamt sind vier Smaragd-Arten definiert worden, drei davon sind gleichzeitig nationale Prioritätsarten:[3] Gartenrotschwanz, Schleiereule und Turmfalke. Die Feldlerche kommt als weitere Art hinzu, weil sie für die offene Landschaft mit grösseren, nicht mit Hecken durchsetzten Ackerlandschaften des Oberaargaus typisch ist (Status: potenziell gefährdet, NT).

Als Beispiel ist der seltene Gartenrotschwanz herausgegriffen: Nicht zu verwechseln mit dem häufigen Hausrotschwanz, hat das Männchen des Gartenrotschwanzes eine rostrote Brust und einen ebensolchen Schwanz. Ein weisses Stirnband leuchtet über der schwarzen Kehle. Das

Der Gartenrotschwanz, Vogel des Jahres 2009 und zu fördernde Smaragdart. Foto Mathias Schäf

Weibchen ist braun mit rostrotem Schwanz. Als Zugvogel kommt der Gartenrotschwanz Anfang April aus West- und Zentralafrika in unsere Gegend. Der Insektenfresser ist auf offene, magere Wiesen mit spärlicher oder niederer Vegetation angewiesen. Dort ist sein Tisch reich gedeckt und er kann die Beute besser erspähen als in der dichten Wiese. Gerne sitzt er zum Jagen auf Ästen von Obstbäumen oder Zaunpfählen. Der dramatische Rückgang des Gartenrotschwanzes ist einerseits auf die Dürren im afrikanischen Überwinterungsgebiet, aber auch auf die intensivere Nutzung des hiesigen Kulturlandes zurückzuführen. In den Obstgärten gibt es kaum noch ältere Bäume mit Höhlen zum Nisten, und eine extensive Wiese ist in Obstgärten eine grosse Rarität geworden.

Das Smaragd-Projekt bietet den Landwirten eine ganze Palette an Fördermassnahmen für die vier Vogelarten an, vom Anlegen von Kleinstrukturen bis zu offenen, vegetationsarmen «Fenstern» in den Getreidefeldern für die Feldlerche kann der einzelne Smaragd-Betrieb auswählen, welche Massnahmen mit den entsprechenden Abgeltungen auf seinen Betrieb passen.

Selten und nicht immer einfach zu bestimmen: Wilder Reis am Weiherufer. Foto Stefan Eggenberg

Pflanzen

Die vielen Gewässer im Oberaargau bieten ein hohes Potenzial für Uferpflanzen. An den Wiesengräben und an langsam fliessenden Bächen kommen vier Pflanzenarten vor, die den Status der nationalen Prioritätsart aufweisen und gefährdet/stark gefährdet sind: Wildreis (Leersia oryzoides), Straussblütiger Gilbweiderich (Lysimachia thyrsiflora), Pfeilkraut (Sagittaria sagittifolia) und der Wasser-Hahnenfuss (Ranunculus aquatilis). Es sind allesamt Uferpflanzen, die durch die intensive Nutzung der Ufer stark zurückgedrängt worden sind.

Im Smaragd-Projekt werden an Orten, wo es noch genug dieser Pflanzen hat, einige Exemplare entnommen und in einer Gärtnerei der Region vermehrt. Nach zwei Jahren ist das neu gewonnene Pflanzengut für die Neubesiedlung bereit. Zusammen mit den Landwirten werden geeignete Standorte gefunden. Mit Verträgen ist anschliessend die Pflege der Standorte zu sichern.

Straussblütiger Gilbweiderich, eine farbige, leicht zu erkennende Uferpflanze. Foto Christian Hedinger

Die Aufwertung der Landschaft kann beginnen

Bis das ehrgeizige Vorhaben, 18 verschiedene Tiere und Pflanzen in 21 Gemeinden und 4 Kantonen zu fördern, starten konnte, brauchte es zähe Verhandlungen und Vorarbeiten. Nach fast einem Jahr Geduld und Hartnäckigkeit waren die 1,7 Millionen Franken für das Projekt beisammen. Den Löwenanteil steuerten das Bundesamt für Landwirtschaft und die Kantone bei. Aber auch die Gemeinden beteiligten sich mit 15 Prozent an den Kosten, was umso erstaunlicher ist, als diese Beiträge auf reiner Freiwilligkeit beruhen. Der Fonds Landschaft Schweiz, die Sponsoren und Umweltverbände sicherten anschliessend die Restfinanzierung, so dass das Projekt im Frühling 2009 definitiv starten konnte. Eine Angebotsbroschüre für die Landwirte zeigt auf, warum welche Massnahmen geplant sind und welche Beiträge als Entschädigung für die Einschränkungen und zusätzlichen Pflegearbeiten zu erwarten sind. Dank der Zusammenarbeit mit der landwirtschaftlichen Beratung Waldhof, den Gemeinden und den lokalen Vereinen konnten bald interessierte Landwirte gefunden werden. Die Zukunft wird zeigen, ob alle Ziele des Projektes erreicht werden können. Schon jetzt können die Bewohnerinnen und Bewohner des Oberaargaus stolz darauf sein, dass hier schweizweit das erste Ressourcenprojekt zur Steigerung der Biodiversität stattfindet. Die Wirkung wird sich in einer höheren Standortattraktivität der Region und hoffentlich in vielen spektakulären Naturerlebnissen für Gross und Klein zeigen.

Anmerkungen

1 Zur Geburtshelferkröte vgl. den Beitrag von Beatrice Lüscher im Jahrbuch des Oberaargaus 2003, S. 27–40.
2 Daniel Hepenstick 2008: Die Helm-Azurjungfer Coenagrion mercuriale im Smaragd-Gebiet Oberaargau: Verbreitung, Habitatspräferenzen und Förderung einer bedrohten Libellenart. Semesterarbeit ART Reckenholz/ETH Zürich.
3 Prioritätsarten zeichnen sich durch eine Kombination von Verantwortung und Seltenheit aus. Die Verantwortung zeigt sich in einem Vorkommen, bei dem die Schweiz einen grösseren Teil des gesamten Verbreitungsgebietes der Art abdeckt; die Seltenheit ist mit der Roten Liste ausgedrückt. Das Bundesamt für Umwelt (BAFU) hat die Prioritätsarten definiert.

Aufmerksam machen, schützen, zum Besuch anregen

Das Geotopinventar der Region Oberaargau

Christian Gnägi, Ueli Reinmann

Im Oberaargau trifft man häufig auf Kiesgruben. Kiese und Sande sind die bedeutendsten Bodenschätze der Region. Ihre Ausbeutung führt mancherorts zu grossen Einschnitten in der Landschaft. Sind Sie als Kind auch einmal in einer Kiesgrube gewesen? Für Kinder ist eine Kiesgrube ein Eldorado. Sie beginnen sofort, sich auszutoben, zu spielen und Steine zu sammeln. Kiesgruben sind für Kinder nicht Steinwüsten, sondern Robinsonspielplatz und Kreativwerkstatt in einem. Wir können uns durch ihre Sicht anstecken lassen. Steine erzählen Geschichten, und eine Kiesgrube ist ein Fenster in die Landschaftsgeschichte. Sollte man nicht einige davon erhalten? Genau dem widmet sich der Geotopschutz. Aber es geht nicht nur um Kiesgruben, auch Findlinge, einzigartige Felsen oder andere Landschaftsteile sind prägende Elemente «unseres» Oberaargaus.

1. Geotope und Geotopschutz

Ein Geotop ist ein «schutzwürdiges geologisches Objekt». Es werden Objekte von nationaler, regionaler und lokaler Bedeutung unterschieden. Obwohl in der Schweiz dieser Schutz im Zusammenhang mit den Naturdenkmälern eine lange Tradition hat, sind nur wenig gesetzliche Grundlagen dazu vorhanden. Auf nationaler Ebene sind Geotope im «Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung» erfasst. Ihr Schutzstatus ist aber schwach, da das Inventar nur für die Aktivitäten der Bundesbehörden verbindlich ist. Natur- und Landschaftsschutz sind primär Aufgaben der Kantone. Im Kanton Bern ist der Schutz von Geotopen im Naturschutzgesetz geregelt. Dort werden im Besonderen folgende Objektarten aufgezählt:

- erratische Blöcke: «Findlinge», also Felsblöcke aus Gesteinsarten, die es hier nicht anstehend gibt und die durch Gletscher an ihren heutigen Standort transportiert wurden.
- Gletscherschliffe: Felsen, die vom Gletscher «überfahren» und dadurch abgeschliffen und zerkratzt wurden.
- Gletschermühlen: Strudeltöpfe, runde Vertiefungen im Fels, durch Schmelzwasser entstanden, das in Spalten aufs Gletscherbett hinunterstürzte.
- Geologische Aufschlüsse: Stellen, an denen besondere Gesteinsschichten zu Tage treten.
- Fundstellen von Mineralien und Versteinerungen.
- Höhlen und Quellen von entstehungsgeschichtlichem oder wissenschaftlichem Interesse oder von besonderer Schönheit.

Objekte, die nicht durch den Regierungsrat unter Naturschutz gestellt wurden, können im Rahmen der Ortsplanungen durch die Gemeinden geschützt werden.
Geotope sind oft einmalige Objekte, die, wenn einmal zerstört, nicht wieder «nachwachsen», wieder angesiedelt oder wieder hergestellt werden können. Viele davon sind Zeugen der Landschaftsentstehung und bieten somit einen Zugang, um das Werden und Vergehen des Gebiets oder der Erde schlechthin zu verstehen. Sie sind vor allem durch Bautätigkeit und Ausdehnung von Abbaugebieten (Kieswerke und Steinbrüche) bedroht. Findlinge waren früher zur Verarbeitung in Natursteinobjekte gefragt: Fensterstürze, Grabsteine, Grenzsteine usw. Neben der Bedeutung als Bildungs- und Forschungsobjekte bieten Geotope auch die Möglichkeit, Beziehung und damit Bindung an die «Heimat» zu entwickeln.
In den letzten Jahren wurde der Geotopbegriff erweitert, indem auch bestimmte Landschaftsformen (z.B. Trockentäler oder Karst) als Zeugen der Landschaftsgeschichte in den Geotopschutz einbezogen wurden. Damit geraten Schutzbestrebungen aber an die Grenze ihrer Belastbarkeit. Landschaft wird damit fast grundsätzlich geschützt, entweder als Zeuge der Kulturlandschaftsveränderung oder der erdgeschichtlichen Entwicklung. Die Landschaft ist aber kein Museum, sondern soll bewohnt, genutzt und belebt werden können. Der Schutz muss sich also auf besondere Objekte beschränken. Dazu wurde auch im Oberaargau

ein Inventar erstellt. Da der Geotopschutz nicht national geregelt ist, besteht eine gewisse Gefahr, dass jeder Kanton Geotope anders definiert und schützt. Um den Geotopschutz zu koordinieren, wurde durch die Schweizerische Akademie der Naturwissenschaften SCNAT 1994 die «Arbeitsgruppe Geotopschutz Schweiz» ins Leben gerufen (www.geosciences.scnat.ch). Sie erarbeitete Grundlagen zum Geotopschutz und erstellte eine Liste der Geotope von nationaler Bedeutung. Sie bietet auf ihrer Internetseite einen Strategiebericht über den Stand des Geotopschutzes in der Schweiz an. Dass Geotope auch touristisches Potential haben, zeigen die zahlreichen Geologischen Wanderwege und die in den letzten Jahren in besonders attraktiven Gebieten entstandenen Geoparks. Eine Übersicht dazu findet sich ebenfalls auf der Website der SCNAT.

2. Das Geotopinventar Oberaargau

Im Juli 2008 wurde die Internetplattform des Oberaargaus durch einen bedeutenden Eintrag bereichert. Mit dem neu aufgeschalteten Geotopinventar können sich Naturinteressierte über eine Vielzahl von erdgeschichtlichen Objekten der Region informieren (www.oberaargau.ch/planung). Es kann kostenlos vom Internet heruntergeladen werden. Das Geotopinventar verfolgt gemäss Markus Ischi, Geschäftsführer der Vereinigung Region Oberaargau, das Ziel, die Bevölkerung für wertvolle, nicht auf den ersten Blick ersichtliche Landschaftselemente der Region zu sensibilisieren. Gemeindebehörden, Planer und Schulen können von dieser umfassenden Zusammenstellung profitieren. Das Inventar ist zwar rechtlich nicht bindend. Es liefert Gemeinden und kantonalen Stellen aber wichtige Informationen für die Ausarbeitung von Richtplänen und Konzepten und gehört zu den Grundlagen für die Überarbeitung der Zonenpläne.

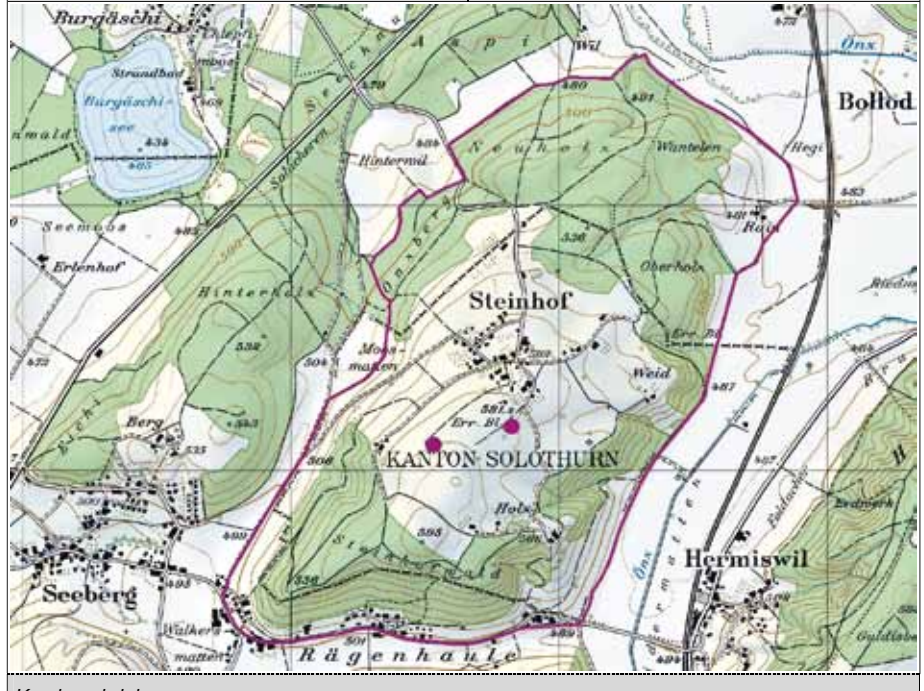
Die erfassten Geotope wurden von Valentin Binggeli ausgewählt. Er hat sich jahrzehntelang mit dem Thema befasst. Verfasser des Inventars ist das Büro Kappeler (Samuel Kappeler) aus Bern. «Wie bei allen Inventaren haftet der Auswahl Subjektivität wie auch Unvollständigkeit an», heisst es in der Einleitung. Die Auswahl der Geotope folgte den natürlichen geologisch-geografischen Landschaftsgürteln:

– Jura und Jurasüdfuss
– Schotterebene und Hügelland vom Jurafuss bis zur Aare
– Hügel- und Terrassenlandschaft zwischen Aare und Buchsibergen
– Molassehügelland der Buchsiberge
– Langetental
– Rottäli

Gemäss Valentin Binggeli diente ein ähnliches Projekt, das Geotopinventar des Kantons Thurgau, als Vorlage. Dabei wurden acht Typen von Geotopen unterschieden:
– Strukturgeologisch-tektonische Objekte
– Paläontologische Objekte, Fossilfundstellen
– Mineralogisch-petrographische Objekte
– Geohistorische Objekte
– Sedimentologisch-aktuogeologische Objekte
– Stratigraphische Objekte, Typlokalitäten, Richtprofile
– Geomorphologische Objekte, Dokumente der Eiszeiten
– Hydrogeologische Objekte

Leider fehlen im Inventar die Kriterien, wonach die Unterscheidung in Objekte von nationaler, regionaler und lokaler Bedeutung vorgenommen wurde. Es werden z.B. 22 Geotope von nationaler Bedeutung aufgeführt. Es ist verständlich, dass man versucht ist, das, was man kennt, zu stark zu gewichten. Trotzdem ist es schade, dass für ein solch aufwendiges Werk nicht die Auseinandersetzung mit nationalen Standards deutlich wird. In der Liste der Geotope von nationaler Bedeutung der SCNAT figurieren im Gegensatz dazu nur gerade die Findlingsreservate Steinhof und Steinenberg (Geotopinventar Nrn. 8 und 9) aus dem Oberaargau.
Im Folgenden werden drei Örtlichkeiten etwas näher erläutert: als Beispiel für ein Geotop von nationaler Bedeutung das Findlingsreservat Steinhof, als eines von regionaler Bedeutung die Lehmgrube «Chli Sunnhalde» und als eines von lokaler Bedeutung der Kalkfelsen bei Teuffelen, Attiswil.

Region Oberaargau		**Inventar der Geotope**	
Findlinge auf Steinhof SO (581m ü. M. «Grosse Fluh»)			Nr. 8
Objektart	Geotop-Komplex (Moräne) Einzel-Geotop (Mächtiger Err. Block)	*Datum*	26.06.2008
Objektform	Hügelzug; Glazialformen (verwaschener Moränenwall)	*Gemeinde*	Steinhof SO, Herzogenbuchsee, Bollodingen, Seeberg
Bedeutung	national	*Koordinaten*	618 850 / 223 150 («Grosse Fluh»)



Karte reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA 091553)

Kurzbeschrieb

Der Hügel von Steinhof entspricht dem benachbarten Steinenberg (siehe Geotop Nr. 10). Steinhof ist ein Weilerdorf auf dem Hügelzug zwischen Herzogenbuchsee und Burgdorf, ausgezeichnet durch den aussergewöhnlichen Findling «Grosse Fluh», gelegen in einer anmutig gewellten Glaziallandschaft. Es handelt sich um eine solothurnische Enklave innerhalb der Berner Gemeinde Seeberg. – Eine Enklave stellt der Steinhof auch gynäkologisch dar: Überall bei uns bringt der Storch die kleinen Kinder, nach den Steinhof-Gossmüttern kommen sie aus der grossen Spalte der «Grossen Fluh».

Dieser haushohe Findling trägt den Namen zurecht: Sein (sichtbarer) Inhalt beträgt rund 1000 m^3. Er gilt als grösster erratischer Block des nördlichen Alpenvorlandes, krönt die bäuerliche Rodungsinsel auf der Plateau-Anhöhe: als lebendiger Zeuge längst vergangener Eis-Zeiten. Wie die übrigen Findlinge auf Steinhof und Steinenberg besteht er aus Granit-Gneis vom Typ Dent Blanche, einem grünlichen Gestein mit schwarzen Hornblende-Stengelchen. In der letzten Eiszeit ritt er auf dem Rhonegletscher aus dem Unterwallis auf den Steinhof. Fast genau 100 grosse

Region Oberaargau	**Inventar der Geotope**
Findlinge auf Steinhof SO (581m ü. M. «Grosse Fluh»)	Nr. 8

Erratiker (d.h. unverrückbare, von 10 bis 200 m³ Inhalt) sind auf den beiden Hügeln erhalten geblieben: Die hohe Dichte weist auf einen Bergsturz hin, der auf den Gletscher nieder gegangen war. (Gesamtzahl der Findlinge nach Zählung 1966: 400 Blöcke von über 1 m³ Inhalt).

«Erstmals 2004 wurden Altersbestimmungen an Gesteinsproben der erratischen Blöcke auf Steinhof und Steinenberg durchgeführt» (mit der Oberflächen-Expositionsmethode; Wegmüller JbO 2005). Sie ergaben ein «Findlings-Alter» von rund 20000 Jahren.

Der zweite grosse Findling auf dem Steinhof-Plateau ist der «Kilchlistein», ein sog. Kindlistein, wird er doch auch «Rütschistein» genannt: Durch nächtlichen Rutsch bluttfüdlige über die schiefe Platte hinunter glaubten junge Frauen, ihren Wunsch nach einem Manne oder Kind erfüllt zu bekommen.

Der steinreiche, sagenumwobene Steinhof darf füglich als Sternstunde der Landschaftsgeschichte bezeichnet werden. 1983 wurde er – gesamthaft mit Steinenberg und Burgäschisee – ins BLN-Inventar aufgenommen als «Landschaft von nationaler Bedeutung».

Fachliteratur: Schmalz (und Hügi) 1966, Zimmermann 1969, Gerber 1978, Binggeli 1983, Wegmüller 2005

Gefährdung / Beeinträchtigung

Kaum möglich. Ein schwerwiegender Eingriff aber käme einer Denkmalschändung gleich – im Blick auf die Einzigartigkeit der beiden Hauptobjekte.

Massnahmen

Bestehende Schutzmassnahmen des Staates genügen. Zu bedenken: böswillige Eingriffe sind selten – solche unbedachten Vorgehens jedoch weniger. Daher Infotafel bei der «Grosse Fluh» vorsehen.

Die «Grosse Fluh» ist bei Erholungssuchenden sehr beliebt.

2.1 Nationale Bedeutung – Findlingsreservat Steinhof
Aufgrund der grossen erratischen Blöcke gilt das Findlingsreservat Steinhof als Geotop von nationaler Bedeutung. Das Datenblatt auf den vorhergehenden Seiten gibt darüber Auskunft und zeigt gleichzeitig, wie das Inventar gestaltet ist.

2.2 Regionale Bedeutung – «Chli Sunnhalde»
(Nr. 19 im Geotopinventar)
Die Tongrube «Chli Sunnhalde» (Koord. 631 500/228 600) ist einer der letzten Grossaufschlüsse der Unteren Süsswassermolasse im Oberaargau. Viele andere – z.B. bei Langenthal, Thunstetten, Bollodingen oder Riedtwil – sind bis zur Unsichtbarkeit rekultiviert worden. Die «Chli Sunnhalde» gehört zu den Tongruben der Ziegeleien Roggwil (450 m ü.M.) und St. Urban/Pfaffnau (500 m ü.M). Der imposante Aufschluss liegt an der Strasse von St. Urban Richtung Altbüron. Von Untersteckholz ist die Grube besonders gut einsehbar (siehe Abb. 2-1). An dieser Tongrube wird beispielhaft ersichtlich, wie vielfältig die Hügellandschaft des Oberaargaus aufgebaut ist.

Abb. 2-1: Tongrube «Chli Sunnhalde» von Untersteckholz her betrachtet

Die Untere Süsswassermolasse wird hier durch die Schicht der «Oberen bunten Molasse» aus der Zeit des Aquitanien aufgebaut. Sie besteht vor allem aus bunten (rot, gelb, bräunlich, hell-graublau, blaugrün usw.), oft tonigen Siltsteinen. Manchmal sind sie auch sandig und zeigen Übergänge zu siltigem Sandstein von olivgrüner bis brauner Farbe. In dieser Zeit vor 23 bis 20 Millionen Jahren herrschte hier ein subtropisches Klima, was an den tiefroten Schichten erkenntlich wird, die intensiv verwitterte ehemalige Böden repräsentieren. Einzigartig an der «Chli Sunnhalde» ist der Übergang zwischen der tertiären Molasse und der darüber liegenden (jüngeren) eiszeitlichen Grundmoräne. Die Grundmoräne ist sehr tief verwittert. Die Bodenbildung reicht vielerorts bis in die darunter liegende Molasse – in Abb. 2-2 ist der tertiäre Sandstein unterhalb der rötlich gefärbten, verwitterten Grundmoräne ersichtlich.

Die Tongrube bleibt zwar noch einige Zeit offen, aber eines Tages wird auch dieser interessante Aufschluss wieder aufgefüllt – was sehr schade wäre. Zur Erhaltung dieses Geotops wäre bei der Rekultivierung zu wünschen, dass zumindest ein «Fenster» auf die bunten Mergel des Oberaargaus offen bleibt.

Abb. 2-2: Aufschluss im oberen Grubenteil. Der Spaten im kleinen Bild liegt im Übergangsbereich zwischen Quartär (oben) und Tertiär (unten).

Abb. 2-3: Geotope von lokaler Bedeutung
Ausschnitt aus der Liste im Geotopinventar. Lias ist der «Schwarze Jura», im Unterschied zum Malm «Weisser Jura» und zum Dogger «Roter Jura»

Region Oberaargau		**Inventar der Geotope**
Liste der Geotope von lokaler Bedeutung		
Geotoptyp		
Bezeichnung und Nummer	*Gemeinde und Lage*	*Bemerkungen*
Teuffelen (101) **B**	Attiswil 612 200/235 400	Fossilfundstelle im Wald östlich der Weide: Felswand aus Muschelkalk, Gryphäen-Muschel (Leitfossil des Lias)
Waldenalp (102) **B**	Niederbipp 618 650/236 950	Rezenter Hangschlipf, Waldweide. Fossilien. «Alp» bei Gerhard Meier.

2.3 Lokale Bedeutung

Eine Liste wurde auch für Geotope von lokaler Bedeutung erstellt, damit bei kommunalen Planungen die entsprechenden Massnahmen ergriffen werden können. Hierzu als Beispiel ein Aufschluss auf der Alp Teuffelen, Attiswiler Berg (Abb. 2-3)

Abb. 2-4: Felswand bei Teuffelen, Attiswil, nach dem Geotopinventar ein schutzwürdiges Objekt von lokaler Bedeutung. Es ist eine 10 bis 20 m hohe Felswand voll Gryphäen-Muscheln (Austernart), eingebettet in Kalkstein aus der Zeit des Jurameers (Lias).
Siehe auch: Werner Bühler, Hans Huber und Valentin Binggeli: Versteinerungen im Oberaargau. Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 23 (1980)

3. Bemerkungen zum Geotopinventar

Speziell am Geotopinventar der Region Oberaargau ist die Einbettung der Geotope in die Kultur des Oberaargaus. Neben den im Inventar erwähnten Geotopen als Schauplätze bei Schriftstellern wären auch zahlreiche Bilder namhafter Maler von einzelnen Geotopen zu nennen. Dadurch entfernt sich das Inventar von der streng wissenschaftlichen Betrachtungsweise, wie sie beim Vorbild des Kantons Thurgau angewandt wurde.

Der Oberaargau ist eine äusserst abwechslungsreiche Gegend. Auf einer relativ kleinen Fläche sind die unterschiedlichsten Landschaftsformen zu finden. Das Geotopinventar beinhaltet eine Zusammenstellung davon. Es möchte mithelfen, die Bewohner auf die Schönheiten und Eigenheiten der Gegend aufmerksam zu machen, zu sensibilisieren und, wo nötig, Objekte zu schützen.

Das Geotopinventar enthält viele Ideen für interessante Ausflüge: sei es eine Felswand mit Versteinerungen, ein wildes Tälchen mit Wasserfall oder sogar eine Kiesgrube. Ein Besuch kann neue Erkenntnisse vermitteln und das Bewusstsein stärken, in einer wunderschönen Gegend zu Hause zu sein.

Die Kiburger und der Oberaargau

Aufstieg, Herrschaft und Niedergang eines Grafenhauses

Jürg Leuzinger

In der Berner Geschichtsschreibung über das 13. und 14. Jahrhundert nehmen die Kiburger einen geringen Stellenwert ein. Das Interesse lag vor allem bei der Berner Territorialpolitik und der damit einhergehenden Ausdehnung der Berner Herrschaft in Richtung Oberland und den Oberaargau. Die Kiburger hatten sich mit der Rolle des zurückgedrängten Adels zu begnügen. Dabei wurde aber übersehen, dass die Kiburger nach 1218 zu einem der wichtigsten Grafenhäuser im Raum der heutigen Schweiz aufsteigen konnten. Sie kamen im Gebiet Oberaargau/Emmental zu ansehnlichen Gütern und Rechten und konnten sich auf eine grössere Anzahl von Ministerialen, auf Dienstleute, stützen. Bis 1263/64 waren die Kiburger im Begriff, ihre Herrschaft zu sichern und auch auszubauen. Verschiedene Klostergründungen zeigen zum Beispiel auf, welche Gebiete für die Grafen wichtig waren. Zudem wurde ein umfassendes Urbar erstellt, um die Einnahmen der Kiburger Besitzungen zu erfassen. Längerfristig gelang es aber den Kiburger Grafen aus verschiedenen Gründen nicht, ihre Macht zu festigen und zu erhalten. Im Folgenden soll, unter besonderer Berücksichtigung des Oberaargaus, auf die Herkunft, den Aufstieg, die Herrschaft und den Niedergang der Grafen von Kiburg eingegangen werden.

1. Herkunft der Kiburger

Die Grafen von Kiburg[1] stammten aus einem hochadligen schwäbischen Geschlecht, das sich nach der Burg und der Siedlung Dillingen an der Donau im heutigen Bayern nannte. Hartmann I. von Dillingen war mit Adelheid, die aus dem Geschlecht der Udalrichinger stammte, verheira-

tet. Begütert waren Adelheids Vorfahren im Raum Winterthur. Als nun die Herren von Winterthur um 1070 ausstarben, konnte Hartmann I. diese Güter beanspruchen und gelangte so in den Besitz der Burg Kiburg sowie zu umfangreichen Gütern und Rechten, die zwischen dem Boden- und dem Zürichsee lagen.[2]

Mit dieser Ausdehnung bis an den Zürichsee entstanden zwei Herrschaftsgebiete – eines nördlich und eines südlich des Rheins – die unter den Enkeln Hartmannns I., Adalbert II. und Hartmann III., um 1151 aufgeteilt wurden. Hartmann III. erhielt die Gebiete südlich des Bodensees und nannte sich fortan Graf von Kiburg. Der Bruder Hartmanns III., Adalbert II. von Dillingen, behielt die schwäbischen Gebiete. Nach 1170, nach dem Tod Adalberts II., wurden die beiden Herrschaftsgebiete unter Hartmann III. von Kiburg nochmals bis zu seinem Tode 1180 vereint und danach endgültig unter den beiden Söhnen Hartmanns III., Adalbert III. von Dillingen und Ulrich III. von Kiburg, aufgeteilt. Damit herrschten die beiden Zweige des Geschlechts der Dillinger – die Grafen von Dillingen sowie die Grafen von Kiburg – auch über getrennte Herrschaftsbereiche.

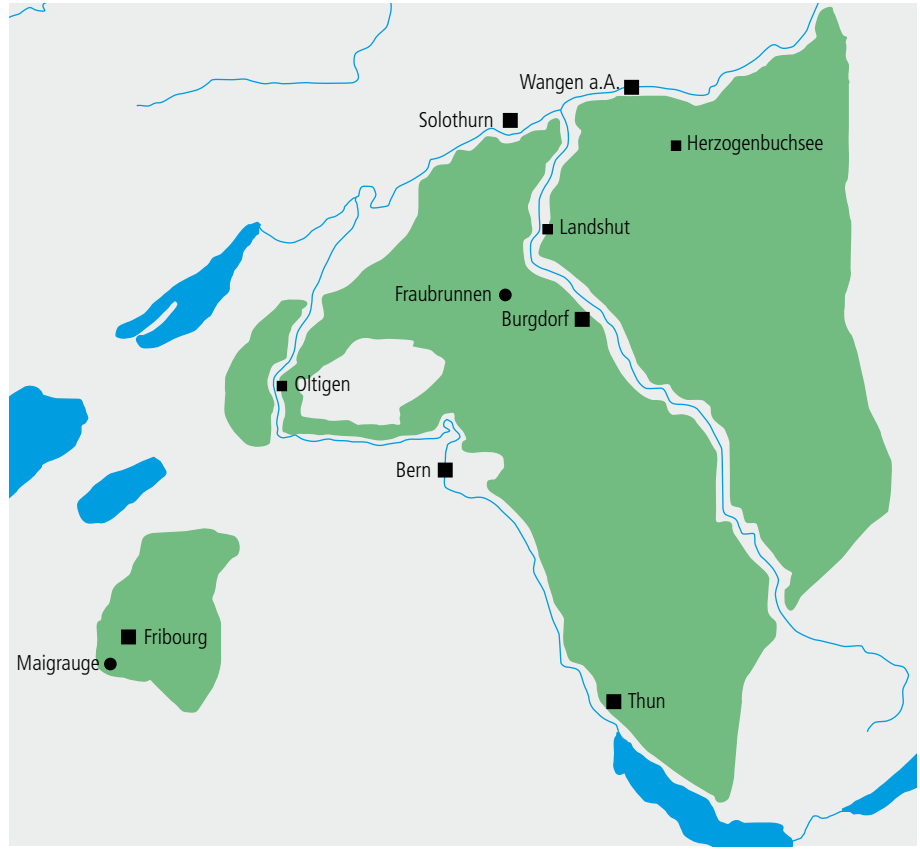
2. Die Erbschaften der Lenzburger und Zähringer

Abbildung 1: Das Wappen der Kiburger auf dem Sarkophag in der Klosterkirche Wettingen (vgl. Abb. 3)

Da Hartmann III. mit Richenza von Baden-Lenzburg verheiratet war, konnte er seine Herrschaft nach dem Aussterben der Lenzburger 1172/73 erweitern, wobei sich die Staufer einen Teil des Lenzburger Erbes vorbehielten. Diese Gebiete gelangten später, als Hartmann V. 1254 Elisabeth von Châlons heiratete, an die Kiburger.[3]

Aufgrund der Vermählung Ulrichs III. von Kiburg mit Anna von Zähringen[4], der jüngeren Schwester des kinderlosen Herzogs Berchtold V., konnte Ulrich III. 1218 einen grossen Teil der Erbschaft der Zähringer antreten.[5] Es handelte sich dabei um die Zähringer Besitzungen südlich des Rheins, die sich vor allem in Burgund[6] befanden. Die königlichen Güter hingegen, die nicht Eigengut der Zähringer waren, wurden nicht an die Kiburger ausgegeben. So konnten sich die Städte Zürich, Solothurn und Bern sowie das Berner Oberland mit dem Haslital dem Zugriff der Grafen von Kiburg entziehen. Die geerbten Güter im Gebiet Burgunds lagen zwischen Thun im Süden, Fribourg im Westen, der Aare im Norden und dem Emmental im Osten. Mit Burgdorf erhielten die Ki-

Abbildung 2: Gebiete mit Kiburger Gütern im Raum Burgund



burger auch das ehemalige Zentrum der zähringischen Verwaltung Burgunds, das den Zähringern über das Erbe der Rheinfelder zugefallen war.

Durch die erwähnten Gebietserweiterungen nach Südwesten gelang es den Kiburgern, zum mächtigsten Grafengeschlecht zwischen Saane und Bodensee aufzusteigen. Daher konnte Ulrich III. von Kiburg drei seiner Kinder standesgemäss mit den Häusern Lothringen, Savoyen und Habsburg verheiraten und damit Macht und Ansehen vergrössern. So vermählte sich Werner mit Alice von Lothringen, Hartmann IV. mit Margaretha von Savoyen und Hedwig mit Albrecht IV. von Habsburg. Gerade die kurz nach dem Tod Berchtolds V. von Zähringen am 1. Juni 1218 in Moudon durch die Grafen Thomas von Savoyen und Ulrich III. von Kiburg arrangierte Heirat zwischen Hartmann IV. und Margaretha zeigt aufgrund des Zeitpunkts, dass vor allem eine Absprache über das Erbe

der Zähringer der Grund der Heirat war, versprachen doch die Kiburger, dass Margaretha die Burg Oltigen, die Höfe in Jegenstorf, Münsingen und Diessbach sowie die Burg Ripolcens als Ausstattung erhalten sollte.[7]

3. Die Territorialpolitik der Kiburger

Der Aufstieg der Kiburger in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur erwähnten starken Machtposition zwischen Saane und Bodensee ist aber nicht nur auf die Lenzburger- oder die Zähringererbschaft zurückzuführen, sondern, zumindest im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, auch auf das Verhältnis zwischen Kiburgern und Staufern.[8] Die Heirat zwischen Hartmann III. von Kiburg und Richenza von Baden-Lenzburg führte die Kiburger bereits früh in den Klientelbereich der Staufer, was deren Macht vergrösserte. Die Staufer jedoch wollten die Kiburger nicht allzu mächtig werden lassen, denn Friedrich II. gab Kiburg aus dem Zähringererbe von 1218 beispielsweise nur Teile der Reichsvogtei Zürich. Dies schwächte die Herrschaft der Grafen von Kiburg, was diese schliesslich veranlasste, sich ins antistaufische Lager zu begeben und Partei für den Papst zu ergreifen.

Bereits kurz nach 1218 begannen die Kiburger, ihre neu erworbene Herrschaft auszubauen.[9] Dabei versuchten sie, verschiedene Rechte zu erhalten, Erbschaften ausgestorbener adliger Geschlechter zu beanspruchen und mit Kloster- und Stiftsgründungen wichtige Gebiete abzusichern. In dieser ersten Phase wurden Klöster und Stifte, wie im folgenden Kapitel noch genauer dargestellt wird, vor allem im Gebiet um Winterthur, im Umfeld der Kiburg, errichtet, und erst später, gegen Mitte des 13. Jahrhunderts, im westlichen Mittelland. Mit den Gründungen im westlichen Bereich ihrer Herrschaft versuchten die beiden Grafen Hartmann IV. und Hartmann V. ihren Einfluss zwischen Burgdorf und Bern sowie südlich von Fribourg zu verstärken.

Zudem wollte Hartmann IV. die wichtigen Kastvogteien über Interlaken und Rüeggisberg, aber auch die Städte Bern und Murten unter seine Kontrolle bringen. Die Kiburger mussten aber gerade im Zusammenhang mit Bern feststellen, dass die Savoyer zu territorialpolitischen Konkurrenten aufgestiegen waren. Denn Bern begab sich 1256/57 unter den Schutz des Savoyer Grafen, um sich gegen die Absichten der Kibur-

ger zu wehren. Offensichtlich konnte die Savoyer Besatzung in Bern die Ziele Hartmanns V. vereiteln und damit die Kiburger Ausdehnung gegen Westen blockieren. Hartmann V. änderte nun seine Politik und begann sich gegen Osten mit den Habsburgern zu verständigen, die seit 1242 in den Fussstapfen der Staufer an Macht gewannen und ihn gegen die Savoyer unterstützen konnten.
Damit gerieten die Kiburger in den Einflussbereich der Habsburger, die ihrerseits im Begriff waren, eine Landesherrschaft aufzubauen und somit zu Konkurrenten der Kiburger wurden. Zudem lag nun die Grafschaft Kiburg zwischen Bern und Habsburg, was die Situation Kiburgs zusätzlich schwächte, weil Kiburg zuerst zwischen Bern und Habsburg lavierte und sich dann ab 1312 Habsburg zuwandte. Diese Parteinahme zugunsten der Herzöge von Österreich musste längerfristig zu einem Konflikt mit Bern führen, aus dem sich Kiburg schlussendlich nicht mehr heraushalten konnte.

4. Die kirchlichen Stiftungen der Kiburger

Bereits mit den ersten Grafen von Dillingen begann eine lange Tradition von kirchlichen Stiftungen[10], an die auch die Kiburger anknüpften. Dies war im Hochmittelalter unter dem Hochadel für eine standesgemässe Grablege als sichtbaren Machtanspruch und für ihr Seelenheil durchaus üblich. Zudem konnten über das Amt des Kastvogtes die klösterliche Verwaltung und die Klostergebiete kontrolliert werden. Nach 1173 und 1218 begann auch die Kiburger-Linie der Grafen von Dillingen Klöster und Stifte in ihren neuen Besitzungen südwestlich des Bodensees zu errichten. Eine der ersten Gründungen entstand mit dem Chorherrenstift um 1225 auf dem Heiligenberg bei Winterthur. Um 1233 folgte die Gründung des Dominikanerinnenklosters Töss südlich derselben Stadt. Ein weiteres Dominikanerinnenkloster wurde 1235 zuerst in Diessenhofen gegründet und 1242 rheinabwärts in ein kleines Tal verlegt, das dann wie auch das Kloster nach der heiligen Katharina genannt wurde.
Die ersten Kiburgerstiftungen lagen somit alle im Kernbereich ihrer Herrschaft und dienten dort der Verdichtung und dem Ausbau der Herrschaft, denn die Konkurrenten der Kiburger, wie zum Beispiel die

Abbildung 3: Die letzte Ruhestätte der Grafen Hartmann des Jüngeren und Hartmann des Älteren von Kiburg (gest. 1263/1264). Der Sarkophag steht im Konversenteil der Klosterkirche der Zisterzienserabtei Wettingen.

Grafen von Rapperswil oder Toggenburg, mussten an der Ausdehnung ihrer Herrschaft gehindert werden. Die Gründung des Zisterzienserklosters Wettingen zeigt einen solchen Zusammenhang: Das Kloster wurde 1227 auf ehemaligem Gebiet der Grafen von Dillingen durch die Grafen von Rapperswil gegründet, dies mit Zustimmung der Kiburger, die damit einen Ausgleich mit den Grafen von Rapperswil erreichten. Damit gelang es den Grafen von Kiburg, das betreffende Gebiet und die damit verbundenen Rechte zu sichern und die Rapperswiler als Konkurrenten im Raum Baden auszuschalten.[11] Bei der Gründung des Klosters waren neben Heinrich von Rapperswil auch die beiden Grafen Hartmann der Jüngere und der Ältere von Kiburg zugegen. Diese wurden später, wohl während des zunehmenden Einflusses der Habsburger, in Wettingen beigesetzt. Ihr Sarkophag steht heute an der Nordseite des Mittelschiffes im ehemaligen Teil der Konversenkirche. Der Sarkophag wurde bereits 1256, also zur Zeit der ersten Kirchenweihe, geschaffen und soll damals am gleichen Standort wie heute aufgestellt worden sein.[12]

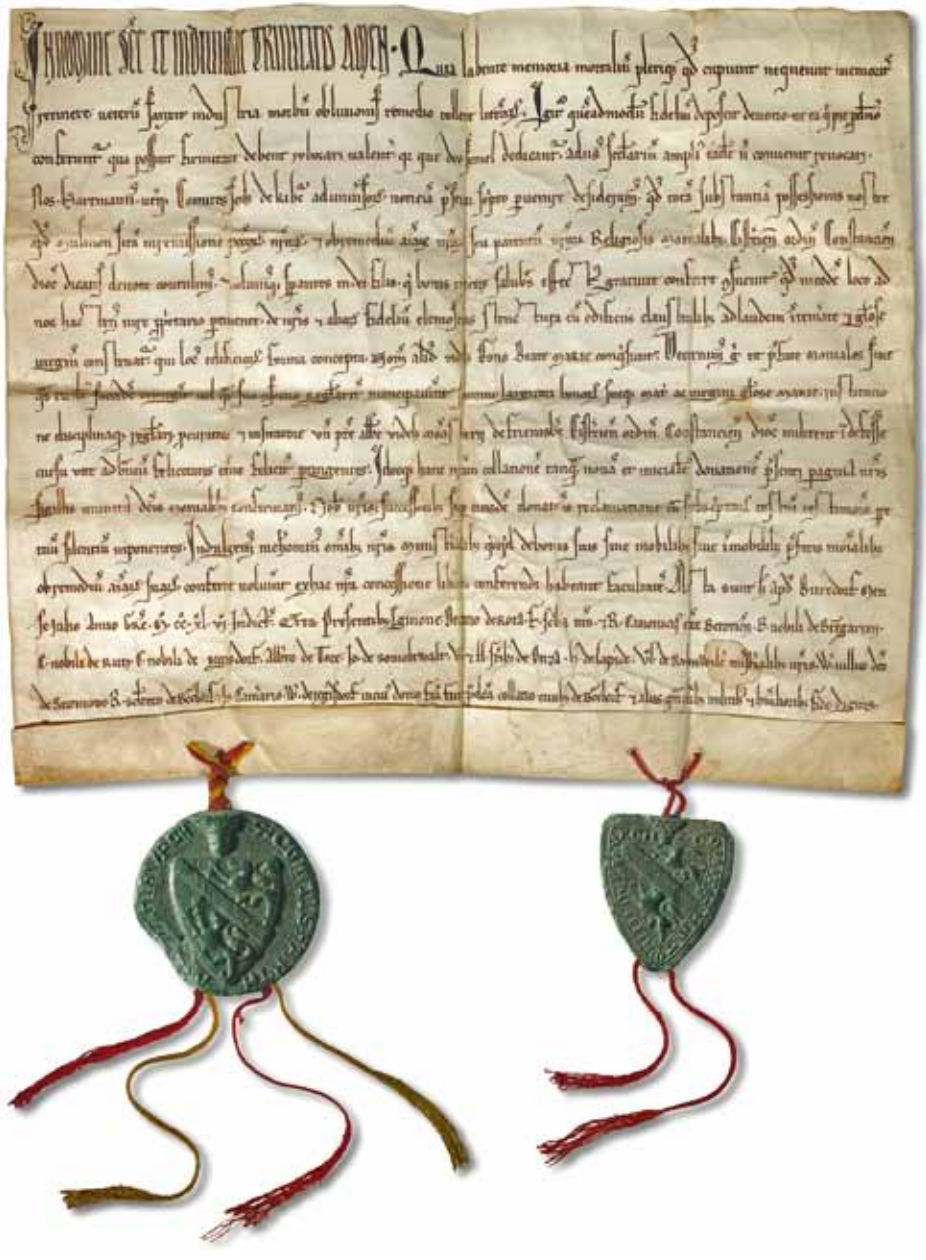


Abbildung 4: Fraubrunner Stiftungsurkunde der Grafen von Kiburg vom Juli 1246, besiegelt von Graf Hartmann dem Älteren und Graf Hartmann dem Jüngeren; Staatsarchiv Bern, Fach Fraubrunnen

Für die Kiburger Ministerialen des Oberaargaus und des Emmentals war die Gründung des Klosters Fraubrunnen[13] von Bedeutung, konnten diese doch ihre Stiftungen für ihr Seelenheil den Zisterzienserinnen zukommen lassen, und auch ihre Töchter hatten die Möglichkeit, ins nahe gelegene Kloster einzutreten, um für das Seelenheil der entsprechenden Familie zu beten. In der Gründungsurkunde des Klosters Fraubrunnen, die durch die beiden Grafen Hartmann dem Älteren und dem Jüngeren von Kiburg im Juli 1246 zu Burgdorf ausgestellt wurde, wird erwähnt, dass die beiden Grafen *… in remissionem peccatorum nostrorum et ob remidium animarum nostrarum …*[14] ihr Eigengut bei Mülinen[15] dem Zisterzienserorden zur Gründung eines Frauenkonvents stifteten. Dabei wird den Ministerialen ausdrücklich gestattet, weitere Stiftungen an das künftige Kloster zu vergeben.[16] Unter den ersten Stiftern finden sich denn auch neben den Grafen von Kiburg viele Kiburger Ministerialen, wie die Herren von Jegenstorf, Schüpfen, Mattstetten, Rüti, Önz und die Freiherren von Grünenberg.

Damit die Nonnen in Fraubrunnen nicht vergassen, der Stifter zu gedenken und für deren Seelenheil zu beten, wurde ein so genanntes Jahrzeitbuch geführt, das sich bis heute erhalten hat.[17] In diesem finden sich dreizehn Eintragungen über die Grafen und Gräfinnen von Kiburg, wie das folgende Beispiel des 1. Septembers zeigt: *… Her Hartman, Graf von Kyburg und frouw Margareta sin gemachel. Und sol man began aller Herren und frouwen von Kyburg jarzit. mit dryen Priestern und mit einer marck geltes, und frouw Johannen von Kyburg. und Gräf Egen von Kyburg, und ouch Gräf Berchtolds von Kyburg.*[18] Unter dem Eintrag des 2. Septembers wird einer der Stifter, Hartmann V., aufgeführt: *…gräf Hartman der jünger.*[19]

Südlich von Fribourg gründete Graf Hartmann V. von Kiburg das Zisterzienserinnenkloster La Maigrauge. Die erste urkundliche Erwähnung stammt vom Juli 1255, als Burkard, Pfarrer in Tafers, die Errichtung einer geistlichen Niederlassung in unmittelbarer Nähe des heutigen Klosterstandortes erlaubte. 1259 stattete Graf Hartmann das neu gegründete Kloster mit der «Augia dicta Macra», mit der sogenannten Mageren Au aus, die dem Kloster den Namen gab. Als Stadtherr von Fribourg konnte Graf Hartmann weitere Adlige, wie zum Beispiel die Herren von Maggenberg, Viviers und Mettlen zu Stiftungen animieren, die dem Kloster die wichtigen Einkünfte sicherten, die zu einer Klausur nötig waren.[20]

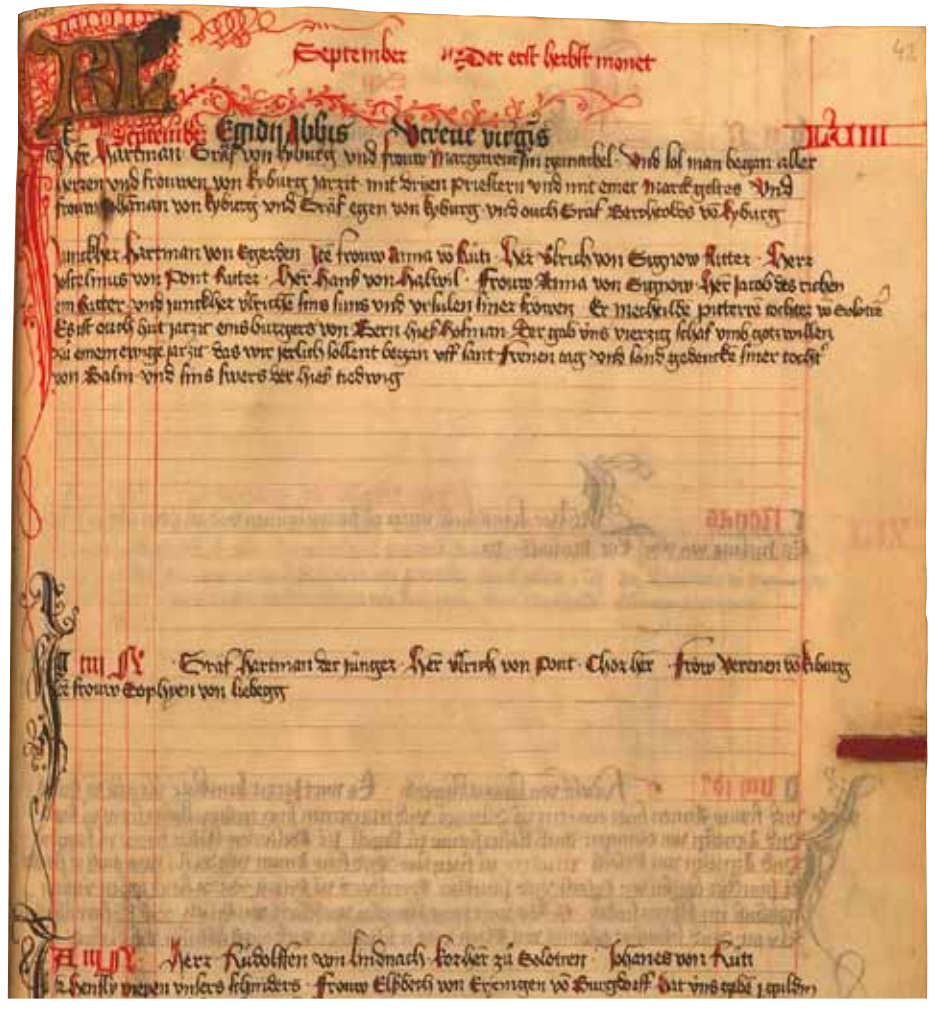


Abbildung 5: Eintrag im Jahrzeitbuch Fraubrunnen für den 1. und 2. September. Aufgeführt sind Graf Hartmann von Kiburg und seine Frau Margaretha, Johanna von Kiburg, Graf Egon und Graf Berchtold von Kiburg sowie Hartmann der Jüngere. Burgerbibliothek Bern, Jahrzeitbuch Fraubrunnen, Mss. Hist. Helv. I 35

5. Die Herrschaft der Kiburger

Die erste überlieferte Urkunde der Grafen Werner und Hartmann IV. von Kiburg, die in Burgund ausgestellt wurde, betrifft die bereits erwähnte Verlobungsurkunde zwischen Hartmann IV. und Margaretha von Savoyen vom 1. Juni 1218.[21] Für die Grafen von Kiburg war es nach dem Tod des Herzogs von Zähringen entscheidend, möglichst schnell ihre neu erworbenen Gebiete gegen Westen abzusichern, denn das westliche Gebiet der Zähringerherrschaft war schon zu Lebzeiten der Herzöge umstritten gewesen.

Interessant sind dabei die weiteren ausgestellten Urkunden betreffend Margaretha von Savoyen. Als Leibgeding[22] für seine Frau Margaretha übergab Hartmann IV. im Mai auf der Kiburg 1241 die Burgen Windegg und Oltigen und weitere Güter, mit der Ergänzung, dass Hartmann V. Margaretha nach dem Tod seines Onkels zu beschützen und ihr 200 Mark Silber auszubezahlen habe,[23] was dieser vier Tage später bestätigte.[24] Hartmann IV. erweiterte zudem, wiederum mit Zustimmung seines Neffen, im Juli 1241 in Suhr an einem Vasallentag die Schenkung an seine Frau mit zusätzlichen Besitzungen. Die unterdessen doch ansehnliche Schenkung liess Hartmann von den wichtigen Adligen aus der Gegend, den Grafen von Frohburg, Habsburg, Buchegg, Falkenstein und Bechburg sowie mit weiteren Herren und Ministerialen öffentlich beschwören.[25] Das grosse Aufgebot an Grafen zeigt die Wichtigkeit, aber auch das Misstrauen der Savoyer betreffend diese Übereinkunft. Dieses Misstrauen galt wohl auch gegenüber den erwähnten Grafen, denn auch Schultheiss, Rat und Burger von Freiburg mussten sich verpflichten, die der Margaretha übertragenen Güter zu beschützen.[26]

Für die frühe Kiburger Herrschaft sind nur wenige Urkunden überliefert. Dass die Kiburger aber dennoch rasch mit der Verwaltung ihrer neuen Herrschaft begannen, zeigt ein Eintrag im Urbar des Klosters St. Urban von 1224: *Doselbs het uns der obgenant W. von Luternouw ze kouffen geben mit willen siner sün ij Schuopp durch die hand siner herren von Kiburg.*[27] Bei Oltigen stellten Werner und Hartmann IV. von Kiburg die letzte gemeinsame Urkunde aus. Es handelte sich dabei um den Verkauf der Kastvogtei über Lausanne für 300 Mark Silber.[28] Damit zeigt sich, dass der Anspruch der Kiburger auf Rechte in Lausanne nicht aufrechterhalten werden konnte. Bereits der Bischof von Lausanne hatte Berchtold V. von Zähringen vorgeworfen, er hätte sich seine Rechte widerrechtlich angeeignet.

1228, nach dem Tode Werners, verwalteten sein Bruder Hartmann IV. und sein Sohn Hartmann V. die burgundischen Gebiete gemeinsam. Die erste überlieferte Urkunde, die in Burgdorf durch beide Grafen, Hartmann den Älteren sowie Hartmann den Jüngeren, ausgestellt wurde, stammt vom März 1229 und betrifft eine Stiftung an die Klöster Trub und Rüegsau mit zwei kleinen Bauernbetrieben, sogenannten Schupposen[29] aus Rüderswil. Graf Hartmann IV. beurkundet *in castro burctorf* mit Zustimmung seines Neffen, Graf Hartmanns V.[30]

Abbildung 6: Das heutige Schloss Burgdorf von Südwesten mit Torturm, Hauptturm und Palas, erbaut um 1200 durch die Herzöge von Zähringen. Fotos Verfasser

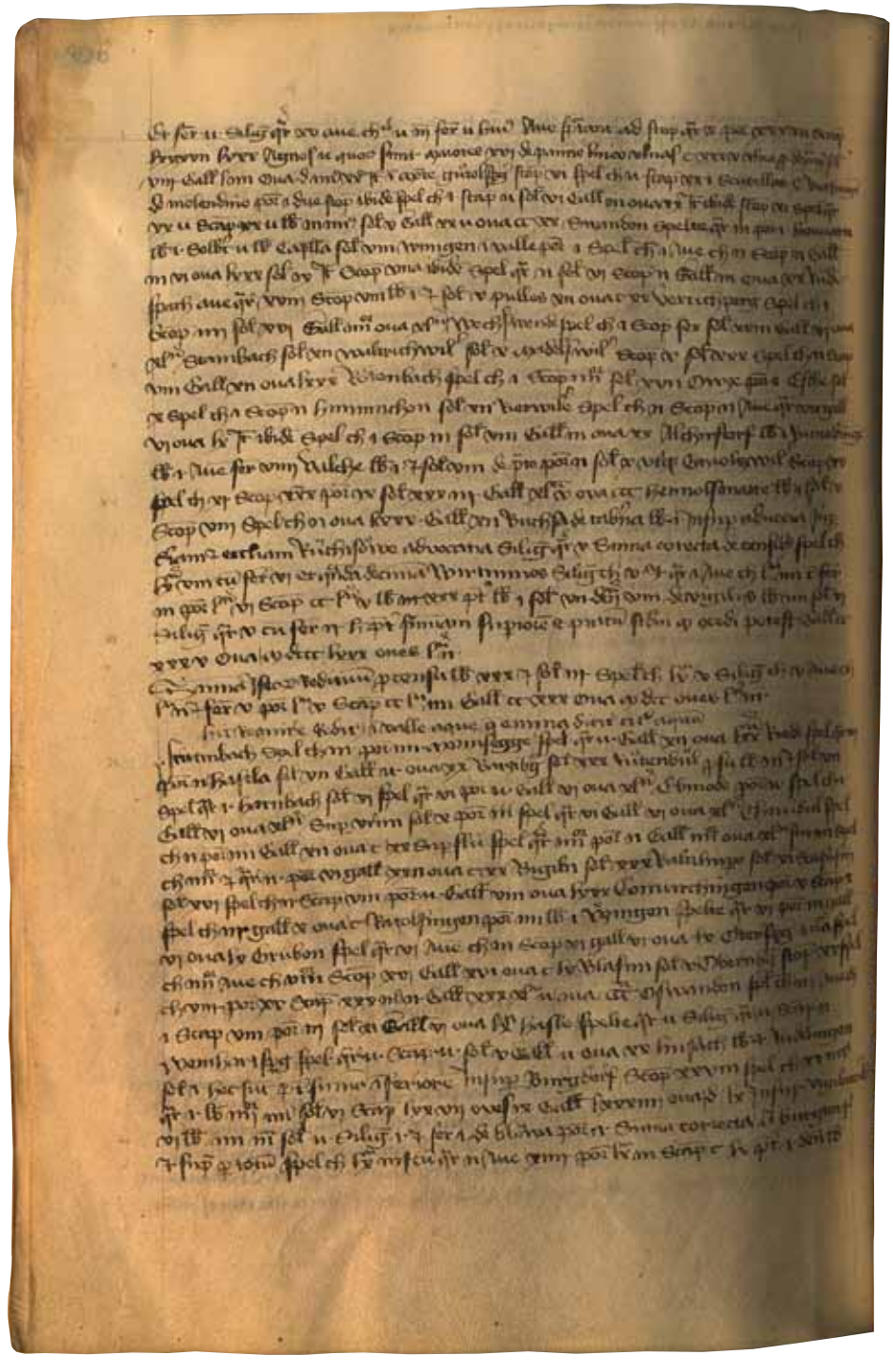
Abbildung 7: Die Burg Thun von Norden mit ihren vier mächtigen Ecktürmen

Über solche Stiftungs- und Verkaufsurkunden lässt sich anhand der jeweils aufgeführten Zeugenlisten und dem entsprechenden Urkundeninhalt auf die Ministerialen, auf die Dienstleute der Kiburger schliessen. Diese wurden mit dem Erbe der Zähringer übernommen und waren ursprünglich unfreier Herkunft, sie gehörten zum Eigengut des Herzogs. Im Laufe des 13. Jahrhunderts konnten sich, wie im gesamten Reich zu beobachten ist, die Ministerialen aus der Unfreiheit lösen und gehörten dann dem niederen Adel als Ritter an. Die Ministerialen verfügten über kleinere Burgen und mussten im Auftrag der Grafen ein bestimmtes Gebiet verwalten oder erhielten zum Teil auch Lehen der Grafen. Die Verwaltung war vielfältig und hatte vor allem den landwirtschaftlichen Anbau, die Kontrolle der unterschiedlichen Abgaben und Frondienste zum Inhalt. Zudem hatten die Ministerialen gegenüber dem Grafen Heerfolge zu leisten oder konnten Ämter übernehmen. Als kiburgische Ministerialen sind in den Urkunden folgende Namen aufgeführt: Bottenwil, Büttikon, Schüpfen, Oltigen, Kerzers, Thorberg, Mattstetten, Rohrmoos, Bickingen, Rubiswil, Luternau, Önz, Aarwangen, Kerro, Stein, Halten, Friesenberg und Sumiswald.[31] Auch die Herren von Bremgarten, Rüti, Jegenstorf, Münsingen, Rohrbach und Grünenberg erscheinen im Gefolge der Kiburger Grafen.

Burgdorf wurde bereits durch Berchtold V. von Zähringen als wichtiger befestigter Platz zur Durchsetzung seiner Macht im Gebiet Burgund benützt. Die Kiburger, vor allem Hartmann V., übernahmen dieses Herrschaftszentrum und erweiterten auch die Burg um den nordöstlichen Teil mit den beiden markanten Schalentürmen. Neben Burgdorf waren Thun, Fribourg, Huttwil, Herzogenbuchsee, Wangen, Unterseen sowie weitere Burgen wie Oltigen und Landshut wichtige Zentren der kiburgischen Macht. Dazu kamen die Burgen der von Kiburg abhängigen freien Herren sowie diejenigen der Ministerialen. Das ergibt insgesamt ein Netz von Besitzungen, das nördlich von Burgdorf und im Oberaargau sehr dicht war. Thun und Fribourg hingegen lagen von diesem Schwerpunkt weit entfernt, wenn nicht sogar durch das wachsende Bern davon abgetrennt.

Die einzelnen Einkünfte dieser Besitzungen finden sich zusammengefasst im Kiburger Urbar, das noch vor 1263, noch zu Lebzeiten Hartmanns IV., angefertigt worden sein muss.[32] Dieses Urbar umfasst alle Einkünfte der Eigengüter der Herrschaft Kiburg, ohne diejenigen Ge-

Abbildung 8: Das Kiburger Urbar von 1261/63, das nur in einer Abschrift aus dem 14. Jahrhundert überliefert ist. Ersichtlich ist der Abschnitt über das Amt Guetisberg nordöstlich von Burgdorf. Burgerbibliothek Bern, Mss. h. h. VI. 75



biete, die als Lehen ausgegeben oder durch Eigenwirtschaft betrieben wurden. Auch die Einnahmen der Klöster fehlen, wie zum Beispiel diejenigen des auf Kiburger Eigengut gegründeten Klosters Fraubrunnen.
Die im Urbar aufgeführten Kiburger Eigengüter lagen in Burgund, im Aargau sowie um Winterthur. Aufgeteilt ist dieses Urbar in neun verschiedene Ämter, die folgende Gebiete umfassen: den Raum Lenzburg, das Gebiet Guetisberg östlich der Emme in Richtung Lenzburg, das Emmental bis nach Worb, die Umgebung Jegenstorf, das Gebiet Utzenstorf, das Gebiet Oltigen, das Gebiet Thun, das Grafenamt Kiburg sowie das Amt Baden. Die Abgaben sind pro Amt nach Ortschaften oder Höfen gegliedert. Dabei werden zum Beispiel jeweils die Höfe mit ihren Abgaben in Geld oder Naturalien aufgeführt und am Ende des Abschnitts des jeweiligen Amtes addiert. Als Abgaben werden zum Beispiel Hühner, Schweine, Schinken,[33] Weizen, Roggen, Dinkel und Hafer erwähnt, oder deren Gegenwert in Schilling und Pfennigen.[34] So besassen die Grafen von Kiburg zum Beispiel im Amt Guetisberg im Dorf Madiswil 5 Schupposen, von denen 30 Schilling, 2 Malter[35] Dinkel, 8 Schinken, 12 Hühner und 80 Eier geschuldet wurden. Auf der Wäckerschwend mussten den Kiburgern vergleichsweise 1 Malter Dinkel, 6 Schinken, 18 Schilling, 6 Hühner und 40 Eier abgegeben werden. Interessant ist der Eintrag betreffend Herzogenbuchsee: als Abgabe wird 1 Pfund *de Taberna* erwähnt, was auf ein Wirtshaus bereits vor 1263 hinweist. Die gesamten Abgaben aus dem Amt Guetisberg, nordöstlich von Burgdorf gelegen, stammen aus den Orten oder Höfen Heimiswil, Wittumos, Chelimannes, Guetisberg, Bickigen, Schwanden, Hofern, Solberg, Kappelen, Wynigen, Rüedisbach, Ferrenberg bei Wynigen, Wäckerschwend, Stampach, Walterswil, Madiswil, Röthenbach bei Hezogenbuchsee, Önz, Äschi bei Herzogenbuchsee, Hüniken, Riedtwil, Alchenstorf, Rumendingen, Valche, Grasswil, Hennolsmatte, Herzogenbuchsee und Rüegsau. Insgesamt mussten die Bauern aus diesem Amt den Grafen zum Beispiel 230 Hühner abgeben. Aus dem Amt Jegenstorf sollten die Kiburger sogar 1516 Hühner erhalten haben.
Relativ wenige Abgaben sind bezüglich der Städte Burgdorf und Thun aufgeführt, was zeigt, dass die Kiburger von ihren Städten kaum zusätzliche Einnahmen erhielten. Interessanterweise bestehen die städtischen Abgaben auch grösstenteils aus Naturalabgaben, so sind auch in Burgdorf die Abgaben von 28 Schupposen erwähnt. In Thun finden sich,

Abbildung 9: Graf Eberhard von Habsburg und Gräfin Anna von Kiburg befreien die Bürger von Thun von allen Steuern gegen eine jährliche Abgabe von 50 Pfund. Es hängen die Siegel von Graf Eberhard von Habsburg sowie seiner Frau Gräfin Anna von Kiburg. Stadtarchiv Thun

abgesehen von den Naturalabgaben, gerade nur 3 Pfund aus einem Brückenzoll. Es fehlen offenbar in Burgdorf sowie in Thun die Einnahmen aus Marktrechten sowie Zöllen, die zum Beispiel in Winterthur vorhanden sind. Dass die Kiburger effektiv wenige Einnahmen von ihren Städten erhielten, zeigt eine weitere Urkunde vom 1. März 1277: Graf Eberhard von Habsburg[36] stellte zusammen mit seiner Frau, Gräfin Anna von Kiburg, in Burgdorf eine Urkunde aus, die aufzeigt, dass die Burger

von Thun von allen Steuern gegen eine jährliche Abgabe von 50 Pfund befreit wurden.[37]
Somit waren die Kiburger vor allem auf Naturalabgaben angewiesen, die aber, im Gegensatz zu den Einnahmen einer wachsenden Stadt, im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts zurückgingen. Die Kosten der Herrschaft Kiburg hingegen, mit ihren Burgen, Kriegskosten und Repräsentationspflichten wurden nicht kleiner.

6. Das Aussterben der älteren Kiburger

Als 1227 Ulrich III. von Kiburg starb, erbte dessen Sohn Hartmann IV. die Kiburger Grafschaft. Da dieser aber kinderlos blieb und sein Bruder Werner bereits 1228 auf dem fünften Kreuzzug in Akkon starb, überliess er 1250 seinem Neffen und Sohn Werners, Hartmann V., die westlichen Besitzungen mit dem Sitz in Burgdorf, er selber residierte weiterhin auf der Kiburg. 1263 und 1264 aber veränderte sich die Situation der Kiburger Grafen grundlegend: Im September 1263 starb Hartmann V. der Jüngere,[38] der eine unmündige Tochter hinterliess, vor seinem Onkel Hartmann IV. Dieser wiederum überlebte seinen Neffen nur für kurze Zeit und starb im November 1264 ohne Nachkommen. Damit war die männliche Linie der Kiburger ausgestorben. Der viel versprechende Aufstieg der Kiburger Grafen hatte überraschend ein jähes Ende gefunden. Die Grafen von Savoyen wie auch die Grafen von Habsburg beanspruchten nun zumindest Teile des Kiburger Erbes: Die Savoyer waren durch Margaretha von Savoyen, der Witwe Hartmanns IV., mit Kiburg verwandt. Zudem waren sie bereits im Besitz verschiedener Güter, die Hartmann IV. an Margaretha überschrieben hatte. Die Habsburger konnten ebenfalls das Kiburger Erbe beanspruchen, denn Hedwig, die Schwester Hartmanns IV., war mit Albrecht IV. von Habsburg verheiratet. Deren Sohn Rudolf IV. von Habsburg wurde durch Hartmann V. mit dem Schutz seiner Frau und seiner Tochter betraut und erhielt zudem von Hartmann IV. einen Teil der Lehen zugesprochen.
Da 1264 der Bruder von Margaretha, Graf Peter von Savoyen, gerade in England weilte, konnte Rudolf von Habsburg ohne Widerstand seitens der Savoyer das Kiburger Erbe in Besitz nehmen. Als Peter von Savoyen 1265 wieder aus England zurückkehrte, war für ihn die vermeintliche

Erbschaft verloren. Auch mit verschiedenen kleinen Feldzügen zwischen 1265 und 1267, die bei Feller Grafenkrieg genannt werden, konnte Peter von Savoyen den Habsburgern das Kiburger Erbe nicht mehr streitig machen.[39] Vielmehr musste sich Margaretha von Savoyen am 8. September 1267 in Löwenberg bei Murten verpflichten, die ihr durch Hartmann IV. vergabten Witwengüter nach ihrem Tode an Habsburg zurück zu erstatten, wobei Rudolf von Habsburg seinerseits versprach, ihr jährlich 250 Mark Silber zu bezahlen.[40] 1273 sicherte Rudolf von Habsburg die Kiburger Erbschaft zusätzlich ab, indem Anna von Kiburg den Neffen Rudolfs, Eberhard von Habsburg-Laufenburg, heiratete. Eberhard von Habsburg-Laufenburg erhielt nun die ehemaligen Kiburger Besitzungen in Burgund mit Fribourg, Thun und Burgdorf zugesprochen und trat damit das Erbe der Kiburger an. Dafür musste er aber alle Besitzungen, die östlich des burgundischen Gebietes lagen, an Rudolf von Habsburg verkaufen, der damit den Grundstein für den Aufstieg seines Hauses legte.

7. Schulden und Machtverlust

Durch die Heirat Eberhards von Habsburg-Laufenburg mit Anna von Kiburg im Jahre 1273 entstand das Haus Neukiburg,[41] das Burgdorf zu seinem Stammsitz wählte. Dabei handelt es sich eigentlich um eine weitere Nebenlinie der Habsburger und nicht um einen Kiburger Familienzweig. Betreffend den Namen Neukiburg muss festgehalten werden, dass dies kein Quellenbegriff ist. So werden im 14. Jahrhundert die Grafen weiterhin Grafen von Kiburg genannt, wie zum Beispiel die Urkunde betreffend die Schwiegertochter Eberhards vom 6. April 1301 zeigt: *Wir vro Elisabeth, grevin von Kiburg, sune graven hartmans seligen von kiburg, herren ze Burgdorf …*[42] Interessanterweise nannte sich Eberhard noch 1276 *Eberhardus comes de Habsburc*,[43] dann 1279 Graf von Habsburg und von Kiburg[44] und schliesslich, wie erwähnt, wurden die Nachfolger von Eberhard nur noch Grafen von Kiburg genannt.
Bereits Hartmann V., der Vater Annas, hinterliess seinen Besitz verschuldet. So musste Gräfin Elisabeth, die Witwe Hartmanns V., zur Tilgung der Schulden Güter zu Rapperswil, inklusive des einträglichen Kirchensatzes sowie weitere Güter in Dieterswil, Affoltern, Bittwil, Wengi, im

Abbildung 10: Schutzbündnis vom 6. April 1301 zwischen Bern und Neukiburg.
Siegel:
1. Gräfin Elisabeth von Neukiburg
2. Ritter Ulrich von Torberg
3. Stadtgemeinde Burgdorf
4. Stadtgemeinde Thun
Staatsarchiv Bern, Fach Burgdorf

Eichi, in Kosthofen und in Säriswil der Abtei Frienisberg um 140 Mark Silber verkaufen. Dieser Verkauf musste zusätzlich durch den Vogt der Anna von Kiburg, Graf Hugo von Werdenberg, genehmigt werden.[45] Zudem wälzte Rudolf von Habsburg einen Teil der Kriegskosten von 1265–1267 auf das Haus Neukiburg ab. Diese Schulden führten dazu, dass weitere Besitzungen und Rechte veräussert werden mussten, was

Abbildung 11: Die Grafen Hartmann und Eberhard von Kiburg beschwören 1311 mit ihrer Mutter Elisabeth, Gräfin von Kiburg, vor Schultheiss und Räten von Bern die Erneuerung des Burgrechtsvertrages von 1301, der vom Stadtschreiber verlesen wird. Diepold Schilling, S. 152, Burgerbibliothek Bern

den Einfluss der Grafen von Neukiburg weiter abnehmen liess, während Städte wie Bern an Macht und Reichtum gewannen. Zudem schwächte der Tod Hartmanns I. von Neukiburg 1301 das Grafenhaus zusätzlich. Seine beiden unmündigen Söhne, Hartmann II. und Eberhard II., wurden dem Vormund Ulrich von Torberg[46] unterstellt, der auch die Herrschaft Neukiburg verwaltete. Mit seiner Hilfe schloss die Witwe Hartmanns I., Elisabeth von Fribourg, mit Bern ein zehnjähriges Bündnis, das den Schutz des Grafenhauses Bern übertrug. Dafür verpflichtete sich die Gräfin, Bern mit den Städten Burgdorf und Thun beizustehen.[47]

Dieser Burgrechtsvertrag mit Bern wurde im Mai 1311 erneuert.[48] Doch schon bald änderte sich die Lage: Ulrich von Torberg starb im März 1312, und Leopold von Habsburg, Herzog von Österreich, konnte die unterdessen volljährig gewordenen Grafen Hartmann und Eberhard von Neukiburg auf seine Seite ziehen. Es gelang ihm 1313 mit den Verträgen von Willisau,[49] Neukiburg in habsburgische Lehensabhängigkeit zu bringen. Dabei versprach Herzog Leopold von Österreich den Grafen Hartmann und Eberhard von Neukiburg sowie deren Schwester Katharina, die Landgrafschaft Burgund[50] als habsburgisches Lehen zu erhalten, wobei offenbar nicht klar war, wie Heinrich von Buchegg[51] zur Aufgabe der Landgrafschaft genötigt werden konnte.[52] Im Februar 1314 hatte Herzog Leopold dann auch dieses Problem gelöst, indem Heinrich von Buchegg in Basel auf die Landgrafschaft verzichtete.[53] Zudem übergaben gemäss den Verträgen von Willisau die beiden Grafen von Neukiburg Burg und Stadt Wangen, Herzogenbuchsee sowie die Stadt Huttwil an Herzog Leopold, um diese Güter wieder als Lehen zu empfangen.[54] Weiter mussten die Grafen versprechen, vor dem Landgericht Burgund nicht gegen Dienstleute des Herzogs zu klagen oder zu richten.[55] Irgendwie trauten die Herzöge den Grafen doch nicht so ganz.

Durch die Verträge von Willisau verloren die Neukiburger ihre Selbständigkeit, denn mit der Übernahme der nun habsburgischen Lehen verpflichteten sie sich, die Politik der Habsburger zu unterstützen, was sie zum Beispiel in den habsburgischen Feldzug gegen die Waldstätte hineinzog, so dass 1315 auch ein Kontingent Neukiburger Dienstleute bei Morgarten fiel.[56]

Unter dem Habsburger Einfluss sollte Hartmann II. alleine die Grafschaft Neukiburg führen. Sein Bruder Eberhard II. musste eine geistliche Laufbahn einschlagen, die er 1315 als Student in Bologna begann und die

Abbildung 12: Ein Teil der Willisauer Verträge vom 1. August 1313: Der Herzog Leopold von Österreich verspricht den Grafen Hartmann und Eberhard sowie der Gräfin Katharina von Neukiburg die Belehnung mit der Landgrafschaft Burgund. Siegel: Herzog Leopold von Habsburg; Staatsarchiv Bern, Fach Wangen

ihn 1318 als Domherrn nach Köln führte. Auf der Burg Landshut soll gemäss der Chronik von Matthias von Neuenburg[57] beschlossen worden sein, dass Eberhard auf die Herrschaft Neukiburg gegen eine Rente verzichten sollte. Doch Eberhard wollte auf sein Erbe nicht verzichten. Deswegen liess Hartmann seinen Bruder auf der Burg Rochefort, die

seinem Schwiegervater gehörte und unweit des Neuenburgersees lag, gefangen nehmen und nötigte diesen mit Hilfe von Leopold von Habsburg, auf das Erbe zu verzichten sowie von seinen Einkünften 150 Mark an die Abzahlung von Hartmanns Schulden beizusteuern. Im Oktober 1322 jedoch, bei der geplanten Vertragsschliessung auf der Burg Thun, bei der die Gräfin Elisabeth sowie die beiden Brüder Eberhard und Hartmann anwesend waren, verwundete Eberhard mit seinen Gefolgsleuten seinen Bruder Hartmann und stürzte den Verletzten von der Burg hinab in den Tod.[58]

Mit Hilfe Berns wurde Eberhard in seine Herrschaft eingesetzt, Herzog Leopold von Habsburg – seit der verlorenen Schlacht bei Mühldorf geschwächt – konnte nicht eingreifen.

Im September 1323 musste Graf Eberhard von Neukiburg die Herrschaft Thun mit Burg und Stadt der Stadt Bern gegen 3000 Pfund verkaufen,[59] konnte sie aber im Dezember desselben Jahres wieder als Lehen von Bern empfangen, mit der Bedingung, Stadt und Burg den Bernern offen zu halten.[60]

1325 heiratete Eberhard II. Anastasia von Signau, eine Enkelin des erwähnten Heinrich von Buchegg, und gelangte dabei zu einer erwähnenswerten Mitgift. Zudem war die Gefahr der Kinderlosigkeit diesmal kein Thema, da elf Kinder zur Welt kamen.

1331 aber trat wiederum eine politische Wende ein: Eberhard II. erneuerte ein Bündnis mit der Stadt Fribourg[61] und lehnte sich wieder an Habsburg an. Damit geriet Neukiburg erneut in einen Konflikt mit Bern und musste einen weiteren Machtverlust hinnehmen, als die Berner 1332 während des Gümmenenkrieges die Burgen Äschi, Halten und Landshut sowie den Hof in Herzogenbuchsee zerstörten.

Hartmann III. übernahm nach dem Tode Eberhards II. 1357 die ungeteilte Grafschaft Neukiburg. Sechs seiner Brüder traten in den geistlichen Stand ein, dasselbe taten zwei seiner Schwestern. Dabei muss erwähnt werden, abgesehen von der grossen Anzahl der Nachkommen, dass Karrieren im Deutschen Orden wie auch als Domherr in Strassburg dem Hochadel vorbehalten waren und eine grössere Summe für die Ausstattung erforderten, die dem chronisch verschuldeten Grafenhaus eigentlich fehlte. Hier liegt sicher ein Grund des Machtverlustes und Niedergangs der Grafen, die sich immer tiefer verschuldeten. Offenbar entsprach ihr Lebensstil nicht mehr der Realität.

Abbildung 13: Graf Eberhard verletzt 1322 im Streit seinen Bruder Hartmann und stürzt dann diesen von der Burg Thun in den Tod. Diepold Schilling, S.174, Burgerbibliothek Bern

Über die Heirat mit Anna von Neuenburg-Nidau konnte Hartmann verschiedene Güter von Rudolf IV. von Nidau erben, da dieser 1375 im Kampf gegen die Gugler gefallen war.[62] Geldnot liess die Neukiburger aber weiterhin Güter verpfänden oder direkt veräussern, denn auch das Erbe der Nidauer war stark mit Schulden belastet. So mussten sie zum Beispiel ihren Teil der ererbten Herrschaft Aarberg 1379 an Bern verkaufen. Zudem dürfte auch der Guglerkrieg von 1375 die Einnahmen der Neukiburger geschmälert haben. Verschiedene Orte wie Aarwangen, Langenthal oder Herzogenbuchsee waren dabei besetzt und das offene Land geplündert worden.

Um die anwachsenden Schulden zu begleichen, versuchten nun die Grafen 1363 die dazu notwendigen Gelder bei den Habsburger Herzögen zu holen. Als Gegenleistung traten sie ihre Herrschaftsansprüche über Burgdorf, Oltigen, Thun und Herzogenbuchsee ab, die sie als Lehen wieder erhielten. Dafür sollten sie die Summe von 12 000 Gulden erhalten, die aber nie ausbezahlt wurde. Lediglich eine Anzahlung von 1000 Gulden soll geleistet worden sein.[63] Daher mussten andere Wege gefunden werden, um die erdrückende Schuldenlast zu tilgen. Es blieb dem Grafenhaus schliesslich nur noch der Verkauf von eigenen Gütern und die Anerkennung von Schuldbriefen übrig. Für den Sommer 1382 sind solche Verkaufsurkunden und Schuldbriefe mehrfach überliefert. So beurkundete am 16. Mai 1382 Anna von Neuenburg-Nidau, Gräfin von Neukiburg, mit ihrem Sohn Rudolf II. den Verkauf verschiedener Güter am Bielersee an Bürger in Fribourg *… pro pluribus et diversis debitis nostris urgentibus …*,[64] um mehrere verschiedene drückende Schulden zu begleichen. Betreffend Schulden zeigt sich, dass diese vor allem in Bern hätten zurückbezahlt werden müssen. Verschiedene Urkunden erwähnen Verzugszinsen und gestellte Pfänder. Am 30. Mai 1382 wurde zum Beispiel festgehalten, dass Gräfin Anna und Graf Rudolf von Neukiburg Benjamin Schlettstatt, Burger in Bern, 205 Gulden schulden und sich verpflichten, einen Verzugszins zu zahlen und Pfänder zu stellen.[65]

Eine ähnliche Urkunde vom 17. Juli 1382 betrifft eine Schuld von 302 Gulden gegenüber Simon Menneli, Bürger zu Bern. Dabei wurden ebenfalls ein Verzugszins und Pfänder vereinbart.[66] Zwei weitere Urkunden mit ähnlichem Inhalt finden sich vom 29. Juli und vom 12. August des gleichen Jahres.[67] Das Grafenhaus Neukiburg muss sich demzufolge im

Abbildung 14: Gräfin Anna von Neukiburg und ihr Sohn, Graf Rudolf von Neukiburg, schulden Benjamin Schlettstatt, Burger von Bern, zum Stephanstag 205 Gulden. Staatsarchiv Bern, Fach Kiburg

Sommer 1382 in einer extremen wirtschaftlichen Notlage befunden haben.

Der Machtverlust der Kiburger Grafen und somit auch ihrer Ministerialen lässt sich am Beispiel des Klosters Fraubrunnen exemplarisch aufzeigen.[68] Das Kloster, das wie erwähnt 1246 als Kiburger Gründung auf den von den Zähringern ererbten Eigengütern zur Verdichtung des Kiburger Territoriums und wohl auch als Bollwerk gegen die Stadt Bern errichtet worden war, gelangte im 14. Jahrhundert immer stärker in den

Abbildung 15: Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Fraubrunnen, das 1246 durch die beiden Grafen Hartmann dem Jüngeren und dem Älteren von Kiburg gegründet wurde. Blick in Richtung Südwesten in den Kreuzgang. Nur der Süd- sowie der Westflügel sind noch vorhanden, die Kirche und der Ostflügel wurden nach der Reformation abgebrochen.
Foto Verfasser

Machtbereich der sich ausbreitenden Stadt Bern. Dieser Machtverlust der Kiburger lässt sich anhand der Anzahl der Fraubrunner Stifter darstellen: Die Kiburger Stiftungen waren im 13. Jahrhundert gegenüber denjenigen der Berner noch in der Mehrheit (Abb. 16). Zu Beginn des 14. Jahrhunderts nahm die Stiftungstätigkeit zugunsten Fraubrunnens allgemein stark zu. Es finden sich zu dieser Zeit bereits ungefähr gleich viele Kiburger wie Berner Stiftungen.

Am Ende des 14. Jahrhunderts hingegen waren die Berner Stiftungen schliesslich in der Überzahl. Damit wird ersichtlich, dass die Kiburger und ihre Ministerialen ihr Territorium an Bern verloren hatten. Weil Stiftungen häufig an Ausstattungen eintretender Nonnen gebunden waren, zeigt die Zusammensetzung des Konvents von Fraubrunnen ein ähnliches Bild wie die erwähnten Stiftungstätigkeiten. Dementsprechend lassen sich im 13. Jahrhundert mehr Nonnen aus dem Umfeld der Kiburger als solche aus Bern nachweisen, wobei es sich am Ende des 14. Jahrhunderts umgekehrt verhält. Die «Machtübernahme» durch Bern, beziehungsweise das sich anbahnende Ende des Kiburger Einflusses, lässt sich anhand der Äbtissinnenwahl von 1386 aufzeigen. Ent-

stammten alle bisherigen Äbtissinnen, sofern überhaupt nachweisbar, aus dem Kiburger Umfeld, so wurde mit Anna Schauland die erste nichtadlige Bürgerin aus Bern in Fraubrunnen eingesetzt. Damit mussten die Grafen die veränderten politischen Machtverhältnisse auch in ihrem Kloster akzeptieren.

Die Hintergründe für die Abnahme der Stiftungen der Kiburger sind vielfältig und wurden teilweise schon erwähnt. Es waren einerseits die Schulden, die kaum grössere Stiftungen mehr erlaubten, andererseits hatten die zahlreichen militärischen Auseinandersetzungen des 14. Jahrhunderts den Adel, und damit auch viele Kiburger Ministeriale rein zahlenmässig so stark dezimiert, dass Stiftungen längerfristig ebenfalls geringer ausfallen mussten.

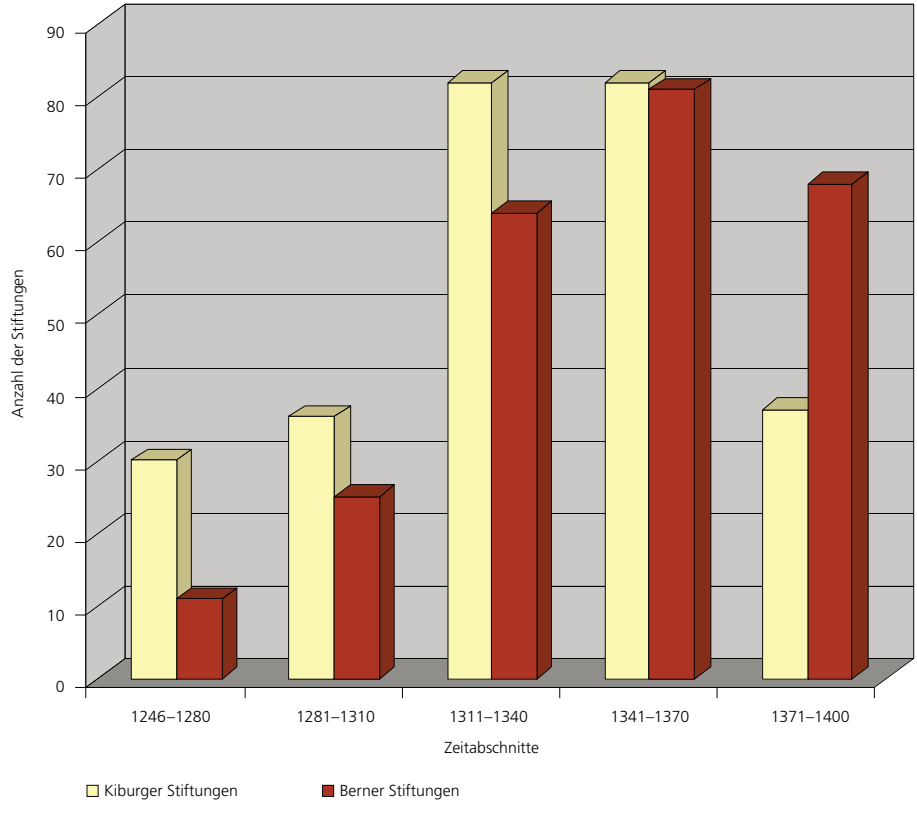


Abbildung 16: Anzahl der Kiburger und Berner Stiftungen in Fraubrunnen zwischen 1246 und 1400 gemäss den Angaben des Fraubrunner Jahrzeitbuches. Unter Kiburg wurden die Stiftungen des Grafenhauses («Alt» und Neukiburg) sowie ihrer Ministerialen, unter Bern die Stiftungen der adligen und nichtadligen Bürger von Bern zusammengefasst.

Abbildung 17: Schloss Trachselwald. Foto Verfasser

8. Das Ende der Kiburger

Seit 1377 hatte Rudolf II., nach dem Tode seines Vaters Hartmann III., die Führung der Herrschaft Neukiburg übernommen. Er versuchte, die erdrückenden Probleme seines Grafenhauses durch einen Gewaltakt zu lösen, indem er 1382 die Stadt Solothurn angriff. Die direkten Gründe sind in Streitigkeiten zu suchen, die mit dem Nidauer Erbe von 1375 in Zusammenhang standen. Damit riss er den sogenannten Kiburger- oder Burgdorferkrieg vom Zaune, der dem Grafenhaus den endgültigen Untergang bescherte. Da Solothurn gewarnt werden konnte, misslang der Angriff des Grafen Rudolf II., und Bern konnte nun mit Hilfe Solothurns und der verbündeten Waldstätte zum längst fälligen Schlag gegen Neukiburg ausholen. Trotz dem erstmaligen Einsatz von Artillerie konnte Burgdorf, wie auch Wangen und Olten, nicht erobert werden, aber verschiedene Burgen der Neukiburger Ministerialen, wie die Friesenberg, Schwanden oder Wartenstein, wurden zerstört oder mussten wie Trachselwald oder Grimmenstein bei Wynigen den Bernern übergeben wer-

Abbildung 18: Burkhart von Sumiswald, ein kiburgischer Ministeriale, muss die Burg Trachselwald 1383 den Bernern übergeben. Diepold Schilling, S. 437, Burgerbibliothek Bern

den. 1384 war Neukiburg schliesslich gezwungen, in den Verkauf von Thun und Burgdorf an Bern einzuwilligen.[69] Bern musste dafür die hohe Summe von 37 800 Gulden bezahlen, dafür konnte aber die Bedrohung durch Habsburg endgültig abgewendet werden.

Da Rudolf II. während des Krieges 1383 starb, übernahm der erfolgreiche Verteidiger von Burgdorf, Berchtold I., der Onkel Rudolfs, die Führung des Grafenhauses. Die Herrschaft Neukiburg war nun auf wenige verbliebene Gebiete zusammengeschrumpft, ohne die Marktplätze Burgdorf und Thun. Am 28. Oktober 1387 mussten die Grafen von Neukiburg in Baden gegen 3000 Gulden auf ihre Herrschaften im Emmental und Oberaargau sowie auf die Rechte der Landgrafschaft verzichten.[70] 1406 schliesslich traten Berchtold und sein Neffe Egon II., die ihren Sitz nach Wangen verlegt hatten, auch die Verwaltung der oberaargauischen Ämter, das so genannte Landgericht Murgeten, an Bern ab. Damit endeten die fast 200 Jahre Kiburger Geschichte im nachmaligen Kanton Bern.

Der Aufstieg der Kiburger, der durch die Erbschaften der Lenzburger und Zähringer den Aufbau einer grösseren Herrschaft mit Städten, Klöstern und einem umfangreichen Besitz ermöglichte, fand nach 1250 im Konflikt mit den Grafen von Savoyen sowie der Stadt Bern einen ersten Rückschlag. Die beiden Grafen Hartmann der Jüngere und der Ältere versuchten nun, ihre Herrschaft mit den Zentren Thun, Burgdorf sowie den Stammgebieten um die Kiburg auszubauen und, wie das Kiburger Urbar zeigt, auch die Verwaltung zu verbessern. Dieser Versuch eines Aufbaus einer kleineren Herrschaft ohne die westlichen Gebiete Burgunds wäre möglicherweise erfolgreich gewesen, wenn nicht 1263/64 die beiden Grafen überraschend gestorben wären. Mit dem Übergang zu Neukiburg, vor allem nach 1311, nahm der Niedergang der Grafschaft seinen Lauf, der aber keineswegs zwingend war. Für diesen Niedergang Kiburgs waren mehrere Gründe ausschlaggebend: Einerseits war die Stadt Bern, die schon vor dem Erscheinen der Kiburger in Burgund existierte, ein zu starker Gegner, der mit Burgrechten, Ausburgern, Pfandrechten und auch Kriegszügen die Grafschaft bedrohte und den Kiburgern mit ihren Ministerialen längerfristig wohl keine eigenständige Existenz mehr ermöglichte. Andererseits hatten die Kiburger aufgrund der erwähnten Rückschläge von 1263/64 und 1301 keine Möglichkeit zu einem steten und längerfristigen Machtaufbau. Zudem waren ihre

Abbildung 19: Die erfolglose Belagerung von Burgdorf durch Berner, Solothurner und Innerschweizer Truppen 1383. Diepold Schilling, S. 443, Burgerbibliothek Bern

Figur 1: Die Grafen von Kiburg (auszugsweise)

Hartmann I. v. Dillingen (–1121) *Adelheid* (–1225)

Adalbert I. v. Dillingen und Kiburg (–1151) ∞ ?

Adalbert II. v. Dillingen (–1170)

Hartmann III. v. Kiburg (–1180) ∞ *Richenza* v. Baden-Lenzburg

Adalbert III. v. Dillingen (–1214)

Ulrich III. v. Kiburg (–1227) ∞ *Anna* v. Zähringen

Alice v. Lothringen ∞ *Werner I.* (–1228 Akkon) (1229–1250)

Hartmann IV. v. Kiburg (–1264) ∞ *Margaretha* v. Savoyen (–1273)

Ulrich IV. (–1237) Bf. Chur

Hedwig (–1260) ∞ Albrecht IV. v. Habsb. (–1239)

Hartmann V. v. Kiburg (–1263) ∞ *Anna* v. Rapperswil (–1253); *Elisabeth* v. Châlons (–1275)

Anna (1263-1280) ∞ *Eberhard* v. Habsburg-Laufenburg (–1284)

Figur 2: Die Grafen von Neukiburg (auszugsweise)

Anna († 1280) ∞ *Eberhard* v. Habsburg-Laufenburg († 1284)

Hartmann I. († 1301) ∞ Elisabeth v. Freiburg

Margaretha ∞ Dietrich VII. Graf zu Cleve

Peter Vogt zu Oltigen

Hartmann II. († 1322) ∞ Margaretha v. Neuenburg

Eberhard II. († 1357) ∞ Anastasia v. Signau

Katharina (1313–1342) ∞ Albrecht I. v. Werdenberg-Heiligenberg

Eberhard III. (1395, Domherr in Strassburg)
Egon I. (1347–1365, Domherr in Strassburg)
Eberhard IV. (1356–1371, Domherr in Strassburg)
Hartmann III. (1343-1377 ∞ Anna v. Neuenburg-Nidau)
Johann I. (1359–1395, Propst in Strassburg)
Berchtold I. (1363–1419)
Rudolf I. (1383–1404, Deutschorden)
Konrad (1386–1402, Deutschorden)
Susanna (1363, Nonne in Säckingen)
Elisabeth (1363, Nonne in Eschau)
Margaretha (1363 ∞ Emich von Leiningen)

Rudolf II. (1367– vor 1384)
Eberhard V. (1367–1376)
Egon II. (1379–1414 ∞ Johanna v. Rappoltstein)
Johann II. (1379)
Hartmann IV. (1379–1401)
Berchtold II. (1397–1399, Kirchherr in Sursee)
Verena (1385–1416 ∞ Graf Friedrich v. Zollern)
Margaretha (1370–1397 ∞ Thüring v. Brandis)

Einkünfte, die vor allem aus Naturalabgaben statt aus Steuern und Zöllen der Städte bestanden, zu gering, was schliesslich zu einer schweren Schuldenlast führte, die ihre Macht aushöhlte. Zu dieser Schuldenlast trug auch ihr Festhalten an einem nicht mehr adäquaten und zu teuren Lebensstil bei, der sich nicht an den Einkünften, sondern am Idealbild des Hochadels orientierte. Dies war vor allem nach 1301 eine Folge davon, dass den Kiburgern Persönlichkeiten mit Weitsicht fehlten. Schlussendlich führten die Anlehnung an Habsburg, das die Lage Neukiburgs von Beginn weg aushölte, und der dadurch verstärkte Konflikt mit Bern zum endgültigen Verlust der Grafschaft.

Anmerkungen

1 Ein Stammbaum der Grafen von Kiburg findet sich auf Seite 114, Figur 1.

2 Zur Geschichte der Kiburger vgl. Brun Carl, Die Geschichte der Grafen von Kiburg bis 1264, Zürich 1913; Eugster Erwin, Adlige Territorialpolitik in der Ostschweiz, Kirchliche Stiftungen im Spannungsfeld landesherrlicher Verdrängungspolitik, Zürich 1991; Layer Adolf, Die Grafen von Dillingen-Kiburg in Schwaben und in der Schweiz, in: Die Grafen von Kiburg (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 8), Olten 1981, S. 31–39, sowie Niederhäuser Peter, Einsteiger aus dem Osten: Die älteren Grafen von Kiburg, in: Berns mutige Zeit, Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt, hrsg. von Rainer C. Schwinges, Bern 2003, S. 122 ff.

3 Welche Gebiete bereits 1173 an die Kiburger gelangten bzw. erst später zurückgegeben wurden, ist unklar. Vgl. dazu Sablonier Roger, Kiburgische Herrschaftsbildung im 13. Jahrhundert, in: Die Grafen von Kiburg (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 8), Olten 1981, S. 39–52, sowie Brun, S. 174 ff.

4 Zu den Zähringern vgl. Schmid Karl (Hrsg.), Die Zähringer (Veröffentlichungen zur Zähringerausstellung), Bd. 1–3, Sigmaringen 1986–1990 sowie Heyck Eduard, Geschichte der Herzöge von Zähringen, Freiburg i.Br. 1891.

5 Vgl. dazu Heinemann Hartmut, Das Erbe der Zähringer, in: Die Zähringer, hrsg. von Karl Schmid (Veröffentlichungen zur Zähringerausstellung 2), Sigmaringen 1986–1990. S. 215–263.

6 Der Begriff Burgund stammt aus der Zeit des frühmittelalterlichen Königreichs Burgund, das von der Rhonemündung bis an den Rhein bei Basel reichte. Dieses Gebiet gelangte 1032 ans Römisch-Deutsche Reich, wobei die Macht des Königs nur das Gebiet Hochburgunds, im nordöstlichen Teil Burgunds gelegen, umfasste. Konrad von Zähringen erbte verschiedene Gebiete in Hochburgund und erhielt das Amt eines *rector burgundiae,* eines königlichen Stellvertreters in Burgund. Weil der Zähringereinfluss nur bis Lausanne reichte, wurde dieses Gebiet

zwischen Lausanne und Basel Burgund genannt, was bis ins 15. Jahrhundert gebräuchlich war.

7 Fontes Rerum Bernensium (FRB), Bd 1, Nr. 5, S. 11 f.
8 Vgl. dazu Sablonier, Kiburgische Herrschaftsbildung, S. 41 ff.
9 Vgl. dazu Eugster, Adlige Territorialpolitik.
10 Zu den kirchlichen Stiftungen vgl. Häberle Alfred, Die Grafen von Kiburg und ihre kirchlichen Stiftungen, in: Die Grafen von Kiburg (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 8), Olten 1981, S. 53–69.
11 Siehe dazu Eugster, adlige Territorialpolitik, S. 177 ff.
12 Vgl. dazu Hoegger Peter, Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau Bd. 8, Bezirk Baden Bd. 3, Das ehemalige Zisterzienserkloster Mariastella in Wettingen (Die Kunstdenkmäler der Schweiz), Basel 1998, S. 182, sowie Hägler André, Wettingen, in: Helvetia Sacra, Abteilung III, Bd 3, Erster Teil, Bern 1982, S. 425–433.
13 Zu Fraubrunnen siehe Leuzinger Jürg, Das Zisterzienserinnenkloster Fraubrunnen. Von der Gründung bis zur Reformation 1246–1528 (Europäische Hochschulschriften, Bd. 1028), Bern 2008.
14 FRB 2, Nr. 255, S. 274 f. (... um unsere Sünden zu erlassen und unseren Seelen zu vergeben ...).
15 *Apud Mulinon* weist auf einen Mühlbetrieb hin, der sich bereits vor 1246 auf dem Kiburger Eigengut befunden haben muss.
16 Amiet Joseph Ignaz, Die Regesten des Frauenklosters Fraubrunnen im Kanton Bern, in: Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft, hrsg. von Theodor Mohr, 2. Band, Chur 1851, Nr. 1, S. 1; FRB 2, Nr. 255, S. 274 f.
17 Jahrzeitbuch Fraubrunnen, Burgerbibliothek Bern (Mss.Hist.Helv. I 35).
18 Amiet, Nr. 809, S. 157.
19 Amiet, Nr. 810, S. 157.
20 Zu La Maigrauge siehe Braun Patrick, La Maigrauge (Magerau), in: Helvetia Sacra, Abteilung III, Band 3, Zweiter Teil, Bern 1982, S. 797–830.
21 FRB 2, Nr. 5, S. 11.
22 Eine Leibrente, ein lebenslängliches Nutzungsrecht an den Zinsen oder Einkünften bestimmter Güter.
23 FRB 2, Nr. 212, S. 221 f.
24 FRB 2, Nr. 213, S. 222 f.
25 FRB 2, Nr. 214, S. 224 ff.
26 FRB 2, Nr. 215, S. 229 f.
27 FRB 2, Nr. 45, S. 59.
28 FRB 2, Nr. 59, S. 71.
29 Der Begriff Schuppose steht für einen kleinbäuerlichen Betrieb von ¼ bis ½ Hufe. Dazu gehörte ein kleines Haus mit Hofstatt, Acker- und Wiesenland als grundherrliches Leihgut.
30 … *cum consensu H. filii fratris* ... FRB 2, Nr. 86, S. 99.
31 FRB 2.
32 FRB 2, Nr. 511, S. 533 ff.
33 Im Urbar werden scapula erwähnt, bekannt als «Schüfeli», ein Vorderschinken vom Schulterblatt.

34 Im Urbar werden Solidus und Denare erwähnt, auf dt. Schilling und Pfennige. Für das 13. Jahrhundert galt: 1 Gulden (fl) = 2 lb, 1 lb = 20 Schilling (ß) = 240 Pfennige. Im Mittelalter wurden lb und ß aber nur als Rechnungsgrössen verwendet. Als eigentliches Zahlungsmittel, als Münzen, wurden die unterschiedlichsten Pfennige geprägt.
35 Ein Malter beinhaltete mehrere Mütt oder Mäss, wobei das Aargauer Mütt mehr wog als das bernische Mütt.
36 Erst die Nachfahren Graf Eberhards von Habsburg nannten sich Grafen von Kiburg.
37 FRB 3, Anhang, Nr. 18, S. 773 ff.
38 Im Necrologium des Klosters Wettingen ist als Todesdatum der 3. September 1263 vermerkt (FRB 2, Nr. 543, S. 579).
39 Über den sog. Grafenkrieg vgl. Feller Richard, Geschichte Berns, Band 1, Bern 1960, S. 50 f.
40 FRB 2, Nr. 629, S. 689 ff.
41 Ein Stammbaum der Grafen von Neukiburg findet sich auf Seite 114, Figur 2.
42 FRB 4, Nr. 49, S. 55.
43 FRB 3, Nr. 173, S. 169.
44 FRB 3, Nr. 284, S. 265.
45 FRB 2, Nr. 532, S. 570.
46 Zu den Herren von Torberg siehe Stettler J., Versuch einer urkundlichen Geschichte der Ritter von Thorberg (AHVB 1), Bern 1848, S.13–77. Zu Ulrich von Torberg siehe Leuzinger Jürg, Ulrich von Torberg – Vermittler zwischen Bern und Habsburg, in: Berns mutige Zeit, Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt, hrsg. von Rainer C. Schwinges, Bern 2003, S. 129.
47 FRB 4, Nr. 49, S. 55 ff.
48 FRB 4, Nr. 437, S. 462.
49 FRB 4, Nr. 529-533, S. 554–558.
50 Die Landgrafschaften entstanden gemäss Flatt als Zerfallsprodukt aus dem Rektorat Burgund in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts (Flatt Karl H., Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau (AHVB 53), Bern 1969, S. 22 f.). In der älteren Forschung werden die Begriffe Kleinburgund und Aarburgund für die Landgrafschaften westlich und östlich der Aare verwendet. Gemäss neuerer Forschung ist der Begriff Kleinburgund, *Burgundia minor,* aber kein Quellenbegriff, sondern ein Konstrukt aus dem 16. Jahrhundert, das vor allem Richard Feller in seiner Geschichte Berns, Band 1, S. 13. zementierte. Gemäss Anne-Marie Dubler müsste der Begriff Kleinburgund schlicht durch Burgund ersetzt werden (Dubler Anne-Marie, Die Landgrafschaften, in: Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt, hrsg. von Rainer C. Schwinges, Bern 2003. S. 117 f.). Als Landgrafschaft Burgund wurde das Gebiet bezeichnet, das den Bucheggberg, den Oberaargau und das Emmental umfasste; im Westen sowie im Norden durch die Aare begrenzt wurde, im Osten an den heutigen Kanton Luzern und im Süden bis nach Thun reichte. Wann genau die Neukiburger in den Besitz der Landgrafschaft gelangten, ist unklar.
51 Die Buchegger Grafen verloren gegenüber Habsburg-Neukiburg an Einfluss, da

Heinrich VII. von Luxemburg, in dessen Gunst die Buchegger standen, 1313 auf seinem Romzug starb, auf dem er von Hugo von Buchegg (1273–1347) begleitet worden war.

52 *… und gelobt haben ze lihende die lantgrafschaft ze Bùrgenden, die grave Heinrich von Buchegge noh von uns hat ze lehene; also, swen si das erwerben mugent, das der selbge grave Heinrich oder sine eirben die selben lantgrafschaft uns ufgebent, oder swelhen weg si in usner hant kumet.* (FRB 4, Nr. 529, S. 554). Interessanterweise wird hier erwähnt, dass die Landgrafschaft von Österreich zu Lehen gehe, obschon diese ein Reichslehen war.

53 FRB 4, Nr. 553, S. 576.

54 FRB 4, Nrn. 531 und 532, S. 556 ff.

55 FRB 4, Nr. 530, S. 554.

56 So finden sich zum Beispiel im Fraubrunner Jahrzeitbuch unter dem 15. November (Morgarten) die Ritter von Mattstetten, Grünenberg und von Stein (Amiet, Nr. 884, S. 164).

57 FRB 5, Nr. 256, S. 302 f.

58 FRB 5, Nr. 256, S. 302 f.

59 FRB 5, Nr. 311, S. 349 ff.

60 FRB 5, Nr. 322, S. 368 ff., sowie Nr. 334, S. 373 ff.

61 FRB 5, Nr. 751, S. 798 ff.

62 Die Erbschaft bestand aus den Gebieten der Herrschaften Nidau und Büren sowie aus dem Landgrafenamt Aarburgund am westlichen Aareufer (Feller 1, S. 180).

63 FRB 8, Nrn. 1317–1322.

64 FRB 10, Nr. 349, S. 179 f.

65 FRB 10, Nr. 352, S. 182.

66 FRB 10, Nr. 368, S. 188 f.

67 FRB 10, Nr. 372, S. 190 sowie Nr. 378, S. 193.

68 Aus Leuzinger, Das Zisterzienserinnenkloster Fraubrunnen, S. 149 ff.

69 FRB 10, Nr. 513, S. 255 f.

70 FRB 10, Nr. 985, S. 450.

Die Burg bei der Kirche Herzogenbuchsee

Die Grabungen 1994/1995 an der Finstergasse 8 und die Bauuntersuchung der Kirchhofmauer 1999

Armand Baeriswyl und Andreas Heege

Archäologie Bern

Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine veränderte und gekürzte Fassung eines Beitrages aus Archäologie Bern/Archéologie bernoise 2008, 2009, 149–180. Dort ist insbesondere der vollständige Fundkatalog und der den Datierungen zu Grunde liegende Literaturnachweis zu finden.
Im gleichen Band sind weitere – kürzere – Fundberichte der frühmittelalterlichen Siedlung am Neufeldweg in Bannwil sowie den prähistorischen Siedlungsresten am Inkwilersee gewidmet. Im ersten Fall ist ein Webkeller dokumentiert, im zweiten ein Kinder-Holzschwert aus der späten Bronzezeit, für das es bislang keine mitteleuropäischen Vergleichsstücke gibt.
Archäologie Bern. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2008. Bern 2008, ISBN 978-3-907663-12-7, 219 Seiten

Bei der Kirche von Herzogenbuchsee lag nicht nur ein römischer Gutshof. Im Mittelalter befand sich dort sehr wahrscheinlich die Burg der weltlichen Herrschaft des Dorfes – der Adalgozinger, der Rheinfelder, der Zähringer und der Kiburger. Die Häuser Finstergasse 6 und 8 liegen am nordwestseitigen Hangfuss des Kirchenhügels und damit in der Zone des Gutshofes und der Burg (Abb. 1 und 2). Ein Bauvorhaben, das nicht nur die beiden Häuser, sondern auch das Areal zwischen den Häusern und dem Kirchhofplateau tangierte, führte zu einer archäologischen Untersuchung.[1] Im Winter 1994 legte der archäologische Dienst auf dem Gelände, einem Grundstück in Hanglage mit sieben Metern Höhenunterschied, einen maschinellen Sondierschnitt in der Falllinie des Hanges an (Abb. 3). Im Lauf des darauf folgenden Jahres wurden in mehreren Etappen die westseitig anschliessenden Bereiche ausgegraben und dokumentiert.[2] 1999 erfolgte die Dokumentation von Befunden anlässlich der Sanierung der Kirchhofmauer, die in Zusammenhang mit der Untersuchung von 1994/95 stehen und deshalb im Folgenden ebenfalls behandelt werden. Zum besseren Verständnis der historischen Einleitung seien die Ergebnisse der Ausgrabung (Phasen) vorangestellt, wobei die neuzeitlichen Befunde (nach Phase XIII) in diesem Aufsatz keine Berücksichtigung mehr finden.

Phase I–IV: Ein Kalkbrennofen

Phase I: Bau eines Kalkbrennofens
Phase II: Einmalige Benutzung des Ofens
Phase III: Einfüllung und Aufgabe des Ofens
Phase IV: Planierung

Phase V–XI: Die Burg auf dem Kirchhügel
Phase V: Befestigung des Geländes mit Palisade und Graben
Phase Va: Nutzung des Grabens
Phase VI: Aufgabe der Palisade
Phase VII: Planierung
Phase VIII: Planierung mit Gehniveau und Feuerstellen
Phase IX: Planierung und Weg
Phase X: Auffüllung des Grabens
Phase XI: Planie

Phase XII–XIII: Die ältere Kirchhofmauer

1. Zur Herrschaftsgeschichte von Herzogenbuchsee im Mittelalter

Herzogenbuchsee liegt an der alten Hauptstrasse, die das nordöstliche mit dem südwestlichen schweizerischen Mittelland verbindet und, den Aargau durchquerend, über Langenthal und Kirchberg, nahe an Burgdorf vorbei, über die Stadt Bern in die französische Schweiz führt.[3] Die Landschaft zog seit der Steinzeit Siedler an. Archäologische, archivalische und sprachkundliche Spuren finden sich sowohl für die Urgeschichte als auch für die Frühzeit reichlich, von den neolithischen Siedlungen am Burgäschisee über die römischen Gutshöfe und Siedlungen bis zu den Dörfern, die auf die Besiedlung durch die Alemannen zurückgehen. Diese wanderten im 7. Jahrhundert aus dem Gebiet nördlich des Hochrheins in das schweizerische Mittelland ein, das damals unter der Herrschaft des fränkischen Reiches stand.[4]
Im zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert lag im Bereich des Kirchenhügels von Herzogenbuchsee eine ausgedehnte und reich ausgestattete römische Gutshofanlage.[5] Zur Zeit der alemannischen Landnahme wurde der längst verlassene und ruinenhafte Gutshof zum Sitz einer Familie der Oberschicht,[6] deren Angehörige in den Schriftquellen des 9. Jahrhunderts den Leitnamen «Adalgoz» tragen. Man spricht deshalb von den «Adalgozingern».[7] Es handelt sich dabei um eine mächtige Sippe von Grossgrundbesitzern, die zum alemannischen Adel gehörte und aus dem nordostschweizerischen Raum stammte. Angehörige der Sippe hatten sich im 8. und 9. Jahrhundert im oberen Aareraum an-

Abb. 1: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Übersicht über die Ausgrabungsfläche 1994 mit dem Sondierschnitt. Im Hintergrund die Kirchhofmauer und die Kirche. Blick nach Süden

gesiedelt und in ihren Herrschaftskomplexen Kirchen gegründet, so in Rohrbach, Seeberg, Madiswil und Herzogenbuchsee, welches 886 zum ersten Mal erwähnt wird.[8]

Möglicherweise über das burgundische Königtum gelangte Herzogenbuchsee in den Besitz der Grafen von Rheinfelden und so über die letzte Erbin, Agnes von Rheinfelden, die mit Berchtold II. von Zähringen verheiratet war, in den Besitz der Herzöge von Zähringen. 1093/1108 schenkten beide die Kirchen von Seeberg, Herzogenbuchsee und Huttwil an das Benediktinerkloster St. Peter im Schwarzwald, das sie kurz vorher neu gegründet und mit Mönchen der benediktinischen Reformbewegung des Klosters Hirsau besetzt hatten.[9] Zweifelsohne bildeten

die grosszügigen oberaargauischen Schenkungen den Grundstock des klösterlichen Besitzes. Das Kloster richtete für die Verwaltung seiner oberaargauischen Güter an der Kirche von Herzogenbuchsee wahrscheinlich um 1109 eine Propstei mit angegliedertem Meierhof ein.[10]
Aber die Schenkung von 1093 umfasste keineswegs den gesamten Herrschaftskomplex Herzogenbuchsee, im Gegenteil. Ein grosser Teil blieb in der Hand der weltlichen Herrschaft und ist im 13. Jahrhundert als Teil des kiburgischen Amtes Gutisberg fassbar.[11] Die Güter und Rechte waren offenbar bedeutend genug, dass die Grafen von Kiburg-Burgdorf später ein eigenes Amt Herzogenbuchsee einrichteten, welches niedere und hohe Gerichtsbarkeit besass und auch die Kastvogtei über die Kirche umfasste, die in der Hand der weltlichen Herren geblieben war. Verwaltet wurde es von einem kiburgischen Beamten, der 1264 als Minister, im späten 14. Jahrhundert als Schultheiss bezeichnet wurde.[12]
Die weltliche Herrschaft wurde von ihren Besitzern, den Grafen von Kiburg-Burgdorf, im 14. Jahrhundert verschiedentlich verpfändet, bevor Bern sie 1406 zusammen mit der Landgrafschaft Burgund erwarb. Die geistliche Herrschaft, die Propstei wurde 1528 mit der Einführung der Reformation säkularisiert. Nach einigem Hin und Her verkaufte der Abt von St. Peter sie 1557 der Stadt Bern.[13] 1579 wurden beide Herrschaften der neu geschaffenen Landvogtei Wangen unterstellt.
Es muss also unterschieden werden zwischen der geistlichen Herrschaft Herzogenbuchsee, die als «Propstye, gotzhus und hoffe zu Hertzogen Buchse»[14] bezeichnet wird, und der weltlichen Grund- und Gerichtsherrschaft Herzogenbuchsee, die 1363 und 1406 als «veste zu Herzogenbuchsen» bzw. «vesten kilchhof»[15] in den Schriftquellen erscheint. Was bedeutete diese geteilte Herrschaft für die Topografie und bauliche Situation in Herzogenbuchsee?
Die 1093/1108 gegründete geistliche Herrschaft Herzogenbuchsee wird in den Quellen als Propstei bezeichnet. Es war aber kein Kloster, sondern ein geistliches, administratives und gerichtliches Zentrum mit einem angegliederten Meierhof mit Rechten eines Freihofes.[16] Auf seinem Gelände ist um 1220 eine Marienkapelle bezeugt. Der Standort des Areals der Propstei ist in neuzeitlichen Schrift- und Bildquellen überliefert[17] und heute noch als Einheit wahrzunehmen. Es handelt sich um ein zentral an der Hauptstrasse gelegenes Areal mit dem heutigen Gemeindehaus und einem im rechten Winkel dazu liegenden frühneuzeitlichen Kornhaus.

Abb. 2: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Übersicht über die Grabung von der Autodrehleiter: Kalkbrennofen, geleerter Wehrgraben, neuzeitliche Mauern und aktuelles Gebäude Finstergasse 6. Blick nach Süden

Der Sitz der geistlichen Herrschaft lag also nicht bei der Kirche, obwohl diese Herrschaft den Leutpriester stellte. Die Propstei konnte nicht auf dem Kirchenhügel liegen, da dieser bereits besetzt war. Es erscheint denkbar, dass dort der Herrschaftssitz der «Adolgozinger» lag, ein im Lauf des 8./9. Jahrhunderts errichteter Herrenhof mit einer Eigenkirche, und dass die weltliche Herrschaft im Sinne einer Ortskontinuität seither dort residierte. Dementsprechend war der Inhaber der weltlichen Herrschaft immer auch Kirchherr und Kastvogt der Propstei.[18]

Die Schriftquellen deuten das an: So wird in einer Aufzählung der kiburgisch-burgdorfischen Güter in Herzogenbuchsee von 1363[19] explizit der «vesten kilchhof» genannt, und bei einem Pfandschaftsgeschäft der Grafen von Kiburg-Burgdorf mit Herzog Albrecht von Österreich 1387[20] werden deren Güter aufgezählt, darunter Herzogenbuchsee, dessen Kirchhof immerzu offen stehen solle. Es ist also von einem befestigten Kirchhof die Rede.

Weitere Hinweise zum Verständnis der Herrschaftstopografie liefert der im Folgenden darzustellende archäologische Befund: Bei den Ausgrabungen fanden sich Reste einer hölzernen Palisade und ein Befestigungsgraben. Dies und das Fundmaterial aus der Schicht (35), ein aussergewöhnlicher Komplex von Aquamanilien, deutet auf einen Wohnsitz eines Adligen auf dem Kirchenhügel hin.

Daraus kann man den Schluss ziehen, dass im 13. Jahrhundert neben der Kirche ein weiterer Gebäudekomplex auf dem Kirchhügel stand, in dem ein Adliger lebte. Man geht wahrscheinlich nicht fehl, darin den Amtssitz des lokalen Stellvertreters der weltlichen Herrschaft zu vermuten, und anzunehmen, dass eine Herrschafts- wie Ortskontinuität mit dem vermuteten frühmittelalterlichen Herrenhof vorliegt. Kurz: In Herzogenbuchsee stand im Hochmittelalter eine Burg auf dem Kirchenhügel, bestehend aus einem Wohngebäude eines Adligen, einer Kirche, einer umlaufenden Ringmauer und allenfalls weiteren Gebäuden. Es handelte sich also nicht um eine Kirchenburg,[21] sondern um eine Adelsburg mit Kirche. Die aus der Palisade und dem Graben bestehende Wehranlage (Phase V) war Teil der Burg auf dem Kirchenhügel. Wenn man von einem frühmittelalterlichen Vorgänger ausgehen will, muss es entsprechende Vorgängerbefestigungen gegeben haben, deren archäologischer Nachweis noch fehlt.

Die Frage nach dem Zeitpunkt der Auflassung des Wehrgrabens lässt sich nicht eindeutig beantworten. Zwar muss auch die Burg auf dem Kirchenhügel irgendwann verschwunden sein: Bereits 1332 gab es dort nur noch einen befestigten Kirchhof, der damals während des Gümmenenkriegs von den Stadtbernern gestürmt wurde.[22] Auch die Güteraufzählung von 1363 kannte nur noch den festen, also den ummauerten Kirchhof, und in allen späteren Bild- und Schriftquellen gibt es keine Hinweise auf herrschaftliche Gebäude auf dem Kirchenhügel. Die Burggebäude waren also offenbar irgendwann vor 1332 abgebrochen worden (Phase VI–XI), und der kiburgische Beamte residierte woanders.

Das Nächstliegende ist, die Auflassung unseres nachgewiesenen Palisaden-Graben-Systems in einen zeitlichen und kausalen Zusammenhang mit der der postulierten Burg zu setzen. Die Befunde und Funde aus der die Grabenfüllung abschliessenden Schicht (35) erlauben zwei Möglichkeiten (s. u.):

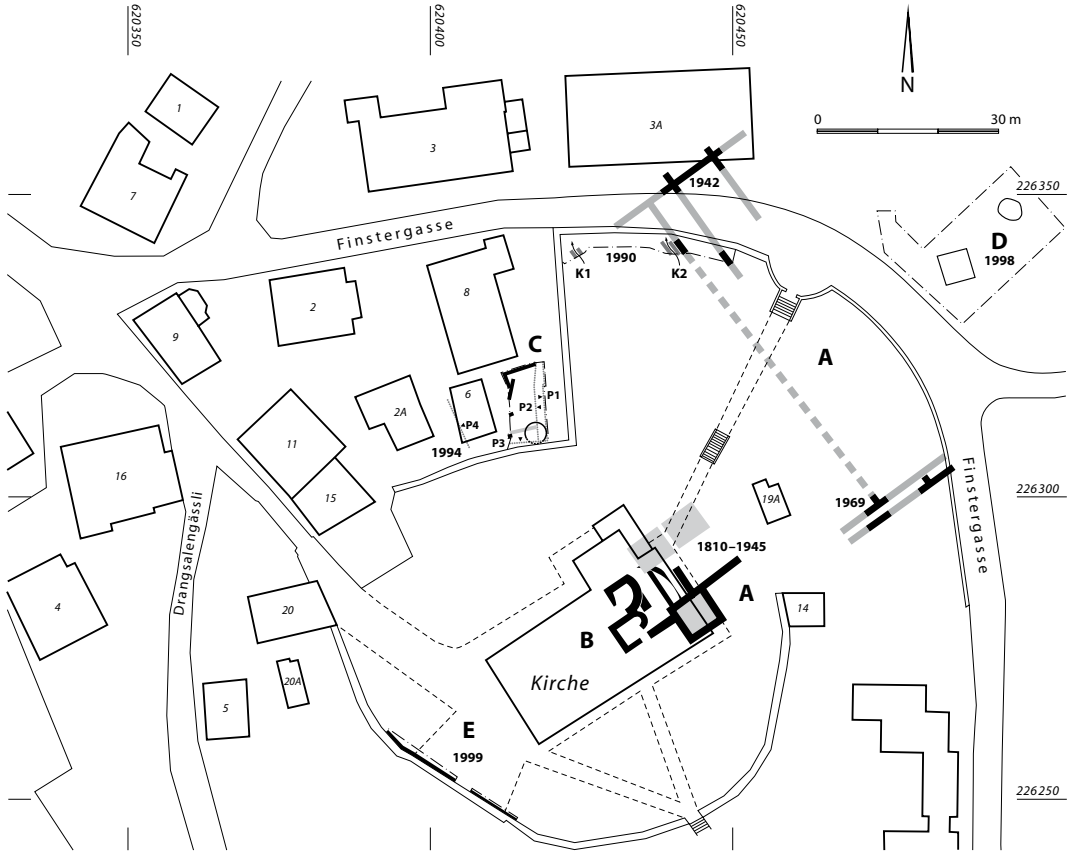


Abb. 3: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Der Kirchenhügel Herzogenbuchsee mit den bisher ergrabenen Befunden, Stand 2006.
A Befunde zum römischen Gutshof
B Befunde zu Vorgängerkirchen
C Untersuchung Finstergasse 8
D Untersuchung Finstergasse 3 E mit frühmittelalterlichem Grubenhaus
E Untersuchung der Kirchhofmauer
M. 1:1000

1. Der Abbruch des Palisaden-Grabensystems und das Verschwinden der Burgbauten auf dem Kirchenhügel erfolgten gleichzeitig im späten 13. Jahrhundert. Mit dem Zufüllen des Grabens und dem Entfernen der Palisade wurde im späten 13. Jahrhundert auch die Burg abgebrochen. Von diesem Abbruch stammt das Bauschuttmaterial, das in der Grabenfüllung nachweisbar war. Und der adlige Haushaltsabfall des späten 13. Jahrhunderts in der abschliessenden Schicht (35) ist vom Burghof her verlagert.

2. Der Graben wurde einige Zeit vor dem Abbruch der Burgbauten wieder gefüllt. Das Bauschuttmaterial der Füllung ist umgelagertes Material des römischen Gutshofes. Auf dem gefüllten Graben landete Haushaltabfall, den die adligen Bewohner des Kirchenhügels dort entsorgten. Die Burgbauten auf dem Kirchenhügel wurden dem-

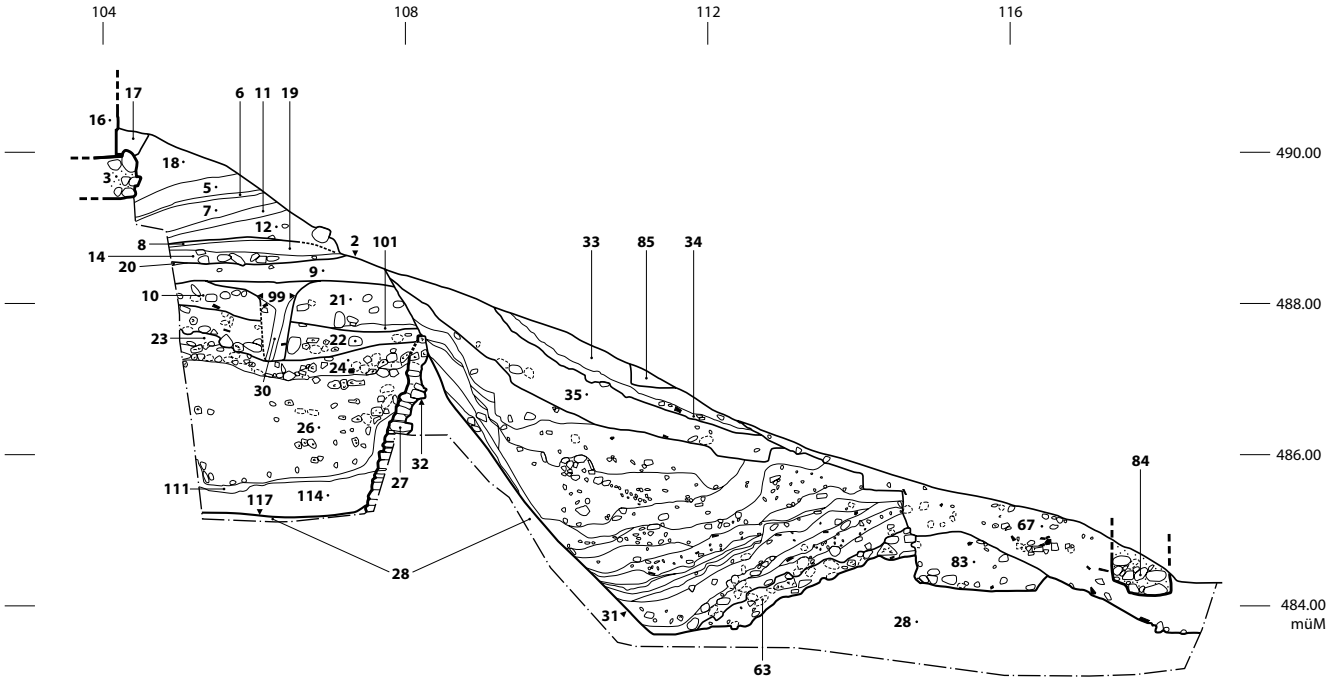


Abb. 4: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Profil West (P2) auf Achse 495.30/496.20. M. 1:100

nach erst später, im späten 13. oder frühen 14. Jahrhundert abgebrochen.

Gemeinsam ist beiden Hypothesen die Tatsache, dass die bauliche Präsenz der weltlichen Herrschaft auf dem Kirchenhügel im späten 13. Jahrhundert endete. Der Grund dafür ist nicht bekannt. Das späte 13. Jahrhundert war die Zeit des Wechsels von den älteren zu den jüngeren Grafen von Kiburg und die Schaffung eines eigenen Amts Herzogenbuchsee. Vielleicht führte diese Strukturveränderung auch zu einer Verlegung des Amtssitzes. Steht ein kriegerisches Ereignis dahinter, etwa im Zusammenhang mit dem Grafenkrieg 1265–1267?

2. Die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen (Phase I–XIII)

2.1 Der hochmittelalterliche Kalkbrennofen (Phasen I–IV)

Der Kirchenhügel ist eine natürliche Mergelerhebung. Unmittelbar nördlich der Hangkante, deren ungefährer Verlauf die Kirchhofmauer noch heute markiert, wurde ein Kalkbrennofen in den Hang eingetieft

(Abb. 4–9). Die Wände (27) der in den gewachsenen Boden (28) geschnittenen, annähernd runden, sich nach oben erweiternden Grube (32) waren mit Granit- und Tuffsteinen in Trockenmauertechnik ausgekleidet (Abb. 7). Die Sohle (117) mit einem Durchmesser von etwa 2,5 m blieb unbefestigt. Der gewachsene Boden (28) hinter den Wänden hatte sich infolge der Hitze bis zu 30 cm dick rot verfärbt und wies an einer Stelle sogar Risse auf (Abb. 8 und 9). Die Sohle war im Allgemeinen weniger stark brandgerötet, stellenweise aber ziegelhart gebrannt. Der originale obere Abschluss war nicht erhalten, und es fanden sich auch keine Spuren einer Einfeuerungsöffnung, obwohl rund drei Viertel der Ofenwandung freigelegt werden konnten.

Im Zusammenhang mit dem Bau des Ofens steht das Schichtpaket (115)/(113)/(109), das mit einem Gehniveau abschliesst.[23] Direkt auf der Ofensohle lag eine bis zu einem Meter mächtige, nahezu reine Holzkohleschicht (114), die Überreste des Brennholzes und der hölzernen Brennkammerkonstruktion (Abb. 7). Die rund 1800 l Volumen umfassende Schicht enthielt denn auch verkohlte Harthölzer von bis zu 30 cm Durchmesser. Auf der Holzkohle lag eine unterschiedlich starke weisse Ausräumschicht (111) aus halb verbrannten Kalkbrocken und gelöschtem Kalk. Sie zog an den Ofenwänden nach oben und verfüllte die Ritzen

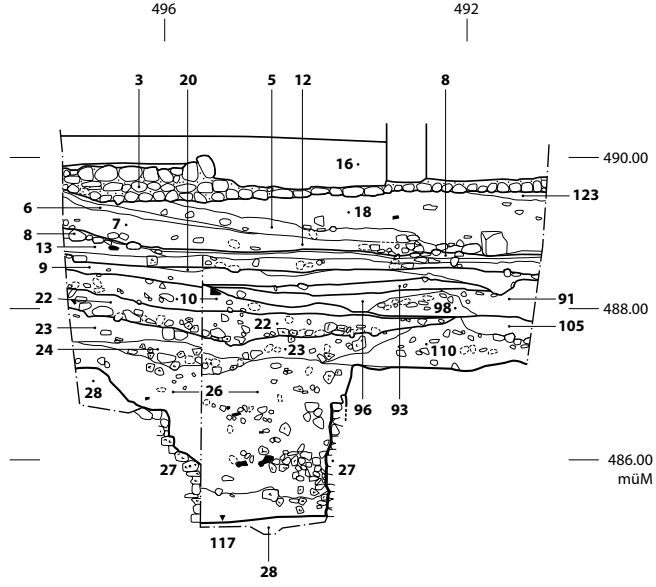


Abb. 5: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Profil Süd (P3) auf Achse 105. M. 1:100

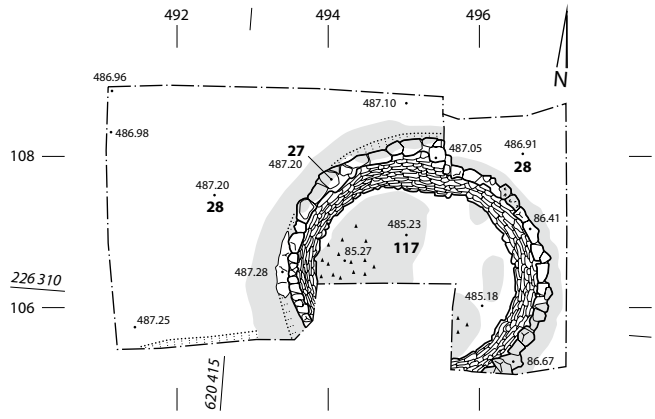


Abb. 6: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Grundriss des hochmittelalterlichen Kalkbrennofens (27) in geleertem Zustand. Die grau gerasterten Bereiche zeigen die Ausdehnung der im gewachsenen Boden sichtbaren Brandrötung. M. 1:100

zwischen den Steinen der Grubenwand (vgl. Abb. 4 und Abb. 9). Ausserhalb des Ofens konnte im Westen ein zugehöriges Ausräumniveau (107) festgestellt werden.[24] Die Schicht enthielt enorm viele mehlige Kalkbrocken.

Das über (111) liegende Schichtpaket (26)–(23) bildete die Füllung des Ofens. Es war sehr heterogen und enthielt verziegelten Lehm und verbrannte Tuffsteine (24), die vermutlich von der Abdeckung des Ofens während des Brandes stammen (vgl. Abb. 4 und 5). Daneben fand sich in einer braunen, sandigen Schichtkomponente (26) neben Fragmenten von römischen Ziegeln auch eine beträchtliche Menge sekundär verlagerter Menschenknochen. Eine Planie (22) zog über den abgebrochenen Ofen und seine Füllung und markiert so das Ende dieser Benützungsphase. Die dunkle organische Schicht enthielt neben grossen Mengen an Tierknochen (Speiseabfälle) wiederum römische Leistenziegel. Es muss sich dabei – wie bei allen Planien der Grabung – um eine mittelalterlich verlagerte römische Schuttschicht handeln.

Zu rekonstruieren ist ein Kalkbrennofen mit eingetiefter Brenn- und Kalkkammer. Unbekannt ist die Lage der Einfeuerungsöffnung. Sie könnte sich auf der nicht freigelegten Südseite befunden haben. Ebenso möglich ist es aber, dass die Einfeuerung sich im abgebrochenen aufgehenden Teil befunden hat. Christophe Gerber hat in seiner Untersuchung über Kalkbrennöfen im Berner Jura den Typ des halb in den Boden eingetieften Ofens definiert, dessen Sohle bis zu 1,5 m unter der Schwelle der Einfeuerungsöffnung liegt.[25]

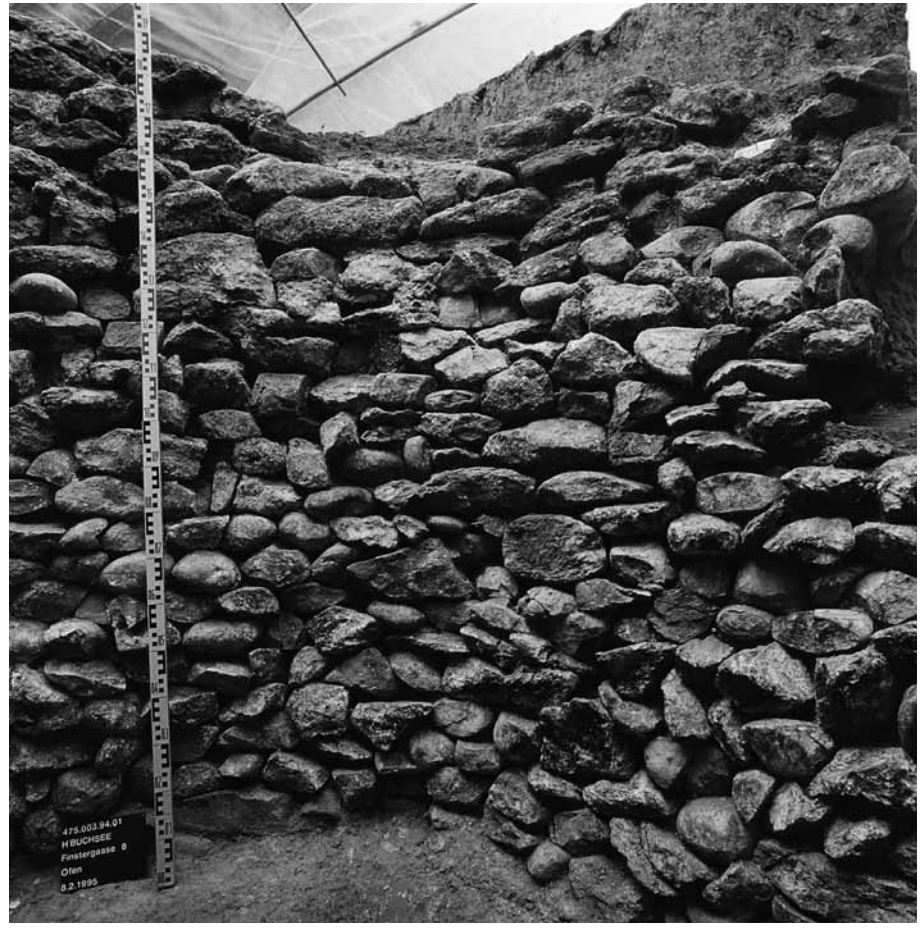


Abb. 7: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Die in Trockenmauertechnik gefügte Wand (27) des Kalkbrennofens. Blick nach Nordwesten

Die ganze Konstruktion wies keinerlei Indizien dafür auf, dass der Ofen mehrfach benutzt worden sein könnte. Auch kann zwischen dem Brand und der Auflassung kaum viel Zeit verstrichen sein, da alle entsprechenden Anzeichen fehlen. Offenbar unmittelbar nach der Herausnahme des gebrannten Kalks füllte man den Ofen mit Schuttmaterial auf, das von oben, vom Kirchhof stammt. Die Auswertung des archäologischen Fundmaterials führte (entgegen abweichenden C14-Datierungen und dendrochronologischen Datierungsversuchen) zum überraschenden Schluss, dass die Keramik aus den Auffüllschichten und der die Auflassung des Ofens abschliessenden Planie (22) in die Zeit um 1200 datiert (s. u. Auswertung des Fundmaterials).

Da die Baugeschichte der Kirche bislang ungeklärt ist, und, wie noch zu

Abb. 8: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Die Holzkohleschicht (114) auf der Sohle des Kalkbrennofens (27). Blick nach Westen

zeigen sein wird, mit weiteren bedeutenden mittelalterlichen Gebäuden auf dem Kirchenhügel gerechnet werden muss, gibt es vorderhand keinen Anhaltspunkt für eine Baumassnahme, mit der die Errichtung des Kalkbrennofens erklärt werden könnte.

2.2 Die hochmittelalterliche Befestigung mit Palisade und Graben (Phase V)

In die Planie (22) schneidet in gerader Line der 30–40 cm breite Palisadengraben (99). In diesen wurden dicht aneinander Pfähle gesetzt (Pfostenlöcher (30), s. u.) und mit dem Schichtmaterial (110) und (105) verkeilt. Anschliessend brachte man die Schichten (101), (21) und (10)

Abb. 9: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Der Kalkbrennofen. Blick nach Süden

ein, die an die gesetzten Pfähle zogen und das Gehniveau erhöhten (Abb. 10–12, vgl. Abb. 4 und 5).

Auf der Nordseite der Palisade verläuft ein mächtiger Wehrgraben (31) (Abb. 10–11 und 13 vgl. Abb. 4). Seine Oberkante verläuft schräg zum Verlauf der Palisade. Da das aber nur auf dem kurzen Abschnitt der Grabungsflächen-Breite von 4 m beobachtet werden konnte, ist fraglich, ob es sich nicht nur um einen lokalen Befund handelt. Der Graben ist in die Planie (21) eingetieft, schneidet aber tief in den gewachsenen Boden (28). Die Sohle wurde in einer schon bestehenden natürlichen Rinne des gewachsenen Bodens angelegt, die im Norden ein Gegengefälle gebildet hat. Dieses Gegengefälle wurde durch Einbringen von

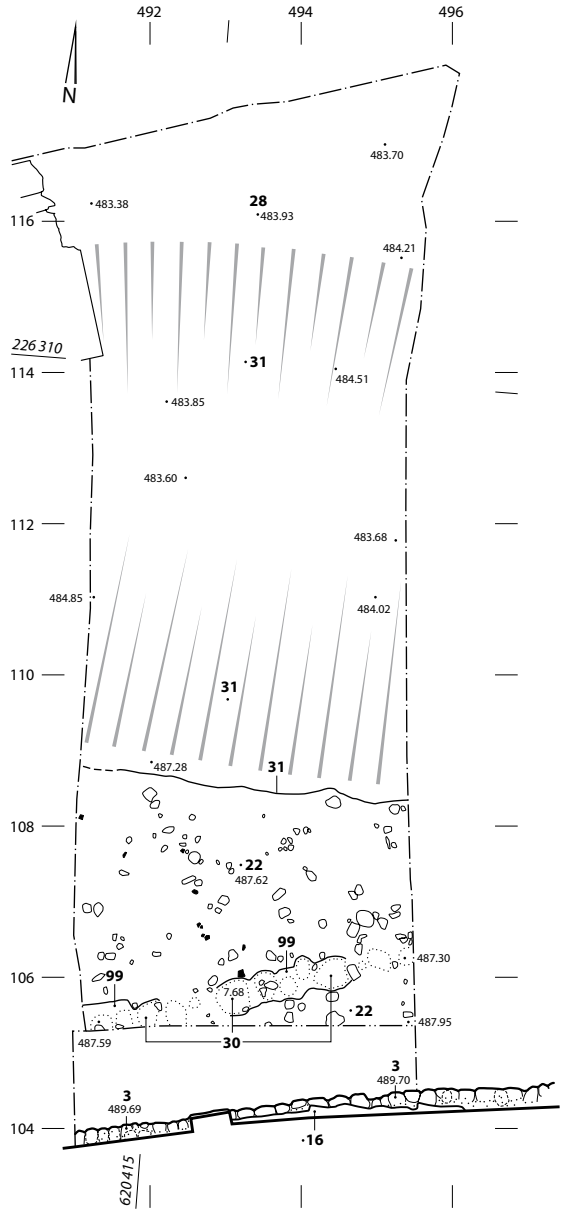
Schuttmaterial (63)–(65) zusätzlich akzentuiert. Der Graben ist so im Querschnitt tendenziell V-förmig, wegen seiner Lage am Hang aber asymmetrisch: Während er bergseitig rund 5 m tief ist, beträgt die Tiefe auf der Hangfussseite nur noch einen knappen Meter. Die erfasste Maximalbreite war rund 8,5 m. Knapp 10 m weiter westlich wurde an der Abschlusswand der Baugrube ein Profil P4 maschinell angelegt. Dort konnte beobachtet werden, dass der Graben (31) zweiphasig zu sein scheint, wobei der jüngere eine rund 80 cm höher liegende Sohle aufweist und sich weiter nach Süden zu erstrecken scheint (zur Lage vgl. Abb. 3).

Da wegen der Hangerosion keine direkte stratigrafische Verbindung besteht, kann das genaue Verhältnis zwischen der Palisade und dem Wehrgraben nicht mit letzter Sicherheit bestimmt werden. Sicher ist lediglich, dass der Graben stratigrafisch jünger ist, da er in die Planie (21) der Palisade schneidet. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass die beiden Elemente zusammengehören und gemeinsam eine Wehranlage bilden, ein Palisaden-Graben-System, welches wahrscheinlich den ganzen Kirchhügel umfasst haben dürfte. Dabei setzte der Graben nicht unmittelbar auf der Aussenseite der Palisade an, sondern in einem Abstand von 2–3 m, so dass eine Art Berme dazwischen lag. Aus den Bauschichten der Wehranlage stammt nur ganz wenig Fundmaterial, das sich nicht grundsätzlich vom vorhergehenden unterscheidet. Es kann wie dieses nicht genauer datiert werden. Einen ungefähren zeitlichen Anhaltspunkt für die Errichtung und die Benützung der Wehranlage ergeben der terminus post quem der vorausgehenden Phase mit dem Kalkbrennofen, der um 1200 entstand, sowie der terminus ante quem der Auflassung von Graben und Palisade noch vor 1300 (s. u.).

2.3 Die Aufgabe der Wehranlage (Phasen VI–XI)

Die Schichten (91), (94), (95), (96), (97), (98) und (108), die die Pfostenlöcher des Palisadenzaunes füllen und darüber ziehen, markieren den Zeitpunkt seiner Aufgabe. Darüber liegt als neues Gehniveau die Schicht (93), die über alle Einfüllschichten zieht (vgl. Abb. 4, 5 und 11). Über dieser Schicht waren mehrere Planien zu beobachten, die in zwei Gruppen zusammengefasst werden können. Ein unteres Schichtenpaket (9) und (121) wies ein Gehniveau auf und war auf seiner Oberfläche durch zwei Feuerstellen (20) und (88) brandgerötet. Ferner war in Schicht (9)

Abb. 10: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Planum mit den älteren Befunden: Graben (31), Palisade (30)/(99), mittelalterliche Kirchhofmauer (3). M. 1:100



eine flache Grube eingetieft, die mit Schicht (122) gefüllt war. Darüber zog das Planienpaket (13), (14), (19) und (120), das mit dem horizontalen, mit Steinen befestigten Gehniveau (8) abschloss. Ob der Wehrgraben während des Abbruchs der Palisade und den folgenden Aufhöhungen weiter bestand, ist wegen der wegerodierten Kontaktstellen zwischen Grabenkante und Planieschichten nicht mehr nachweisbar. Es erscheint aber sehr wahrscheinlich, dass mit der Niederlegung der Palisade auch der Graben zugeschüttet wurde.

Der Schnitt durch die Grabeneinfüllung liess im Profil eine Unterscheidung in viele einzelne Einfüllschichten zu (Abb. 13, vgl. Abb. 4 und 11).[26] Beim Aushub des Grabens konnten sie jedoch nicht getrennt werden. Das Schichtmaterial bestand meistens aus Mergel, und es enthielt in unterschiedlicher Menge Bauschutt in der Form von Ziegelbruch und Holzkohle, Mörtelbruch, Sandsteinen, Tuffsteinen, Kieselbollen und Geröllsteinen. Überlagert wurden die Auffüllschichten des Wehrgrabens von der abschliessenden Schicht (35). Der Geländestreifen der ehemaligen Palisade wurde aufplaniert, und man legte einen mit Steinen befestigten Weg (8) an, vielleicht der Nachfolger eines

Abb. 11: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Profil Ost (P1) auf Achse 497.40. M. 1:100

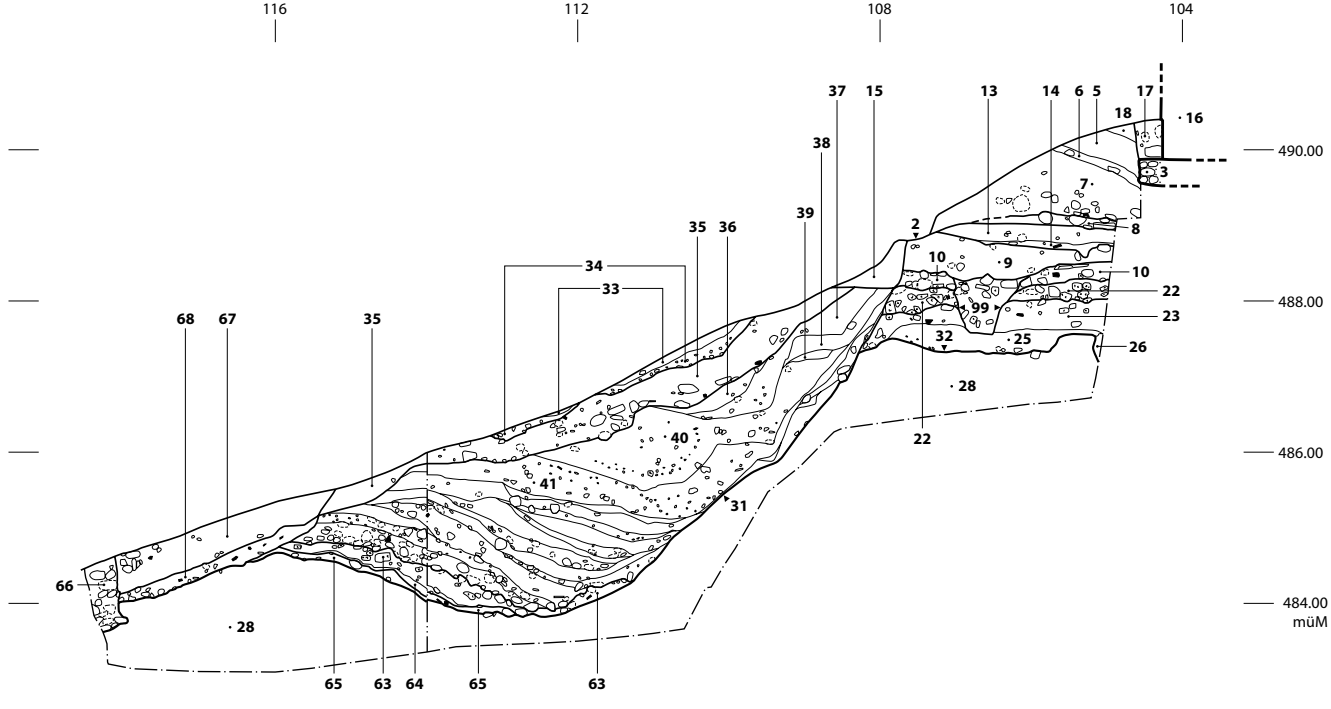


Abb. 12: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Der Palisadengraben (99) mit den noch nicht geleerten Pfostenlöchern (30). Rechts ist im Profil der Ansatz des Wehrgrabens (31) erkennbar. Blick nach Westen

Weges auf der Berme längs der Palisade. Während die wenigen Funde aus den Schichten im Zusammenhang mit der Auflassung der Palisade keine aussagekräftige Datierung liefern, und die Auffüllungsschichten des Grabens (36)–(62), (69)–(82), (Phase X) fundleer waren, ist das Fundmaterial aus der abschliessenden Schicht (35) chronologisch relevant. Das Fundspektrum belegt, dass der Graben noch vor 1300 aufgegeben wurde, so dass Palisade und Graben maximal 100 Jahre Bestand hatten (siehe unten).

2.4 Die ältere Kirchhofmauer (Phasen XII und XIII)

Über dem Weg (8) liegt ein Planienpaket (6), (7), (11), (12), (18) und (123). Eingetieft in diese Planien war das Fundament einer mittelalterlichen Mauer (3) (vgl. Abb. 4, 5 und 11). Sie verläuft direkt unter der heutigen Kirchhofmauer (16), also auf der heutigen Hangkante des Kir-

Abb. 13: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Der Wehrgraben (31) nach der Entfernung der Füllung. Blick nach Westen

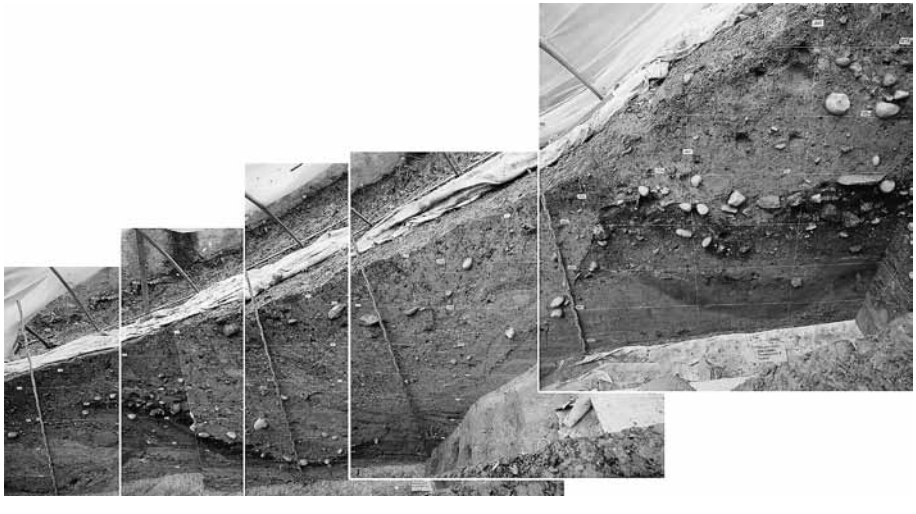


Abb. 14: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Profil Ost (P1) auf Achse 497.40. In der linken Bildhälfte die Grabenfüllung

chenhügels. Das in eine Grube gemauerte Fundament bestand aus zwei bis drei erhaltenen, sauber durchgezogenen Lagen von Kieselbollen mit einem Durchmesser von 10–25 cm, die mit einem grobkiesigen Mörtel verbunden waren. Als 1999 die aktuelle Kirchhofmauer an der südlichen Hangkante des Kirchenhügels saniert wurde (Abb. 3, Bereich E), kam unter dieser eine Vorgängermauer zum Vorschein (Abb. 15), aufgrund des identischen Mauercharakters wahrscheinlich der Südteil der 1994 aufgedeckten Mauer (3). Diese ist offensichtlich der Vorgänger der heutigen Kirchhofmauer (16). Sie dürfte sich entlang der Hangkante rings um den Rand des Kirchenhügels gezogen haben, so wie die jetzige Mauer es heute noch tut. Aufgrund des Mauercharakters ist das Fundament (3) nur grob ins 13./14. Jahrhundert zu datieren. Aufgrund der Stratigrafie ersetzt es die hölzerne Vorgängerbefestigung (99), wobei zwischen dem Abgang der ersteren und der Errichtung einige Zeit verstrichen sein muss. Eine genauere Datierung war im Fall des Mauerabschnitts möglich, der 1999 dokumentiert werden konnte. Die Mauer durchschlug eine Brandschicht. Die C14-Datierung von Holzkohle aus dieser Schicht ergab kalibrierte Daten zwischen 1256 und 1393, was die typologische Datierung ins beginnende Spätmittelalter bestätigt.

Was war der Zweck dieser Mauer? Einerseits sind derartige Mauern Immunitätsmauern, Grenzen, die den Sonderrechts- und Sonderfriedensbereich des Kirchhofes vom Aussengelände eines Dorfes oder einer Stadt abgrenzen und sich im Mittelalter um jeden Kirchhof finden.[27] Solche Mauern werden rasch als Wehrmauern missverstanden und die Anlage als «Wehrkirche» bezeichnet. Man findet diesen Begriff auch für die Kirche Herzogenbuchsee. In diesem speziellen Fall könnte aber tatsächlich etwas an der Bezeichnung sein: Der Kirchhof war wie erwähnt bis ins späte 13. Jahrhundert Teil einer Burganlage, damals aber nach Ausweis der archäologischen Befunde noch nicht mit der Mauer, sondern mit dem Graben (31) und der Palisade (99) befestigt. Die Mauer (3), die man problemlos als Ringmauer einer Burg interpretieren könnte, wurde erst nach dem Abgang der Burg errichtet: Offenbar wollte man den Befestigungscharakter des Hügels auch ohne Burg erhalten. Dazu passen die Schriftquellen, nach denen der Kirchenhügel noch im 14. Jahrhundert als «befestigt» bezeichnet wurde. Als «Wehrkirche» sollte diese Anlage aber nicht bezeichnet werden, geht doch aus den Quellen klar hervor, dass nicht die Kirche, sondern der Kirchhof «vest» war.

Abb. 15: Herzogenbuchsee, Kirche 1999. Die ältere Kirchhofmauer (3), darüber der Ansatz der aktuellen Friedhofsmauer (16) während der Untersuchungen von 1999. Zur Lage vgl. Abb. 1

3. Das Fundmaterial

Aus den älteren Befunden, die im Zusammenhang mit dem Bau oder dem Betrieb des Kalkbrennofens (27) stehen (Phase I und II), liegt kein keramisches Fundmaterial vor. Aus Gehniveau (109) und dem Ausräumniveau (107) stammt je eine Wandscherbe (Fragmente von Töpfen?). Bruchstücke mit vergleichbarer Machart stammen jedoch auch noch aus den nachfolgenden Horizonten und vor allem aus Schicht (35). Die Auffüllungsschichten im und die Planierungsschichten über dem Kalkbrennofen (27) – Phase III, Schichten (23), (24), (26) – sowie die älteren

Schichten (113) und (107) enthielten zahlreiches menschliches Knochenmaterial, das als Beleg für einen zu diesem Zeitpunkt bereits länger bestehenden, oberhalb gelegenen Friedhof gewertet werden darf.
Ein erstes Randstück eines Topfes liegt, zusammen mit fünf Wandscherben von vermutlich drei Gefässen und einer zeitlich passenden Eisenschnalle, aus Phase IV, Schicht (22) vor (Kat. Nr. 2–3). Der rundlich ausbiegende Rand findet gute Entsprechungen u. a. auf der Burgruine Muttenz, Vorderer Wartenberg BL sowie in den nach 1180 abgelagerten Schichten im Bergfried von Nidau BE. Dem entsprechen Funde, wohl des späten 12. Jahrhunderts, von der Oedenburg bei Wenslingen BL, die aufgrund von Münzfunden um 1200 aufgegeben worden sein soll.[28] Eine Datierung von Schicht (22) in die Zeit um 1200 scheint demnach möglich zu sein. Damit ist für die nachfolgende Phase V (Befestigung mit Graben und Palisade) ein wichtiger Datierungsanhalt (Terminus post quem) gegeben.
Die überlagernden Planierungsschichten (10, 101, 102), die vor oder im Zusammenhang mit der Anlage der Palisade (30)/(99) und des Befestigungsgrabens (31) in der Phase V entstanden, erbrachten nur vier Wandscherben, die sich nicht grundsätzlich vom vorhergehenden Fundmaterial unterscheiden. Eine genauere Datierung ist nicht möglich.
Die älteste im ausgehobenen Wehrgraben (31) abgelagerte Schicht (63) erbrachte neben umgelagerter Terra sigillata und Tierknochen ein vergleichbares Fundspektrum (zwei Wandscherben). Gleiches gilt für die Aufgabeverfüllung (108) des Palisadenpfostenlochs (29), Phase VI. Chronologische Anhaltspunkte für die Aufgabe des Befestigungsgrabens bietet allein das umfangreiche Fundmaterial der abschliessenden Schicht (35), Phase XI, da alle übrigen Auffüllungsschichten (36–62, 69–82, Phase X) fundleer waren. Die Funde aus Schicht (35) sind Beleg für eine endgültige Auffüllung des Grabens noch vor 1300. Palisade bzw. Graben und damit die Burg auf dem Kirchenhügel hatten also maximal 100 Jahre Bestand.
Schicht (35) erbrachte abgesehen von einem wohl umgelagerten älteren Topffragment (Abb. Kat. Nr. 10) ein relativ geschlossen und einheitlich wirkendes Fundensemble grauer, unglasierter Irdenwaren. Beim Funktionsbereich Kochgeschirr bestimmen Töpfe mit unterschiedlich stark ausgeprägtem Leistenrand das Bild. Die jüngsten Formen sind bereits deutlich unterschnitten (Kat. Nr. 16). Nach dem Randdurchmesser

passt ein Flachdeckel mit asymmetrisch montiertem Bügelgriff, zu diesen Töpfen (Kat. Nr. 36). Das Topfspektrum wird erweitert durch zahlreiche Dreibeintöpfe (Kat. Nr. 17–21). Zugehörig sind vermutlich zwei abgebrochene Füsse mit rundem Querschnitt, von denen der eine deutlich eingezapft war, während der zweite möglicherweise bereits eine kurz umgeschlagene Fussspitze aufwies (Kat. Nr. 20–21). Das Vorkommen von Dreibeintöpfen auf der Burgruine Wulp ZH bei gleichzeitigem Fehlen von Leistenrändern könnte ein Hinweis sein, dass Dreibeintöpfe in der Produktion etwas eher einsetzen als Leistenränder (vor der Mitte des 13. Jhs.).[29] Auch in der vor 1264 entstandenen Wallschüttung der Winterthurer Stadtbefestigung finden sie sich, jedoch keine Leistenränder.[30]

Dem Funktionsbereich Tisch- oder Vorratsgeschirr sind die drei Fragmente typisch dickwandiger und steilrandiger Schüsseln zuzuordnen, die eine charakteristische Form des späten 13. Jhs. darstellen (Kat. Nr. 25–27).[31] Von einer Kleinform einer Bügelkanne hat sich ein Randfragment mit einem Bügelansatz erhalten (Kat. Nr. 22).[32] Kleine Ausgusskännchen sind durch ein Exemplar mit einfach-unverdicktem, senkrecht stehendem Rand und ein Stück mit ungewöhnlichem, randständigem Bandhenkel vertreten (Kat. Nr. 23–24). Von einer im Kanton Bern bislang sehr seltenen Feldflasche hat sich der aufgesetzte enge Ausguss mit den beiden seitlichen Wulsthenkeln erhalten (Kat. Nr. 35).[33] Ebenfalls zu einem Flüssigkeitsbehälter (Bügelkanne?) gehören die drei Wandscherben mit Wellenliniendekor und dem Ansatz einer Ausgusstülle (Kat. Nr. 37).

Einfache Talglichter bzw. Lämpchen, die sich in dieser Form sowohl regelhaft in Kirchen als auch in normalen Wohnhäusern finden, sind mit drei Exemplaren vorhanden (Kat. Nr. 32–34). Vergleichbare Formen begegnen uns während des gesamten 13. und wohl teilweise auch noch des 14. Jahrhunderts. Ebenfalls dem Bereich Beleuchtung sind zwei Fragmente eines ungewöhnlichen Leuchterfusses aus rotem Zieglerton (Kat. Nr. 44) zuzuordnen. Produkte aus Zieglerton sind in der Schweiz, trotz der Existenz bedeutender Ziegeleien wie z.B. St. Urban, aus bislang ungeklärten Gründen eine absolute Seltenheit.

Besonders auffällig ist das zahlreiche Vorkommen von keramischen Giessgefässen (Aquamanilien), die überwiegend in profanen Lebensbereichen von Burgen, Städten, Dörfern und wesentlich seltener Klös-

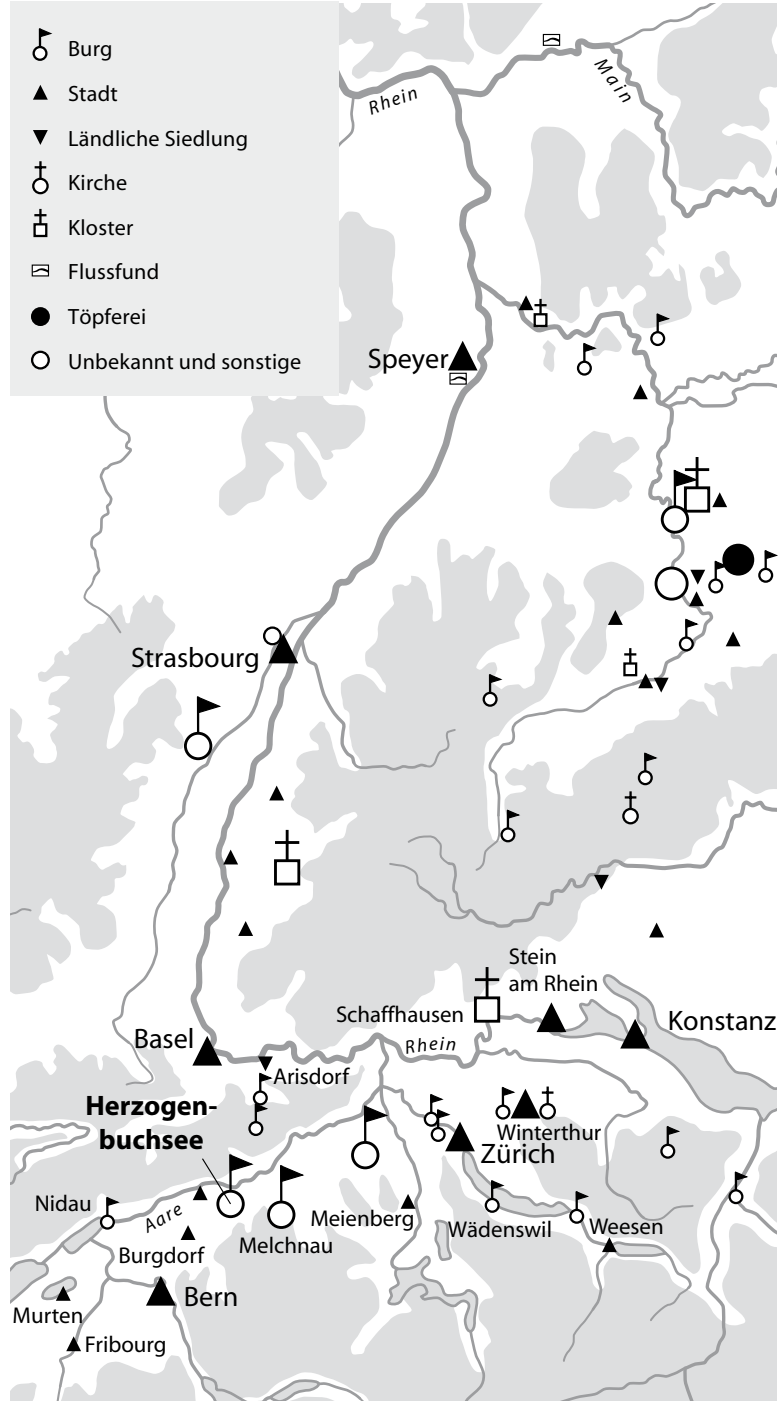
Abb. 16: Vollständiges Ritteraquamanile aus Regensburg D. Ohne Massstab

tern mittelalterliche Hygienevorstellungen und Tischsitten im Kontext der Handwaschung vor dem Essen repräsentieren.[34] Nach Machart, Gefässteil und Dekor handelt es sich um sechs unterschiedliche Individuen (Kat. Nr. 38–43), denen sich noch zwei weitere aus dem Bestand der Streufunde zugesellen (nicht abgebildet). Eine vergleichbare Fundhäufung ist ansonsten aus dem Kanton Bern und für die frühe Zeitstellung auch sonst aus der Deutschschweiz bislang nicht belegt.

Bedauerlicherweise ist von keinem der Gefässe die Kopf- bzw. Ausgusspartie erhalten, so dass eine Bestimmung, wie das Giessgefäss gestaltet war (Widder oder anderes Tier? Reiter?) nicht erfolgen kann. Für die beiden mit Kreisstempeln verzierten Wandungsscherben (Abb. Kat. Nr. 38) kann jedoch aufgrund besser erhaltener Vergleichsbeispiele angenommen werden, dass es sich ursprünglich um ein Pferde- oder Reiteraquamanile gehandelt hat (vgl. Abb. 16).[35] Kreisstempel repräsentieren in diesen Fällen entweder Teile ritterlicher Kettenpanzerung oder des Pferdezaum- und Sattelzeugs. Vergleichbare Dekore auf metallenen Rit-

teraquamanilien könnten jedoch auch dafür sprechen, dass in Einzelfällen die Darstellung eines Apfelschimmels gemeint ist (Kat. Nr. 38).[36]
Fünf Wandscherben mit dem Ansatz eines eingezapften Fusses gehören zu einem weiteren Aquamanile. Auf der Aussenseite verlaufen kreuzförmig zwei Reihen aus schmalrechteckigen Einstichen, die als Darstellung von Zaumzeug gedeutet werden können (Kat. Nr. 43). Von einem weiteren Exemplar haben sich nur Fragmente des weitgespannten Bandhenkels erhalten, der direkt an der Einfüllöffnung (am Kopf) ansetzte (Kat. Nr. 39). Diese Art der Gestaltung (Einguss auf der Oberseite des Kopfes) ist bei tönernen Aquamanilien eher selten, bei den metallenen Vorbildern, vor allem Reiteraquamanilien jedoch sehr häufig.[37]
Die übrigen vier Individuen bestehen jeweils aus einem singulären massiven Bein mit zum Teil deutlich ausgearbeiteter Fusspartie. Die Beine waren jeweils in den Körper des Aquamaniles eingezapft (Kat. Nr. 40–42). Diese Art der Beinmontage findet sich sowohl bei frühen Dreibeintöpfen (s. o.) wie auch bei Aquamanilien, weshalb im Einzelfall eine Zuordnung schwierig ist. Treten jedoch typische spitze Einstichdekore oder aufgelegte Leisten hinzu, so besteht an einer Zugehörigkeit kein Zweifel mehr.[38] Der aus zwei auf die Seite gelegten becher- oder topfartigen Gefässen bestehende Körper der Giessgefässe ist in einem Fall aufgrund seiner senkrecht stehenden Drehrillen gut erkennbar (Kat. Nr. 42). Angesichts der Art der Beinmontage ist im Hinblick auf die Datierung der Objekte etwas ketzerisch zu fragen, ob es lokal produzierte Aquamanilien in der Schweiz vor der Entwicklung bzw. Einführung des Dreibeintopfes mit eingezapften Füssen kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts überhaupt geben kann.[39]
Die Vergesellschaftung der Aquamanilienfragmente mit dem üblichen Koch-, Vorrats- und Tafelgeschirr und den Resten abgebrochener Kachelöfen (s. u.) charakterisiert diese als normalen, entsorgten Haushaltsmüll. Die Nähe der oberhalb gelegenen Kirche schliesst eine liturgische Nutzung zwar nicht aus, doch spricht der typische Haushaltsmüll und die vergesellschafteten Speisereste, vertreten durch zahlreiche Tierknochen, eine solche Deutung wohl aus.[40] Wo sich der fragliche Haushalt befand (oberhalb auf dem Kirchenhügel?) und in welchem vermutlich gehobenen sozialen Umfeld die Gefässe genutzt wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Denkbar wäre ein Zusammenhang mit einem herrschaftlichen Hof, dessen genaue Lage jedoch unbekannt ist.

Abb. 17: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Fundorte von Aquamanilien im südwestdeutschen Raum und der angrenzenden Deutschschweiz. Kartierung nach Scholkmann 1989, Abb. 2 mit Ergänzungen (Nachweis siehe Liste im Anhang). Grosse Symbole stehen für mehr als ein Exemplar.



Die Neufunde von Herzogenbuchsee ergänzen auf willkommene Weise die von Barbara Scholkmann 1989 vorgelegte und von Ulrich Müller 2006 ergänzte Kartierung der Aquamanilien im süddeutsch-schweizerischen Raum (Abb. 17).[41] Der bislang fundleer erscheinende bernische Raum an der Südwestgrenze der Fundverbreitung weist weitere Neufunde von der Burg Nidau, dem Städtchen Wangen a. A., der Burgruine Grünenberg bei Melchnau und aus der Stadt Bern auf. Verschiedene Neufunde aus den Städten Winterthur ZH bzw. Schaffhausen und Stein am Rhein SH, den Stadtwüstungen Alt-Weesen SG und Alt-Meienberg AG, sowie den Burgen Schloss Hallwil AG, Alt-Wädenswil ZH und Dübelstein ZH bzw. der Wüstung Arisdorf-Schöffletenboden BL verdichten das bisherige Bild. Dagegen fehlen Aquamanilien bislang immer noch weitgehend im Fundbestand der Westschweiz bzw. Graubündens und des Tessins. Westlich von Bern gibt es lediglich aus Murten FR den Kopf eines Widders und aus Fribourg FR einzelne Fragmente. Ob es sich hierbei nicht nur um eine Forschungslücke aufgrund der bislang geringen Fundvorlagen mittelalterlicher Keramik aus der Westschweiz handelt, bleibt abzuwarten.

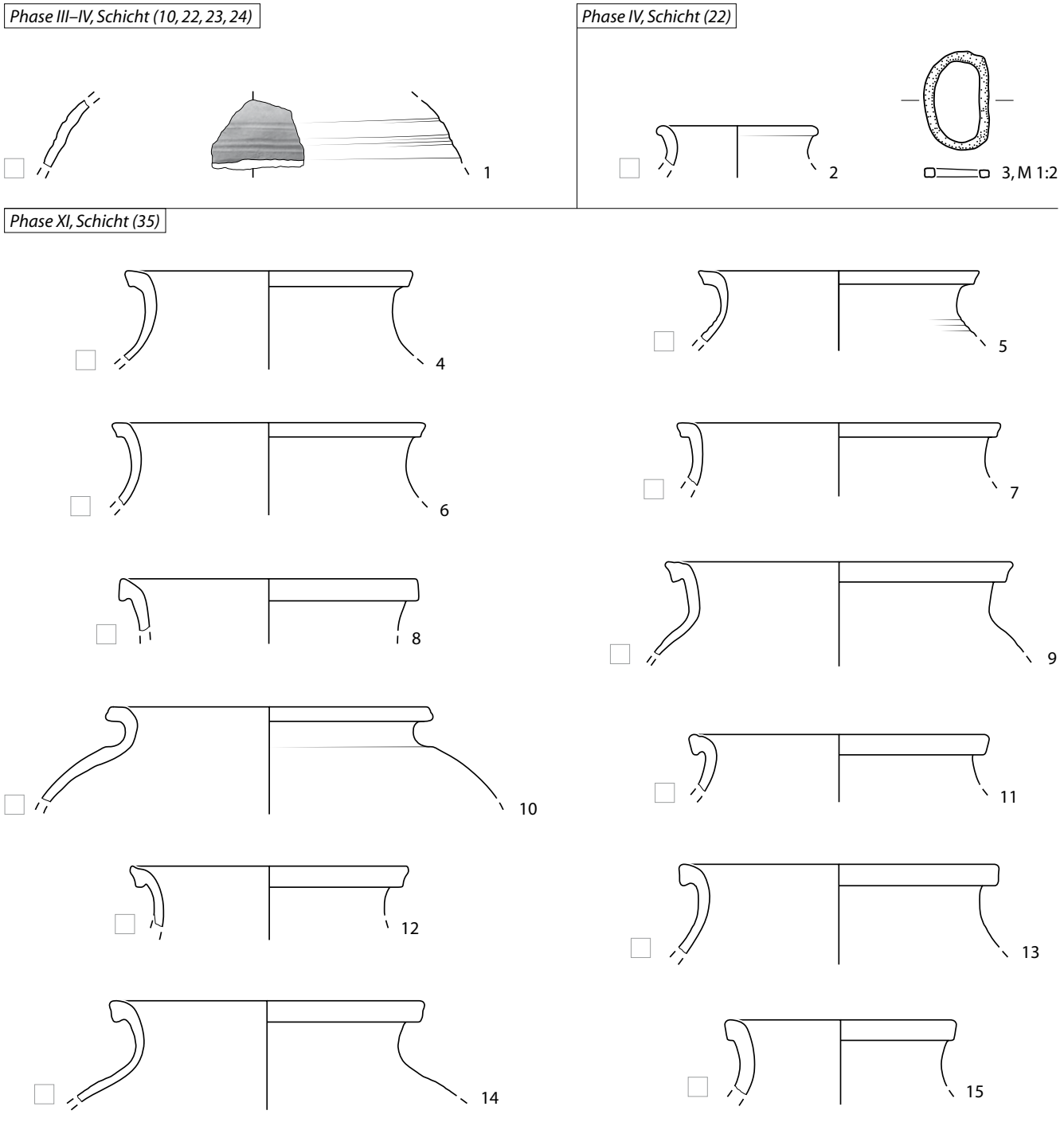
Die Ofenkeramik des Fundkomplexes besteht ausschliesslich aus Becherkacheln (Kat. Nr. 45–54; Kat. Nr. 55–64). Nach der Zusammensetzung und Typologie der Ränder sind es mindestens 15 Individuen. Die Wandungen der Kacheln sind relativ unregelmässig, z.T. ausgeprägt gerieft (z.B. Kat. Nr. 54). Die unterschiedliche Ausformung der Ränder und die farblich sehr variable Machart der Kacheln sprechen möglicherweise für die ursprüngliche Existenz mehrerer Kachelöfen. Von diesen wären dann allerdings jeweils nur einige wenige Kacheln erhalten geblieben. Neben einem Exemplar mit eher zylindrischer Form (Kat. Nr. 56), das möglicherweise noch dem 12. Jh. zugerechnet werden könnte,[42] finden sich vor allem Becherkacheln mit konischem oder leicht ausbiegendem Wandungsverlauf, in Einzelfällen mit einem besonders dicken, eher zylindrischen Unterteil. Nur ein einzelner Rand ist unverdickt und schwach gekehlt (Kat. Nr. 55) bzw. spitz auslaufend (Kat. Nr. 53). Zu letzterem gibt es nur wenige Parallelen, u.a. von der Alt-Wartburg AG. Tauber datiert diesen Typ noch in das 12. Jahrhundert.[43] Die meisten Ränder sind unterschiedlich, meist spitz nach aussen verdickt und nach innen abgestrichen oder schwach gekehlt. Dieser Randtyp findet sich in der Stratigraphie des Bergfrieds von Nidau BE in den jüngeren Abschnit-

ten, die aufgrund von Vergleichskomplexen u.a. aus Winterthur ZH wohl der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zugewiesen werden können.[44] Kacheln wie Kat. Nr. 58–60 mit spitz ausgezogenem oben gekehltem Rand finden gute Entsprechungen im Abbruchschutt des Hauses III unter der Basler Barfüsserkirche (vor ca. 1250).[45]

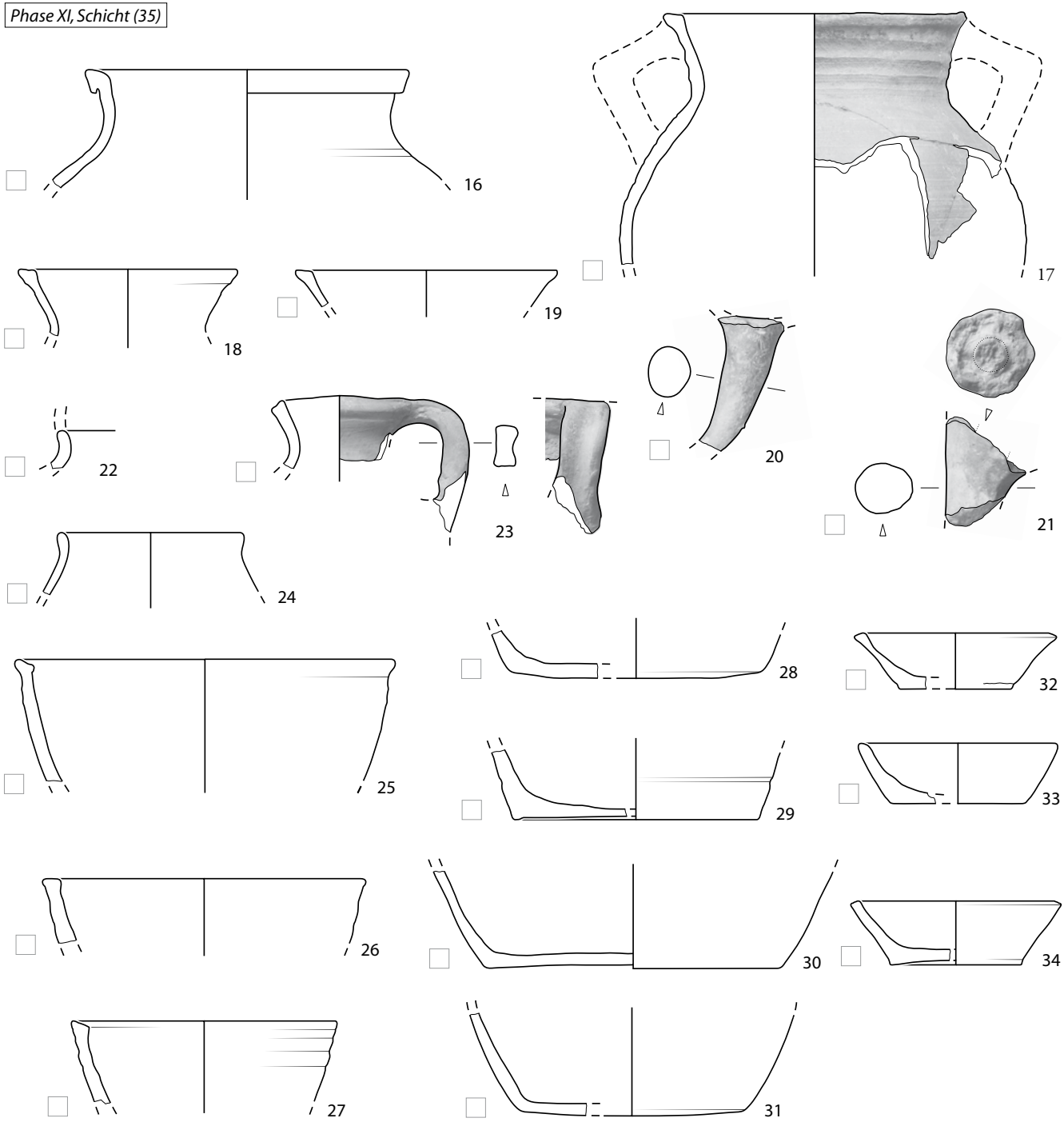
Versuchen wir eine zusammenfassende Bewertung des Befundes (35), so stehen neben wenigen älteren Funden vor allem Keramikfragmente der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Dass trotz des relativ grossen Fundensembles keine eindeutigen Dreibeinpfannen, keine glasierten Geschirrfragmente und keine Napfkacheln vorkommen, sollte chronologisch gewertet werden. Vermutlich ist also die Zeit um/oder kurz nach 1300 im Schichtkontext nicht mehr repräsentiert.

Legenden für die folgenden Seiten

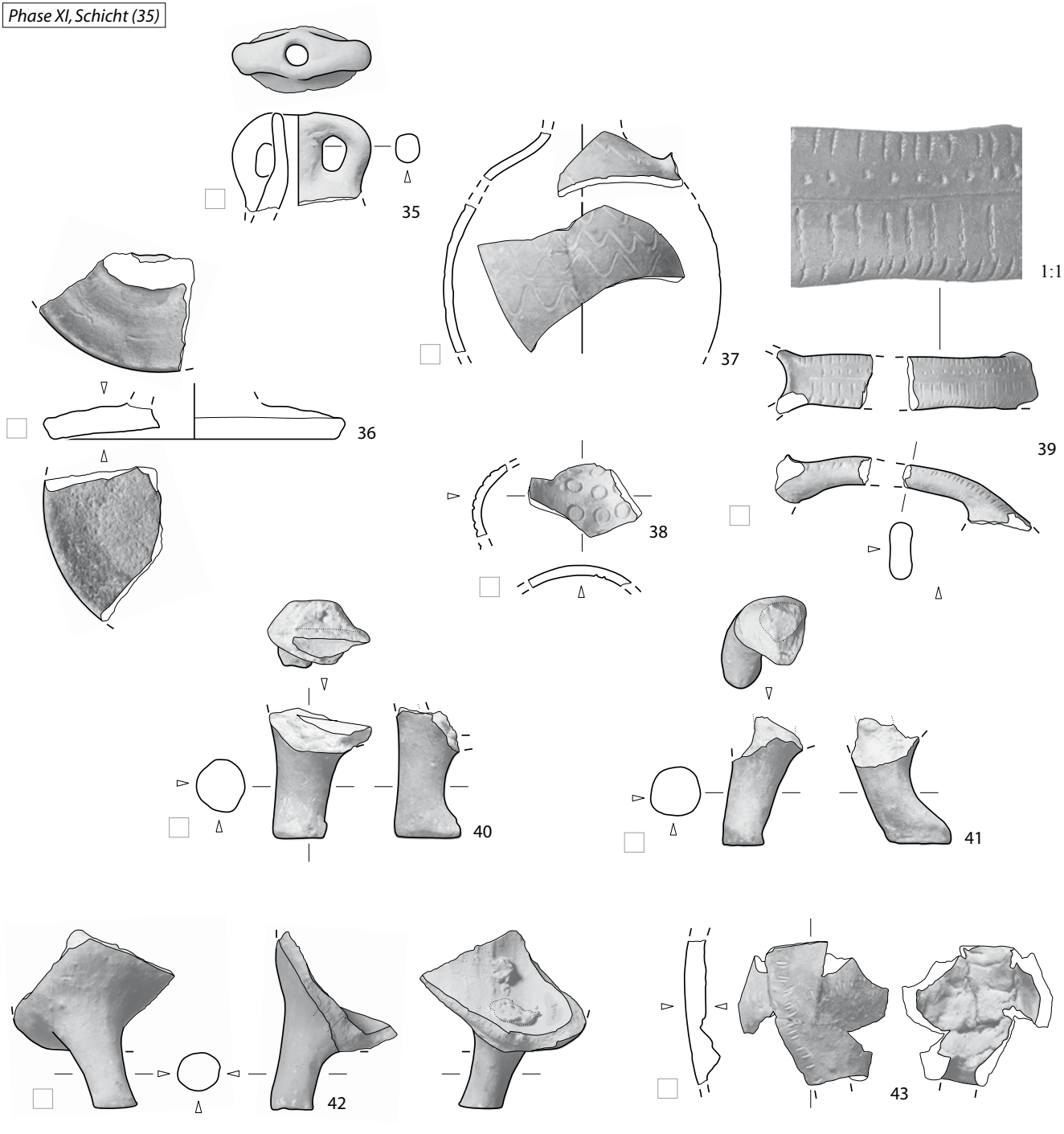
Abb. 18, S. 146: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Keramik (Töpfe) und Schnalle aus Phase III–IV, IV und XI. 3 M. 1:2, übrige 1:3.
Abb. 19, S. 147: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Töpfe, Dreibeintöpfe, Schüsseln und Lämpchen aus Phase XI. M. 1:3.
Abb. 20, S. 148: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Feldflasche, Deckel und Aquamanilienfragmente aus Phase XI. M. 1:3.
Abb. 21, S. 149: Herzogenbuchsee, Finstergasse 8. Ofenkacheln und Leuchterfuss aus Phase XI. M. 1:3.


Phase III–IV, Schicht (10, 22, 23, 24)
1
Phase IV, Schicht (22)
2
3, M 1:2
Phase XI, Schicht (35)
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15

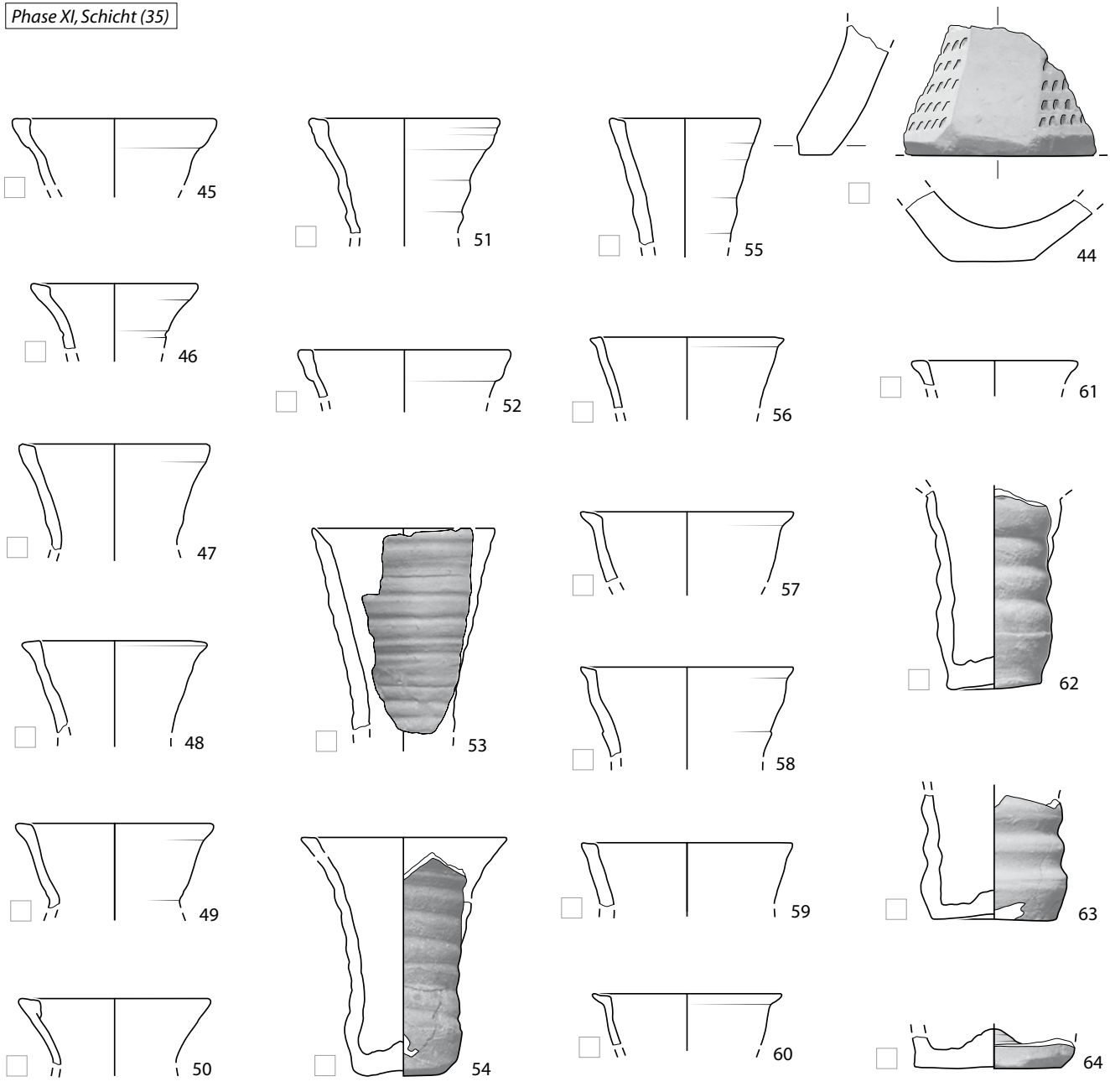
Phase XI, Schicht (35)



Phase XI, Schicht (35)



Phase XI, Schicht (35)



Literatur

Bader 1998. Christian Bader, Die Burgruine Wulp bei Küsnacht ZH. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 25. Basel 1998.

Baeriswyl/Gerber 1999. Armand Baeriswyl und Roland Gerber, Ratsherren, Mönche und Marktfrauen. Die Topographie der spätmittelalterlichen Stadt. In: Ellen J. Beer, Norberto Gramaccini, Charlotte Gutscher-Schmid u.a. (Hrsg.), Berns grosse Zeit. Das 15. Jahrhundert neu entdeckt, Bern 1999, 33–82.

Borgolte 1986. Michael Borgolte, Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit, Bd. 2. Archäologie und Geschichte. Sigmaringen 1986.

Brinker/Flühler-Kreis 1991 Claudia Brinker und Dione Flühler-Kreis, Die Manessische Liederhandschrift in Zürich. Zürich 1991.

Bujard/Meier 2005. Jacques Bujard und Hans-Rudolf Meier, Kirchen auf dem Land. In: Renata Windler, Reto Marti, Urs Niffeler u.a. (Hrsg.), Frühmittelalter. Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter 6. Basel 2005, 270–277.

Černohorský 1961. Karel Černohorský, Středověká hliněná akvamanilia z moravských nálezů. Pamatky Archeologicke 52, 1961, 580–591.

Dubler 1995. Anne-Marie Dubler (Hrsg.), Die Rechtsquellen des Kantons Bern. Zweiter Teil: Rechte der Landschaft, Bd. 9. Die Rechtsquellen der Stadt Burgdorf und ihrer Herrschaften und des Schultheissenamts Burgdorf (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen II. Abteilung). Aarau 1995.

Dubler 2001. Anne-Marie Dubler (Hrsg.), Die Rechtsquellen des Kantons Bern. Zweiter Teil: Rechte der Landschaft, Bd. 10.1. Die Rechte im Oberaargau. Landvogteien Wangen, Aarwangen und Landshut, Landvogtei Bipp (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen II. Abteilung). Basel 2001.

Dubler 2006. Anne-Marie Dubler, Herzogenbuchsee. Historisches Lexikon der Schweiz [elektronische Publikation HLS], Version vom 2.2.06, Bern 2006.

Eggenberger/Ulrich-Bochsler/Hüssy in Vorb. Peter Eggenberger, Susi Ulrich-Bochsler und Annelies Hüssy, Madiswil, reformierte Pfarrkirche. Die Ergebnisse der archäologischen Grabungen 1987/88. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern in Vorb.

Eggenberger/Bacher/Frey u.a. in Vorb. Peter Eggenberger, René Bacher, Jonathan Frey u.a., Seeberg, Pfarrkirche. Die Ergebnisse der Bauforschungen von 1999/2000. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern in Vorb.

Eggenberger/Ulrich-Bochsler/Rast Cotting u.a. 1988. Peter Eggenberger, Susi Ulrich-Bochsler, Monique Rast Cotting u.a., Rohrbach reformierte Pfarrkirche. Ergebnisse der Bauforschung von 1982. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern 1988.

Endres 1998. Werner Endres, Ritterburg und Fürstenschloss. Begleitband zur Ausstellung im Oberhausmuseum Passau 1998, Teil 2, Archäologische Funde. Regensburg 1998.

Flatt 1969. Karl H. Flatt, Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 53, 1969, 1–413.

Flatt 1986. Karl H. Flatt, Herzogenbuchsee. In: Kuratorium der Helvetia Sacra (Hrsg.), Helvetia Sacra, Abt. III, Die Orden mit Benediktinerregel. Bd. 1: Frühe Klöster. Die Benediktiner und Benediktinerinnen. Bern 1986, 751–761.

Gerber/Portmann/Kündig 2002. Christophe Gerber, Martin Portmann, Christian Kündig, Fours à chaux. Four à fer et charbonnières dans le Jura bernois. Vestiges archéologiques médiévaux et modernes découverts entre Moutier et Roches sur le tracé de l'autoroute A16, 1995–1997. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern 2002.

Gross 1991. Uwe Gross, Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 12. Stuttgart 1991.

Hütt 1993. Michael Hütt, Aquamanilien. Gebrauch und Form. Mainz 1993.

Illi 1992. Martin Illi, Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt. Zürich 1992.

Jäggi/Meyer/Windler u.a. 1993. Carola Jäggi, Hans-Rudolf Meyer, Renata Windler u.a., Die Stadtkirche St. Laurentius in Winterthur. Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 14. Zürich 1993.

Kamber 1995. Pia Kamber, Die Latrinen auf dem Areal des Augustinerklosters. Basel-Augustinergasse 2, Grabung 1968. Materialhefte zur Archäologie in Basel 10. Basel 1995.

Kasten 1976. Eberhard Kasten, Tönerne Giessgefässe des Mittelalters in Mitteleuropa. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 20/21, 1976, 387–558.

Keller 2002. Christine Keller, Aquamanilen und das Ritual des Händewaschens. In: Wider das «finstere Mittelalter», Festschrift Werner Meyer. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 29. Basel 2002, 125–136.

Langberg 1974. Harald Langberg, Zwei Reiter von Vigsø. Kopenhagen 1974.

Marti/Monnier 2005. Reto Marti, Jacques Monnier, Raum und Zeit: die Besiedlungsvorgänge. In: Renata Windler, Reto Marti, Urs Niffeler u.a. (Hrsg.), Frühmittelalter. Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter 6. Basel 2005, 233–264.

Matter 1996. Annamaria Matter, Keramik um 1300 aus der Brandschuttverfüllung eines Steinkellers in Winterthur-Marktgasse 54. Archäologie im Kanton Zürich 1993–1994, Berichte der Kantonsarchäologie Zürich 13, 1996, 243–277.

Matter 2000. Annamaria Matter, Keramikentwicklung in Winterthur vom 12. Jh. bis um 1400. Sechs Kellerverfüllungen aus der Altstadt. Archäologie im Kanton Zürich 1997–1998, Berichte der Kantonsarchäologie Zürich 15, 2000, 183–245.

May 1976. Ulrich May, Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden. Bern, Frankfurt 1976.

Mühleisen 2003a. Hans-Otto Mühleisen, Die Beziehung der Abtei St. Peter auf dem Schwarzwald zum Oberaargau. Jahrbuch des Oberaargaus 46, 2003, 97–135.

Mühleisen 2003b. Hans-Otto Mühleisen, St. Peter auf dem Schwarzwald. Aus der Geschichte der Abtei. Lindenberg im Allgäu 2003.

Müller 2006. Ulrich Müller, Zwischen Gebrauch und Bedeutung. Studien zur Funktion von Sachkultur am Beispiel mittelalterlichen Handwaschgeschirrs (5./6. bis 15./16. Jahrhundert). Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 20. Bonn 2006.

Pfrommer/Gutscher 1999. Jochem Pfrommer und Daniel Gutscher, Laufen Rathausplatz. Eine hölzerne Häuserzeile in einer mittelalterlichen Kleinstadt, Hausbau, Sachkultur und Alltag. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern 1999.

Rennefahrt 1956. Hermann Rennefahrt (Bearb.), Die Rechtsquellen des Kantons Bern. Erster Teil: Stadtrechte, Bd. 4.2 Das Stadtrecht von Bern (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen II. Abteilung). Aarau 1956.

Rippmann/Kaufmann/Schibler u.a. 1987. Dorothee Rippmann, Bruno Kaufmann, Jörg Schibler u.a., Basel Barfüsserkirche, Grabungen 1975–1977, Ein Beitrag zur Archäologie und Geschichte der mittelalterlichen Stadt. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 13. Olten 1987.

Roth Heege 2004. Eva Roth Heege, Die Funde aus dem Schloss Nidau (Ausgrabungen 1985 bis 1987). Archäologie im Kanton Bern 5B, 2004, 591–640.

Scholkmann 1989. Barbara Scholkmann, Die Aquamanilien aus Bebenhausen und Jettenburg. Fundberichte aus Baden-Württemberg 14, 1989, 669–691.

Suter/Bacher/Koenig 1992. Peter J. Suter, René Bacher und Franz E. Koenig, Herzogenbuchsee – Kirche/Finstergasse 1990. Grabungsergebnisse und Dokumente zur römischen Villa. Archäologie im Kanton Bern 2B, 1992, 259–275.

Tauber 1980. Jürg Tauber, Herd und Ofen im Mittelalter. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 7. Olten, Freiburg i.Br. 1980.

Tauber 1991. Jürg Tauber, Die Ödenburg bei Wenslingen. Eine Grafenburg des 11. und 12. Jahrhunderts. Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte 12. Derendingen, Solothurn 1991.

Windler 1990. Renata Windler, Neues zur Winterthurer Stadtbefestigung. Die Ausgrabungen in der Alten Kaserne. Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins 63. Jahrgang, 1990, Heft 6, 90–100.

Anmerkungen

1 Amt Wangen, FP-Nr. 475.003.1994.01 und 475.003.1999.01.
LK 1128; 620.407/226.251; 491 m ü.M.

2 Grabungsleitung 1994/95: R. Bacher, K. Glauser, B. Liechti, U. Liechti; 1999: R. Bacher. Auswertung und Text 2006: A. Baeriswyl (Befunde und Historisches), A. Heege (Fundmaterial).

3 Folgendes, wo nicht anders angegeben, nach: Dubler 2001. Dubler 2006. Flatt 1969. Flatt 1986.

4 Marti/Monnier 2005.

5 Suter/Bacher/Koenig 1992.

6 Bujard/Meier 2005.

7 Borgolte 1986. May 1976.

8 Flatt 1969, 15. Eggenberger/Ulrich-Bochsler/Rast Cotting u.a. 1988. Eggenberger/Ulrich-Bochsler/Hüssy in Vorb. Eggenberger/Bacher/Frey u.a. in Vorb.

9 Mühleisen 2003a und 2003b.

10 Flatt 1986.

11 Flatt 1969, 18.

12 Dubler 2006.
13 Rennefahrt 1956, 771–775.
14 Flatt 1986, 751.
15 Dubler 1995, 24 und 34.
16 Dubler 2006.
17 Flatt 1969, 103 und 95 (Fig. 9). Flatt 1986, 752.
18 Flatt 1986, 752.
19 Dubler 2001, 34, Nr. 21.
20 Dubler 2001, 23–25, Nr. 15c.
21 Dubler 2006.
22 Dubler 2006.
23 Das Schichtpaket (115)/(113)/(109) wurde im Dok.-Niv. 12 A freigelegt. Stratigrafisch liegt es zwischen (27) und (107). Es ist hier nicht abgebildet. Siehe Originaldokumentation Pläne OT 20 und 28.
24 Die Schicht (107) wurde im Dok.-Niv. 12 freigelegt. Stratigrafisch liegt sie zwischen (109) und (22). Sie ist hier nicht abgebildet. Siehe Originaldokumentation im GA ADB (Plan OT 19).
25 Gerber/Portmann/Kündig 2002, 21–22.
26 Schichten (36)–(62) und (69)–(82).
27 Illi 1992, 37–55. Baeriswyl/Gerber 1999, 74–82.
28 Tauber 1991, 86.
29 Bader 1998.
30 Windler 1990, Abb. 13,9.
31 Matter 1996, 260, Taf. 4,63–69; Taf. 12,138–140; Taf. 14,183. (um 1300). Kamber 1995, Taf. 9,43 (vor 1276?). Jäggi/Meyer/Windler u.a. 1993, Taf. 3,39 (um 1300).
32 Pfrommer/Gutscher 1999, Taf. 13,1–2.
33 Vgl. zu Feldflaschen aus Ton in der Deutschschweiz: Brinker/Flühler-Kreis 1991, 239.
34 Kasten 1976. Scholkmann 1989. Gross 1991, 111–113. Hütt 1993. Keller 2002. Müller 2006.
35 Kasten 1976, 414–416. Černohorský 1961. Müller 2006, 271 und Taf. 43,25–1.
36 Langberg 1974, 10. Hütt 1993, Abb. 18–19. Keller 2002, 127 mit Anm. 2. Müller 2006, Abb. 75,2.
37 Kasten 1976, 414 und Kat. Nr. 12, 45, 85. Keller 2002, Abb. 1, 3, 4.
38 Aufgelegte, stichverzierte Leisten finden sich auch bei einem Widder-Aquamanile aus Zürich: Keller 2002, Abb. 4. Sie kommen jedoch auch bei Reiteraquamanilien vor: Müller 2006, Taf. 41,204–1, Taf. 43,25–1 und Taf. 43,141, Taf. 45,130,4. Endres 1998, 75 Kat. Nr. 6/2 (aus Regensburg).
39 Zur Datierung der ältesten keramischen Aquamanilien in Deutschland bzw. der Schweiz vgl. Müller 2006, 249–250.
40 Hinweise auf die immer wieder diskutierte auch liturgische Nutzung liefert möglicherweise ein Fund aus der Stadtkirche Winterthur: Jäggi/Meyer/Windler u.a. 1993, Taf. 6,85.
41 Scholkmann 1989. Müller 2006, Liste 4, 347–348.
42 Vgl. Tauber 1991, Abb. 77 (vor ca. 1200).

43 Tauber 1980, 31 Abb. 14,1.
44 Roth Heege 2004, 599, 610 und Abb. 20. Tauber 1980, 309 Typentaf. 7. Vgl. auch Jäggi/Meyer/Windler u.a. 1993, Taf. 8 (um 1300); Matter 1996, Taf. 5 und 6 (um 1300). Matter 2000, 204 Taf. 7 und 8 (2. Hälfte 13. Jh.).
45 Rippmann/Kaufmann/Schibler u.a. 1987, Taf. 36.

Abbildungsnachweis:

Archäologischer Dienst des Kantons Bern.
Badri Redha: Abb. 1, 2, 7, 9, 14.
Eliane Schranz: Abb. 3–6, 10-11, 17.
Urs Liechti: Abb. 8, 12–13.
Albert Widmann: Abb. 15.
Christine Rungger: Abb. 18–21 (Fotos Badri Redha)
Endres 1998, Kat. 6/2: Abb. 16.

Pestalozzi und Langenthal

Das Umfeld der Gründung der Sekundarschule 1833

Simon Kuert

Am 10. April 2008 veranstaltete die Stadt Langenthal gemeinsam mit der Firma Ammann Schweiz AG eine Feier zur Erinnerung an die letzte grosse Rede, die Johann Heinrich Pestalozzi am 26. April 1826 in Langenthal gehalten hatte.[1] Im Rahmen dieser Feier führte die Neue Helvetische Gesellschaft ein wissenschaftliches Symposium zu Pestalozzi durch. Ich erhielt den Auftrag, die Veranstaltung mit einem Vortrag über Pestalozzis Beziehung zu Langenthal zu eröffnen. Eine heikle Aufgabe, denn ausser seiner Rede war bisher kaum eine Spur bekannt, die Pestalozzi in Langenthal hinterlassen hätte.

So begann ich neu zu fragen: Welchen Klang hatte sein Name damals im frühen 19. Jahrhundert in der Oberaargauer Metropole? Haben seine Gedanken vielleicht auch dazu beigetragen, dass 1833 in Langenthal die erste bernische Landsekundarschule den Schulbetrieb aufnehmen konnte?

Mit wachsender Freude durfte ich im Verlauf meiner Forschungen feststellen, dass Pestalozzi in Langenthal zwar nicht so viele Spuren hinterlassen hat wie etwa in Zürich, Birr, Stans, Burgdorf oder Yverdon, aber doch mehr, als sein bloss einmaliger Besuch in Langenthal es vermuten lässt. Davon will ich auf den folgenden Seiten berichten.

Der Wegbereiter: Lehrer Jakob Eggen

Als Mittelpunkt der bernischen Leinenindustrie war Langenthal im 18. Jahrhundert, wie der deutsche Philosoph Christoph Meiner 1784 nach einem Besuch in Langenthal meinte, «gewiss einer der schönsten und reichsten Flecken in Europa».[2] Die Leinenproduktion und vor allem

Jakob Eggen (1741–1814), Lehrer, Schulreformer in Langenthal.
Aus: J. R. Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1933

Magdalena Eggen geb. Betschen, Jakob Eggens Ehefrau.
Aus: J. R. Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1933

der Handel mit Stoff hatten Reichtum und Beschäftigung gebracht. Der wirtschaftliche Aufschwung beeinflusste auch die Bildung, und es ist nicht zufällig, dass Langenthal 1765 einen aussergewöhnlichen Schulmeister mit offenen Armen empfing: *Jakob Eggen* (1742–1814). Eggen,[3] Sohn eines Simmentaler Kleinbauern und Schuhmachers, hat uns eine eindrückliche Lebensbeschreibung hinterlassen. Sie ist ein packendes Zeugnis für den Wandel, den die Zeit der Aufklärung in der traditionellen Kirchenschule schuf. Eggens Gedanken zur Schule erinnern in mancher Beziehung schon an Pestalozzis Beschreibung seiner Methode, die dieser später im Buch «*Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*» entfaltete.

In der Schulstube soll nicht mehr unverstandenes Katechismuswissen eingedrillt werden, die Kinder sollen vielmehr die Umgebung der Schule, das Leben im Dorf, die Natur und das menschliche Leben entdecken und deuten. Zudem ist das einzelne Kind zu befähigen, seine Kräfte und Anlagen zu entdecken, und der Lehrer hat sich darum zu bemühen, diese mit Liebe und Geduld zu fördern und für das spätere Leben fruchtbar zu machen. Unermüdlich bildete sich Eggen weiter, stellte für seine Schüler Lehrgegenstände wie einen Globus her und förderte die Bildung des Gemüts durch Musik. Eigene Kompositionen von Eggen für die Hausorgel in der Schulstube sind im Langenthaler Kirchenarchiv noch vorhanden.[4] Eggen machte den Langenthaler Handelsleuten bewusst, wie Bildungseifer geweckt werden kann, vor allem zeigte sein Unterricht, welche Bedeutung die Schulbildung für die gesteigerten Anforderungen im Erwerbsleben hat. Nicht nur die Wirtschaft, auch die bereits in der helvetischen Zeit keimende Demokratie verlangte die Bildung des Volkes. Das sahen in Langenthal fortschrittlich gesinnte Männer, die sich früh um mehr Partizipation des Landvolks am politischen Geschehen im damaligen Stadtstaat Bern bemühten.

Johann David Mumenthaler und Pestalozzi

Exponent dieser Bewegung im Dorf war zunächst *Johann David Mumenthaler* (1772–1838),[5] der Sohn des Naturwissenschafters und Erfinders *Hans Jakob Mumenthaler* (1729–1813).[6] Vater Mumenthaler hatte 1797 die schweizerische naturforschende Gesellschaft mitbegrün-

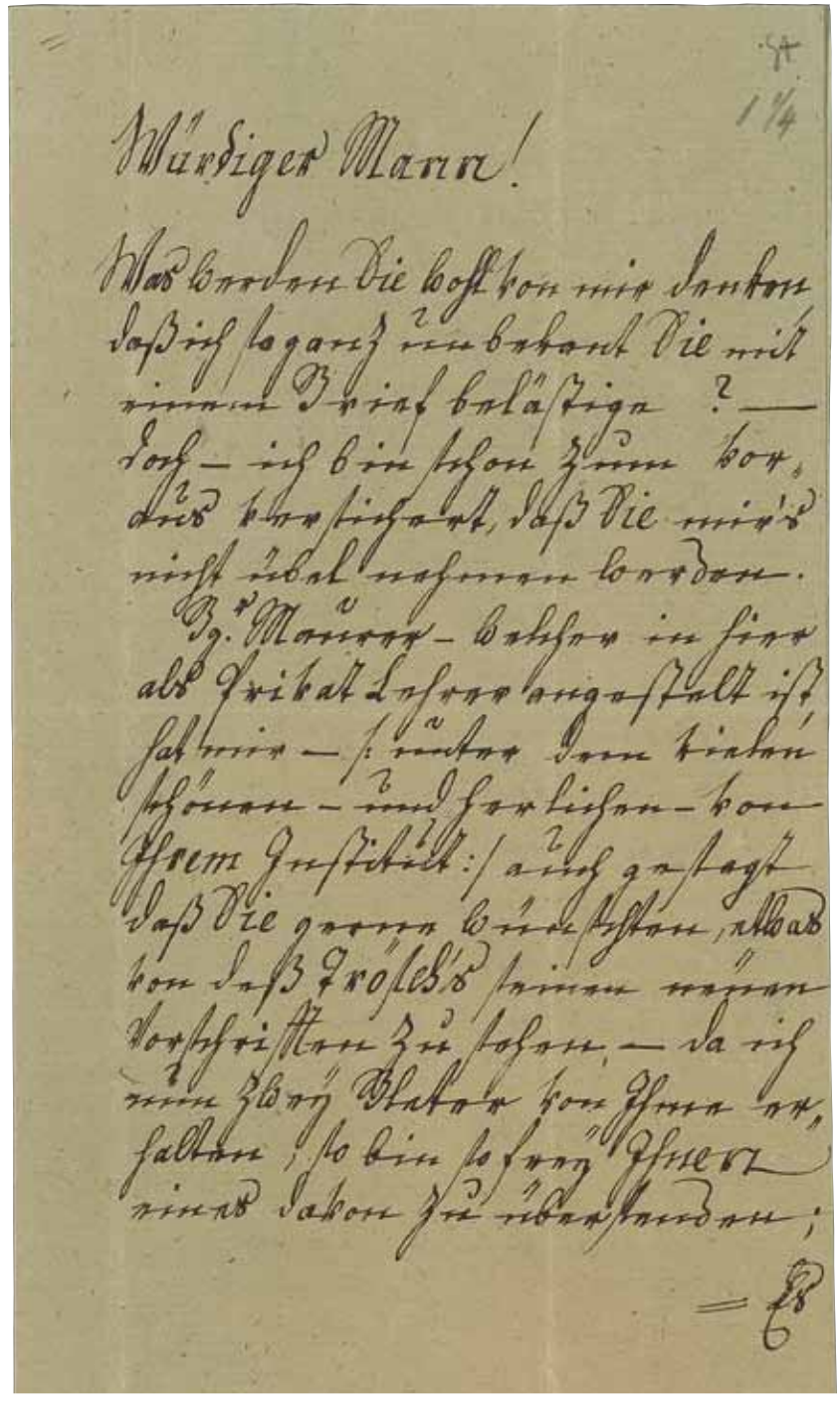
Der Langenthaler Munizipalrat erteilt dem Pestalozzischüler Maurer die Erlaubnis, in Langenthal als Lehrer zu wirken. Burgerarchiv Langenthal. Protokoll der Munizipalität, 1798–1803

det und damit Langenthal auch als Ort der Wissenschaft und des Fortschritts positioniert.[7] Johann David, der Sohn, hatte Jakob Eggen als Lehrer erlebt, und es ist wohl dessen Einfluss zuzuschreiben, dass Mumenthaler begann, sich mit den neuesten pädagogischen Theorien der Zeit auseinanderzusetzen. Aus einem Brief, den Mumenthaler am 5. September 1801 an Pestalozzi schrieb,[8] wissen wir, dass er die Werke der deutschen Reformpädagogen *Christian Gotthilf Salzmann*[9] und *Friedrich Eberhard von Rochow*[10] gelesen hat. Die beiden deutschen Pädagogen forderten gleichzeitig mit Eggen die Abkehr von der traditionellen Kirchenschule und hatten in Thüringen und Sachsen Reformschulen ins Leben gerufen.

Wohl angestossen von deren Ideen und in Fortführung der Bemühungen seines Lehrers Eggen, gründete Mumenthaler zusammen mit einigen weiteren Langenthaler Hausvätern 1799 eine Schule «zur besseren Förderung der Kinder»![11] Zwei Jahre später setzte er als Mitglied des Munizipalrates durch, dass mit *J(akob) Maurer* ein Schüler Pestalozzis in Langenthal die Lehrtätigkeit aufnehmen durfte.[12] Dieser J(akob) Maurer hatte sich bei Pestalozzi in Burgdorf ausbilden lassen und brachte dessen Ideen und Methoden nach Langenthal.

Pestalozzi selbst hatte sich erst im Alter von 53 Jahren entschlossen, Lehrer zu werden. Eigentlich wollte ihm der eidgenössische Erziehungsminister Philipp Albrecht Stapfer nach seinem Wirken in Stans in Burgdorf die Leitung der neuen Lehrerbildungsanstalt für die Helvetische Republik übertragen. Doch Pestalozzi verzichtete auf die ehrenvolle Aufgabe und zog es vor, zuerst eigene Erfahrungen als Lehrer in der Schulstube zu sammeln. So begann er seine Lehrtätigkeit an der Burgdorfer Hintersassenschule. Dort unterrichtete er die Schüler nach einer für die

Brief von Johann David Mumenthaler an Pestalozzi, 5. September 1801. Zentralbibliothek Zürich, Ms Pestal. 53.249, 1



1 1/4

Würdiger Mann!

Was werden Sie wohl von mir denken
daß ich so ganz unbekant Sie mit
einem Brief belästige? —
doch — ich bin schon zum vor-
aus versichert, daß Sie mir's
nicht übel nehmen werden.
Sg.r Maurer — welcher in hier
als Privat Lehrer angestellt ist,
hat mir — (: unter dem vielen
schönen — und herlichen — von
Ihrem Institut :) auch gesagt
daß Sie gerne wünschten, etwas
von deß Tröseh's seinen neuen
Vorschriften zu sehen, — da ich
nun zwey Blätter von Ihme er-
halten, so bin so frey Ihnen
eines davon zu übersenden;

= Es

Hermann Krüsi (1775–1844),
Lehrer von Maurer
Gemälde von D. Sulzer

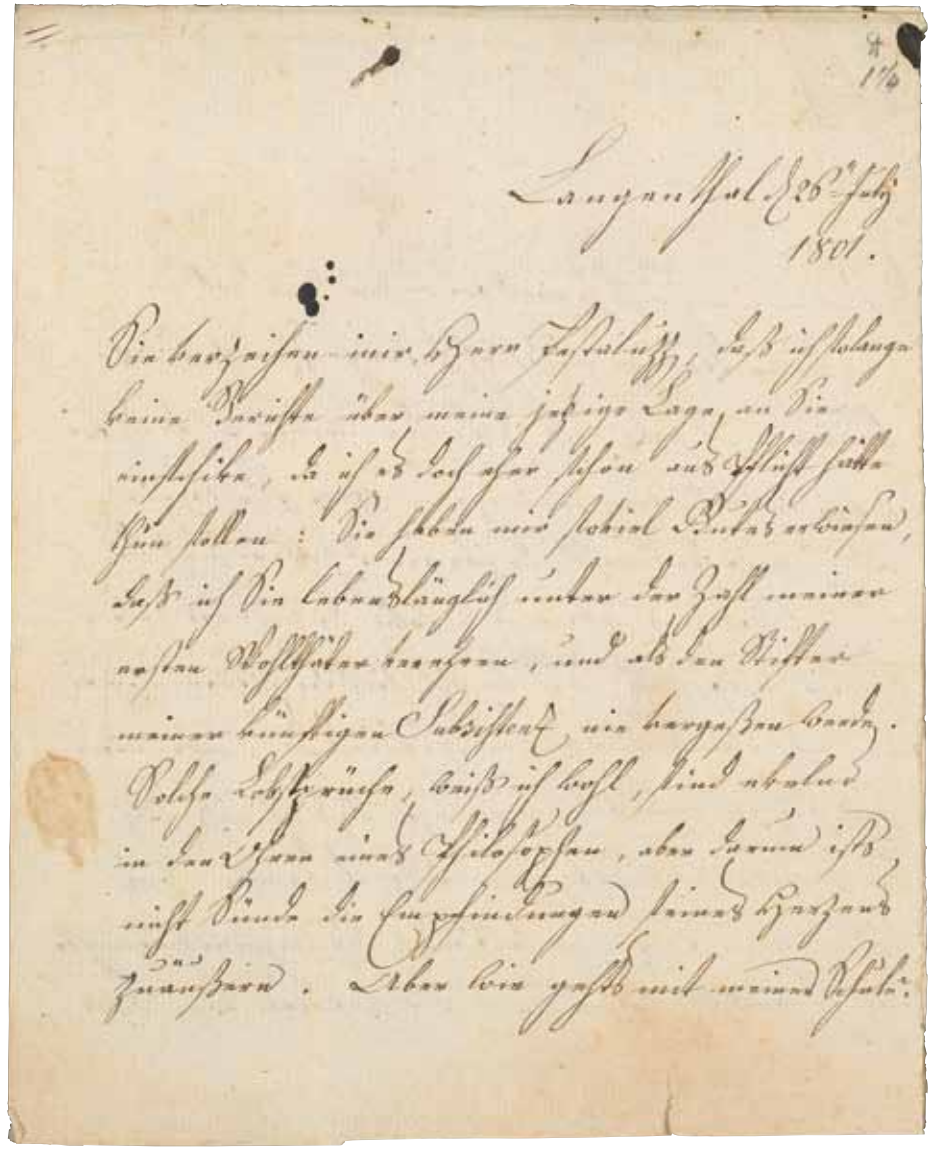
Zeit neuen, revolutionären Methode. Er entfernte vorerst Lehrbücher, Katechismus und Bibel aus dem Schulzimmer und richtete den Blick und das Gemüt der Kinder auf die Gegenstände und das Leben in der unmittelbaren Umgebung. Der erste Lernschritt galt der sinnlichen Wahrnehmung dessen, was die Kinder in der Natur und im Schulzimmer beobachten konnten. Es folgte die Deutung des Wahrgenommenen. Erst in einem weiteren Schritt begann Pestalozzi mit der Alphabetisierung und mit Lesen.

Zuerst Denken, dann Lesen. Zuerst Anschauung, dann Erkennen. Die alte Schule war umgekehrt vorgegangen. Dort paukten Lehrer und Pfarrer oft unabhängig von Denken und Anschauung Katechismuswissen ein.[13] Pestalozzi hatte Erfolg, und man übertrug ihm bald die Knabenschule im Schloss. In der Zwischenzeit hatte Stapfer die Leitung der Lehrerbildungsanstalt seinem Sekretär, dem gebürtigen Langenthaler Pfarrerssohn *Rudolf Fischer*[14] anvertraut. Als dieser am 4. Mai 1800 überraschend starb, gelangte der eidgenössische Minister der Künste und Wissenschaften erneut an Pestalozzi. Diesmal stellte er sich der Verantwortung, verband seine Schule mit Fischers Lehrerbildungsanstalt und richtete auf dem Burgdorfer Schloss jenes Erziehungsinstitut ein, an dem sich der oben erwähnte Maurer ausbilden liess.

Pestalozzi fand tüchtige Mitarbeiter, wie Johann *Christoph Buess*[15] und *Herrmann Krüsi*.[16] In einem Brief, den Maurer kurz nach seinem Amtsantritt in Langenthal an Pestalozzi schrieb, lässt er die beiden Mitarbeiter grüssen.[17] Vor allem aber zeigt sich der neue Langenthaler Lehrer darin beeindruckt vom pädagogischen Schaffen Pestalozzis. Maurer rühmt ihn in höchsten Tönen: «Sie haben mir soviel Gutes erwiesen, dass ich Sie lebenslänglich unter der Zahl meiner ersten Wohlthäter verehre, und als den Stifter meiner künftigen Subsistenz nie vergessen werde. Solche Lobsprüche, weiss ich wohl, sind ekelnd in den Ohren eines Philosophen, aber darum ists nicht Sünde die Empfindungen seines Herzens zu äussern.»[18]

Im gleichen Brief erzählt Maurer Pestalozzi auch etwas über den Schulbetrieb in Langenthal und bedauert, dass er hier als Privatlehrer erst acht Schüler zu unterrichten habe. Die Eltern könnten nicht viel bezahlen. Sie seien aber mit ihm und seiner Methode bestens zufrieden, das obwohl er in seinem Unterricht den Heidelberger Katechismus nicht mehr verwende. Diese Andeutungen lassen vermuten, dass sich Maurer nicht in

Brief des Lehrers Maurer aus Langenthal. Er berichtet über die Schulverhältnisse am Ort und lobt Pestalozzi als grossen «Wohlthäter». Zentralbibliothek Zürich, Ms Pestal. 53.205, 1



Langenthal d. 26ten July
1801.

Sie verzeihen mir, Herrn Pestalozzi, daß ich so lange
keine Berichte über meine jetzige Lage an Sie
einschicke, da ich es doch eher schon aus Pflicht hätte
thun sollen: Sie haben mir soviel Gutes erwiesen,
daß ich Sie lebenslänglich unter der Zahl meiner
ersten Wohlthäter verehren, und als den Stifter
meiner künftigen Subsistenz nie vergeßen werde.
Solche Lobsprüche, weiß ich wohl, sind ekelnd
in den Ohren eines Philosophen, aber darum ists
nicht Sünde die Empfindungen seines Herzens
zuäußern. Aber wie gehts mit meiner Schule:

Johann David Mumenthaler schloss mit diesen Worten seine politische Tätigkeit. «Stein der Hilfe Gottes» (Eben Ezer). Burgerarchiv Langenthal, Gemeindeprotokoll 1817

erster Linie um die Kinder der wirtschaftlichen und politischen Eliten im Dorf gekümmert hat. Ihm waren vielmehr begabte Arme ein Herzensanliegen. Sie zu bilden war auch nötig, denn der wirtschaftliche Aufschwung des Ortes wurde nach 1798 stark gebremst. Zu lange hatten sich die Textilhändler und Textilunternehmer auf den Lorbeeren ausgeruht und die technischen Entwicklungen in der Textilindustrie verschlafen. Industriell produzierte Stoffe, vor allem aus England, waren billiger als die handgefertigten aus Langenthal. Das Gesetz des Marktes begann zu spielen. Der Einbruch traf die vielen Kleinbauern, welche als Nebenerwerb auf das Weben in ihren Webkellern angewiesen waren. Sie verloren die Beschäftigung. Verarmung drohte.

Die Bildungsförderer im Dorf erkannten, dass eine bessere Grundausbildung die Aussicht auf eine Arbeit verbesserte. Deshalb begrüsste Mumenthaler das Engagement Maurers gerade auch für die ökonomisch Schwachen. Die beiden Briefe Maurers und Mumenthalers an Pestalozzi zeigen, wie das Wirken Pestalozzis im Dorf mit innerer Anteilnahme verfolgt wurde. Auch Mumenthaler fand lobende Worte für Pestalozzis Methode. Schon viel «Herrliches und Schönes» habe ihm Maurer darüber erzählt,[19] und er warte nun gespannt auf Pestalozzis neue Erkenntnisse. Mumenthaler dachte wohl an die in Briefform gefasste Abhandlung «*Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*», die Pestalozzi im Winter 1800/01 in Burgdorf schrieb und die bald erscheinen sollte.

Gasthof Bären und Kaufhaus Langenthal um 1812. Nach einem Aquarell mit folgender Widmung: «Dem Herrn David Mumenthaler, Amtmann (1810–1817) achtungsvoll gewidmet von H. P. Lehr, vorstellend das Schulfest in Langenthal.»

Die Langenthaler Privatschulen

Johann David Mumenthaler war mit seinen Reformbestrebungen nicht allein. Ein Mitkämpfer war der helvetische Senator, Bleicher *Hans Ulrich Zulauf*. Auch er half mit, das mit dem Reformschulmeister Eggen in Langenthal angezündete Bildungsfeuer durch die Restaurationszeit hindurch in die Regenerationstage hinüber zu tragen. Er stiftete 1808 eine beachtliche Geldsumme[20] für eine bessere Schule.[21] Einen ähnlich grossen Beitrag steuerten 28 Bürger anlässlich einer Sammlung beim grossen Langenthaler Schulfest bei.[22] Dieses Schulfest ist auf dem bekannten, von einem H. P. Lehr Johann David Mumenthaler gewidmeten Aquarell festgehalten. Das gespendete Geld floss in den burgerlichen Schulfonds, der 1813 die Gründung der sogannten Langenthaler Rytzschule ermöglichte. Sie wurde nach ihrem Leiter *Johann Gottlieb Rytz* benannt. Ob Rytz wie Maurer ein Pestalozzi-Schüler war, lässt sich aus den Quellen nicht erkennen. Klar aber war sein Auftrag: Er hatte die Kinder der bürgerlichen Eliten Langenthals auf das berufliche Leben in Handel und Gewerbe vorzubereiten und neben deutscher Sprache, Arithmetik und Buchhaltung auch Vaterlandskunde zu unterrichten. Neben der Rytz-Schule entstand nach 1812 ein Mädcheninstitut, das

Das grosse Offiziersfest in Langenthal. Mädchen des Langenthaler Mädcheninstituts ehren den Vorsitzenden Oberst Effinger. Fresko von Friedrich Traffelet im Hotel Bären in Langenthal

junge Frauen auf das Führen eines bürgerlichen Haushaltes vorbereitete. Die Mädchen dieser Bildungseinrichtung sind im Bericht über das erste eidgenössische Offiziersfest, das 1822 in Langenthal stattfand, lobend erwähnt,[23] und Friedrich Traffelet «verewigte» die Mädchen auf seinem Wandbild im Traffelet-Saal des Hotel Bären.

Die zwischen 1799 und 1813 entstandenen Privatschulen in Langenthal waren nicht unumstritten. Sie waren vor allem den Pfarrherren ein Dorn im Auge. Die Förderung des Selbstdenkens und die Ausweitung des Unterrichts über den Katechismusdrill hinaus auf Wissensgebiete wie Naturwissenschaften, Vaterlandskunde und Geographie motivierte ihre Kritik, die sie vor allem in den Visitationsberichten äusserten. Zuviel Wissen bringe die Glaubensgrundlage ins Wanken. So dachten die Gottesmänner. Zudem befürchteten sie die Vernachlässigung der normalen Schulen und bemerkten, wie später auch Gotthelf, sozialkritisch: Die «apartigen» Schulen förderten bloss die Kinder der Reichen und der Dorfaristokratie. Gotthelf meinte später, die Träger solcher Schulen habe man «Freisinnige» geheissen![24]

Ja, es trifft durchaus zu, die damalige Dorfelite dachte freisinnig. Man fühlte sich nicht mehr an die Bevormundung durch die Staatskirche gebunden und war bestrebt, das Volk zu eigenem Denken zu führen: Volksherrschaft und Volksbildung! Aber gerade in Langenthal wusste man der Kritik der Pfarrer zu begegnen. Schon Maurer hatte sich um die begabten Armen gekümmert, und nun legte 1824 die Schulkommission der Rytzschule fest, dass diese auch für Hintersassen, für Arme und

fremde Kostgänger offen sein soll. Bildung sollte keine Grenzen kennen. Der freie Sinn war verbunden mit Verantwortung, gerade auch gegenüber den Minderbemittelten.
Wirkte da Pestalozzi nach? Jedenfalls blieb sein Geist seit den erwähnten Korrespondenzen in der Langenthaler Dorfelite gegenwärtig. Pestalozzis gesammelte Werke, die zwischen 1819 und 1826 neu im Cotta-Verlag erschienen, fanden in Langenthal 9 Subskribenten,[25] unter ihnen Johann David Mumenthaler, Institutsvorsteher Zumstein (wohl der Vorsteher des Mädcheninstituts), und der Nachfolger von Johann David Mumenthaler im Amt des Gemeindeammanns, Apotheker *Johann Friedrich Dennler*. Sie alle waren an der Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft 1826 in Langenthal dabei, als Pestalozzi als deren Präsident die Rede verlesen liess, die als «Langenthaler Rede» in die Geschichte eingegangen ist. Wegen Altersschwäche konnte sie der greise Pestalozzi nicht mehr selber halten. Aber schon nur durch seine Anwesenheit breitete sich im «Bären»-Saal eine besondere Stimmung aus, von der auch Vikar Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf) erfüllt wurde. Er war damals in Herzogenbuchsee Vikar und wollte es sich nicht entgehen lassen, den letzten öffentlichen Auftritt des grossen Pädagogen und Philosophen persönlich mitzuerleben. Gespannt verfolgte er die Gedanken seines grossen Vorbildes.

Die Langenthaler Rede

Bitzius hörte, wie Pestalozzi das Thema «*Vaterland und Erziehung*» entfaltete. Zunächst sprach er vom *Vaterland* und seiner Geschichte. Pestalozzi lobte in höchsten Tönen dessen Entstehung in der Urschweiz. Beispielhaft sei der Wille der alten Eidgenossen gewesen, sich unter dem Aspekt des gemeinen Nutzens, der Mässigung, der Rechtlichkeit und der Weisheit zusammenzuschliessen. Der «Freiheitsgeist der demokratisch verwalteten Urkantone», der «Geist der schweizerischen Urwelt»[26] habe durch die Geschichte des Landes geweht, bis mit dem «Gold, das wir auf den Schlachtfeldern von Grandson und Murten gewannen»,[27] die urschweizerische Harmonie erstmals gestört wurde. Söldner brachten fremden Geist und fremdes Geld nach Hause. Es trug zum Bedürfnis nach mehr Luxus bei.

Johann Heinrich Pestalozzi. Wandschmuck im Schulhaus Kreuzfeld, Langenthal, von Fred Stauffer, 1930

Einen hohen Stellenwert hatte im Geschichtsdenken Pestalozzis die Reformation Zwinglis. Sie habe zu Arbeit, Fleiss, Einfachheit und Gemeinnützigkeit zurückgeführt und war dadurch in den Augen des Redners eine glückliche Epoche. Sie brachte den Fleiss und die Gewerbsamkeit «in Verbindung mit alten sittlichen Fundamenten des häuslichen und bürgerlichen Wohlstandes»[28] zurück. Vor allem verwirklichte sich in den reformierten Stadtstaaten eine Art Wertegemeinschaft; jeder fügte sich mit seinem Handwerk, seinem Wirken und Fleiss organisch in das Ganze ein und alle strebten nach dem gemeinsamen Nutzen. Allerdings hätten in den einzelnen Kantonen, auch in den reformierten, bald «Schreiberstellen im Regierungs- und Privatdienst, Plätze in Tribunalien, Rechtsdienst, Ehrendienste, Verwaltungsstellen»[29] vom alten Erwerbsgeist weggeführt. Vor allem aber distanzierte und distanziere der moderne Fabrikgeist von der ursprünglichen Harmonie.

In England waren im Textilbereich moderne Manufakturen entstanden, die im frühen 19. Jahrhundert auch in der Schweiz Nachahmung fanden. So brachte in den Augen Pestalozzis die Industrialisierung einerseits einen ungehemmten Geldfluss, welcher den Drang nach Luxus und nach der Befriedigung von unnötigen Bedürfnissen neu weckte, andererseits aber half der «Fabrikgeist» mit, die alte «Wohnstubenkultur» zu zerreissen. Pestalozzi sah also, wie die entstehenden Fabriken einerseits unermesslichen Reichtum brachten, andererseits aber auch Armut, welche besonders Kinder zu entwurzeln drohte. Nur der Geist der Mässigung, der Bescheidung konnte diese Entwicklung zum Guten wenden. Pestalozzi erinnerte die Fabrikherren an ihre soziale Verantwortung. Dazu benutzte er das Beispiel der Väter der Helvetischen Gesellschaft, welche schon im 18. Jahrhundert immer wieder den ökonomisch-sozialen Ausgleich gesucht hätten. Der soziale Ausgleich entsteht nicht durch eine Umverteilung der Güter oder wie später im Sozialismus durch eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Der Ausgleich entsteht durch Bildung. Hier setzte Pestalozzi mit seinen Überlegungen zur *Erziehung* ein. Wenn er hier von Erziehung spricht, dann meint er mehr als die Pädagogik der Volksschule. Sein Bildungsbegriff ist viel weiter gefasst. Bildung ist Menschenbildung, und Menschenbildung geschieht durch Vorbilder. Erzieher als Vorbilder sind nicht nur die Eltern und die Lehrer, Erzieher sind vor allem die «edelsten, weisesten, einflussreichsten und kraftvollsten Männer des Vaterlandes».[30] Sie sollen sich zwar für eine

bessere Volksschule einsetzen, aber nicht nur. Ihr Einsatz soll einer Gesellschaft gelten, die es ermöglicht, dass in den Familien die Kinder vor allem in den ersten Lebensjahren begleitet und gefördert werden können. Denn «da gehen oft sechs sieben Jahre vorbei, ehe etwas tiefer in die Menschennatur eingreifendes für die Ausbildung der Kräfte getan wird».[31] Und diese Kräfteschulung erfolgt in der Wohnstube. Wenn schon früh die Kräfte geschult werden können, dann wird es möglich, dass auch Arme reich sein können. Ihr Reichtum liegt in ihnen selbst, er liegt in ihren geistigen und physischen, einer hohen Bildung fähigen und würdigen Kräften.[32]

Es ist Pestalozzis Vision, dass der Mensch «von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauch seiner Kräfte und Anlagen»[33] gebildet wird. Und diese Bildung vollzieht sich in den ersten Lebensjahren in der Familie. Die Fabrikherren werden eingeladen, diese Herausforderung anzunehmen und zu ermöglichen, dass auch der kleine Arbeiter ein Auskommen hat, mit dem er eine Familie ernähren kann. Es braucht nicht die Eindämmung des Geldflusses. Die freie Zirkulation des Geldes ist nötig und wichtig.

Aber ebenso wichtig ist die richtige Verteilung des Geldes. Auch der einfache Mann sollte Eigentum bilden können, ein bescheidenes, aber eines, das ihm eine sichere Existenz ermöglicht. Pestalozzi forderte keine Revolution, nein, vielmehr gab er in vielen Passagen seiner Rede der tiefen Sehnsucht nach einer solidarischen Volksgemeinschaft eine Sprache. Einer Volksgemeinschaft, die jedem ermöglicht, seine Anlagen und Kräfte zu entfalten. Gelinge dies, so werde der Einzelne damit auch das Volksganze bereichern.

Eine solche Gemeinschaft sah Pestalozzi im «Geist der schweizerischen Urwelt verwirklicht». Deshalb wird seine Rede von der Alten Eidgenossenschaft immer wieder zu einem Bild, zu einer «Allegorie eines funktionierenden und tragfähigen und zeitunabhängigen Wertsystems».[34] Von diesem Ideal waren auch die beiden damals wohl weisesten und einflussreichsten Männer Langenthals beseelt: Johann David Mumenthaler und *Johann Friedrich Dennler* (1796–1841).[35] Beide waren beeindruckt von der Rede und wollten durch ihr Wirken dem Gehörten Nachhaltigkeit verschaffen.

Johann Friedrich Dennler (1796–1841), Apotheker. Er gab den Anstoss zur Gründung der Sekundarschule. Aus: J. R. Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1933

Die Gründung der Langenthaler Sekundarschule 1833

Friedrich Dennler war Grossneffe des Arztes und Philosophen *Andreas Dennler* (1755–1819),[36] des wohl genialsten Kopfes, den Langenthal je hervorgebracht hat.[37] Dieser Dennler war seinerseits schon früh ein grosser Verehrer Pestalozzis und hatte ihn 1806 als den «besten und tugendhaftesten Mann der Schweiz» bezeichnet. Apotheker Dennler teilte die Auffassung des Grossonkels und gab 1833 auch den entscheidenden Anstoss zur Gründung der ältesten Landsekundarschule im Kanton Bern. Er hatte sich an den Universitäten Würzburg und Wien eine breite Bildung erworben und leistete als Mitglied des Verfassungsrates seinen Beitrag zum Sturz der Berner Aristokratie. In den 1830-er Jahren war er prägend am Aufbau der neuen liberalen Kantonsverfassung beteiligt und sah im Dorf früher als andere den Zusammenhang zwischen Bildung und wirtschaftlichem Wohlergehen. So gelang es ihm unmittelbar nach der politischen Wende von 1831, die bestehende Rytz-Schule in eine öffentliche Sekundarschule zu überführen.[38] Nach der Konstituierung der Einwohnergemeinde 1832 setzte Dennler eine Schulkommission ein.

Neben dem Pfarrer und dem Löwenwirt nahmen zwei Textilunternehmer und zwei Handelsleute Einsitz. Schon diese personelle Zusammensetzung wies die Richtung: Die Schule sollte auf das Erwerbsleben in Handel und Industrie vorbereiten. Der erste Lehrplan sah neben den Sprachfächern Deutsch, Französisch und Latein vor allem Mathematik, Geschichte und Geographie vor, hinzu kam der Unterricht in Musik und Zeichnen. Religionsunterricht fehlte. Man setzte voraus, dass der Admissionsunterricht des jungen Pfarrers Frank für die kirchliche Sozialisation genüge. Bereits Maurer hatte ja in seinem Brief an Pestalozzi 1801 geschrieben, er überlasse die kirchliche Sozialisation dem Pfarrer!

Der Schulzweck wurde ganz im Geiste Pestalozzis verfasst, vor allem der zweite Artikel: «Erregung von Lust und Eifer für das Lernen und Befähigung zur eigenen Weiterbildung»! – Die Schule sollte allen offen stehen. Doch dass man ein Schuldgeld von drei Pfund monatlich erhob, schränkte den Besuch vorerst doch auf die Kinder der Eliten ein. Allerdings wurden vier Plätze für Arme aus dem burgerlichen Schulfonds finanziert. Der neue Gemeinderat beschloss am 23. Juli 1833 das Schulreglement, und einen Monat später wählte die Kommission den ersten Lehrer: «Herr

August Christian Hollmann (1806–1876), erster Langenthaler Sekundarlehrer. Aus: J. R. Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1933

Aug. Hollmann aus Wolfenbüttel, wirklicher Lehrer der Erziehungsanstalt in Willisau.» Willisau hatte damals wie Burgdorf und Yverdon in der Pädagogik einen besondern Klang. Dort hatte *Friedrich Fröbel*, der zwischen 1808 und 1810 bei Pestalozzi in Yverdon tätig gewesen war, eine Reformschule eingerichtet. Fröbel entwickelte die pädagogischen Konzepte des Meisters weiter und verwurzelte in seinem Hauptwerk «*Die Menschenerziehung*» (1830) seine Pädagogik in der Philosophie Spinozas und Schellings.[39] Das führte dazu, dass man Fröbel und seine Schüler in Berns Pfarrerschaft bald (zu Unrecht!) als Atheisten verschrie.

Es erstaunt, dass Pfarrer Frank, der orthodoxe Ortsgeistliche, bei der Wahl Hollmanns nicht intervenierte, hatte er doch erklärt, dass nur ein Geistlicher geeignet sei, den «höchsten Zweck der Landschule» zu fördern. Und dieser Zweck sei die Eingliederung der Kinder in «die innere und äussere Gemeinschaft der Kirche und des Reiches Gottes». Wes Geistes Kind Hollmann war, merkte Frank erst, als der neue Lehrer am 10. November 1833 mit seinem Unterricht im Dachstock des Kaufhauses schon begonnen hatte. Hollmann verzichtete auf das Erteilen von Religionsunterricht und ersetzte dieses Fach durch Ethik (Sittenlehre). Frank protestierte und begann gegen den neuen Lehrer zu intrigieren. Im Frühjahr 1836 schrieb er genüsslich ins Protokoll der Schulkommission, Hollmann habe sich an der hl. Weihnacht betrunken und in der Gegenwart anderer Lehrer «irreligiöse» Äusserungen getan. Leider notierte Frank nicht, worin diese bestanden.

Bald darauf wurde der Fröbelschüler entlassen. Zum Leidwesen der Schüler. Sie liebten den jungen Lehrer und hingen ihm an. Sie wehrten sich denn auch für ihn. Doch vergeblich. Aber nicht nur seitens der Schüler gab es Unterstützung für Hollmann. Auch Dennler wollte ihn behalten. Er drang nicht durch, der von Frank gestreute Atheismus-Vorwurf wog zu schwer.

Johann Baptist Bandlin

Die Stelle wurde wieder ausgeschrieben, und es gingen 17 Bewerbungen ein. Sieben Kandidaten erschienen zum Examen. Keiner überzeugte. Einer war wegen seines katholischen Glaubens gar nicht eingeladen worden: *Dr. jur. Johann Baptist Bandlin*.[40] Als aber bekannt wurde, dass

Johann Baptist Bandlin (1801–1871), Jurist, Schulmeister, Literat und Pestalozzischüler. Aus: J.R. Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1933

es sich bei diesem um einen Schüler Pestalozzis handle und er in Yverdon in dessen Nachfolge ein Erziehungsinstitut leite, horchten die Pestalozzi-Anhänger im Dorf auf: Dieser musste zum Lehrer für die junge Sekundarschule gewonnen werden. Seit Mumenthaler und Maurer, besonders aber seit seiner Rede als Präsident der Helvetischen Gesellschaft, war Pestalozzi in den Köpfen der aufgeklärten Langenthaler Dorfeliten präsent. Bandlins eben erschienenes Buch zur «*Anleitung zum Unterricht in Vaterlandskunde*» (1835)[41] erinnerte an die Rede Pestalozzis über Erziehung und Vaterland, und es ist denkbar, dass auch Dennler dieses Buch las. Dort erzählt Bandlin im Vorwort die Geschichte der Pädagogik bis hin zu Pestalozzi und rühmt letztern als einen, mit einer «reichen und allerwärmendenen Gemüthsfülle» ausgestatteten Humanisten, der «mit seinem Seherblick in die Tiefe der Menschennatur schaute und ihre Bildungsgesetze zu erfassen vermochte».[42]

Bandlins Referenzen waren gut. Die liberalen Berner Professoren Snell und Troxler legten für ihn ein gutes Wort ein. Zudem war Bandlins Frau eine Nichte von Pestalozzis Mitarbeiter in Yverdon, Dr. Niederer. Frau Bandlin wurde als Leiterin des Langenthaler Mädcheninstitutes wärmstens empfohlen. Die Langenthaler packten zu. Dennler beauftragte den Schulkommissionspräsidenten, Löwenwirt Geiser, selber mit Ross und Wagen nach Yverdon zu fahren, um den Umzug des neuen Lehrers zu besorgen. Der Apotheker seinerseits hatte für Bandlin am Brunnenrain ein prächtiges Rieghaus gefunden. So kam der Jünger Pestalozzis voll Idealismus nach Langenthal und glaubte, zusammen mit fortschrittlichen Behörden in Langenthal etwas von den pädagogischen Überzeugungen des Meisters umsetzen zu können. Er begann im Kaufhaus bei den Kindern neben deren geistigen Anlagen auch diejenigen des Herzens, der Hände und des Körpers freizulegen und zu fördern. Dazu dienten ihm neue Unterrichtsformen. Vor allem standen Lehrausgänge auf dem Programm. Die Natur sollte im Freien erlebt werden.

«Wer seine Heimath nicht kennt, die er sieht, wie will er die Fremde kennen lernen, die er nicht sieht?» – Dieser Gedanke Pestalozzis war Bandlins Motto. Zu den Lehrausgängen kamen Gartenarbeit, Körperpflege und Sport. Verstösse der Schüler ahndete Bandlin nicht mit traditionellen Strafen. Er vertraute auf Einsicht. Die Eltern lud er zum Mitdenken und zur Mitarbeit ein. Auf eines aber verzichtete er, ja musste er als Katholik verzichten: Auf das Erteilen von Religionsunterricht. Noch

Friedrich Frank (1801–1874). Der orthodoxe Pfarrer stellte sich den Reformern in Langenthal entgegen. Aus: J. R. Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1933

war im Kanton Bern der reformierte Glaube formal Staatsreligion. Den Religionsunterricht hatte Pfarrer Frank übernommen und gab ihm in der neuen Schule jenes Gewicht, das er für richtig hielt. Zudem verlangte der Dorfgeistliche auch vom freigesinnten Bandlin, die Schule regelmässig mit einem Gebet zu beginnen. Bandlin übersah die Forderung und begann den Tag mit einem Gedicht.

Bald standen wie schon bei Hollmann in der noch jungen Sekundarschule zwei unterschiedliche Auffassungen über den Zweck der neuen Schule einander gegenüber. Da war das aufklärerisch-humanistische Modell, vertreten durch Hollmann und Bandlin. Es orientierte sich an dem einzelnen Schüler, an seinen Kräften und Bedürfnissen wie auch an den Bedürfnissen der Gesellschaft und des Erwerbslebens und begründete sich zivilreligiös. Daneben stand das Modell des Pfarrers. Es orientierte sich am inneren und äussern Zweck der Kirche und des Reiches Gottes und sah die Schule, auch die Sekundarschule noch ganz als Magd der orthodoxen Staatskirche.

Bandlin spürte bald, dass die beiden Modelle innerhalb der einen Schule unvereinbar waren und dass Auseinandersetzungen und Konflikte die Folge sein mussten. Er sah bald ein, dass die noch starke Amtsstellung des Geistlichen diesem noch mehr Einfluss unter der Bevölkerung sicherte als dem Lehrer, das, obschon die geistige Potenz des Geistlichen nicht mit dessen Amtsstellung korrespondierte. Hinzu kam, dass der Abwart und Gemeinderatsweibel Fritz Geiser (Kaufhausfritz) kein Verständnis für die offenen Schulformen des Lehrers hatte und sich über Disziplinlosigkeit in der Schule beschwerte. «Sauhirt»! soll der Abwart den Lehrer genannt haben! Verständlich, dass der so Betitelte sich nicht auf einen Schulkrieg mit den Behörden einlassen wollte. Nach anderthalb Jahren kündigte Bandlin die Stelle und begann, am Brunnenrain in Langenthal sein eigenes Institut aufzubauen.

Erneut musste die Stelle ausgeschrieben werden. Pfarrer Frank forderte von der Schulkommission «doch ja auf einen Mann zu sehen, dem mit vollem Vertrauen als erstes und wichtiges Fach der christliche Religionsunterricht übergeben werden kann und der besonders in dieser Hinsicht auch vollständig die Achtung und das Vertrauen des besseren (!) und christlich gesinnten Theils des Publikums geniesst.»[43] Das war gegen Hollmann und Bandlin gerichtet. Man fand in Gottfried Howald einen Geistlichen, der die Schule in den kommenden Jahren leiten sollte.

Im Johann Ulrich Leibundgut (1802–1882) gehörenden Stock am Brunnenrain verwirklicht Bandlin seine Erziehungsideale. Foto: Jürg Rettenmund

Es ist doch erstaunlich, dass Pfarrer Frank mit seinen Sticheleien gegen eine neue, von kirchlicher Bevormundung befreite Schule im doch fortschrittlich gesinnten Langenthal immer wieder durchdringen konnte. Das lag einerseits in der noch starken Stellung des Pfarramtes als öffentlich-rechtlicher Einrichtung im Dorf, anderseits aber auch daran, dass sich die Fortschrittlichkeit im Denken und die Liberalität in Weltanschauungsfragen damals doch bloss erst auf die kleine Elite der Intellektuellen Langenthals beschränkte. Die Mehrheit, Frank sprach vom besseren und christlich gesinnten Teil des Publikums, vertraute noch der traditionellen Kirchenlehre und war für den Paradigmawechsel in der Schule noch nicht bereit. So folgte dem kurzen Aufbruch wieder das Bewährte. Bandlin selbst verabschiedete sich mit dem Hinweis, dass er während seiner Tätigkeit den Geist seiner Schüler geschärft habe, und vielen habe er «beim Übertritte ins praktische Leben» geholfen und das alles im Sinne «ächter Pädagogik und nicht als mechanischer Stundengeber».[44] Bandlin blieb in Langenthal und verwirklichte am Brunnenrain zusammen mit seiner Frau seine pädagogische Sendung. Während elf Jahren (1838–1849) kamen aus ganz Europa Schüler nach Langenthal und liessen sich im Geiste Pestalozzis von Bandlin erziehen. Wir dürfen wahrlich sagen: Es entstand in Langenthal am Fusse des Schorenhogers, mit

einem schönen Blick auf das Dorf ein kleines «Burgdorf» oder «Yverdon», und Bandlin selbst fand in den Langenthaler Jahren auch die Musse zu einer reichen schriftstellerischen Tätigkeit. Hier erinnerte er sich am 100. Geburtstag Pestalozzis (1846) zusammen mit den Behörden an den grossen Menschenfreund und setzte für ihn ein Denkmal mit dem Buch «*Der Genius von Vater Pestalozzi oder der Menschenbildner, seine Ideen, seine Methode*». Bandlin selber und sein Wirken allgemein und in Langenthal bedürfen einer vertieften Untersuchung. Ausser im Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von 1917, wo ein kleines Lebensbild und die Aufzählung seiner Werke zu finden sind, gibt es keine Untersuchung über den bedeutenden Pädagogen und Philosophen. Sein umfangreiches, hier in Langenthal entstandenes Werk wäre Quelle genug.

Fazit

Es war pädagogisch eine bewegte Zeit im «Grütli des 19. Jahrhunderts», wie Langenthal damals in der Schweiz bezeichnet wurde. Dass 1826 die Helvetische Gesellschaft in Langenthal tagte und man Pestalozzi hier sprechen liess, war kaum ein Zufall. Hier waren Persönlichkeiten am Werk, die mit ihrem Eifer für Menschenbildung im umfassenden Sinne die Voraussetzung für die einige Jahre später erfolgte Umgestaltung des Gemeinwesens schufen. Politiker wie Mumenthaler und Dennler, Lehrkräfte wie Eggen, Hollmann und Bandlin sahen, dass ein demokratisches Gemeinwesen nur Bestand haben kann, wenn es von Bürgern gestaltet wird, die sensibel sind für gesellschaftliche Vorgänge und diese mitgestalten, orientiert an tragenden Werten. Nicht mehr an staatskirchlich diktierten Werten, vielmehr an Werten, die sich entwickeln im Laufe der Erziehung, in der liebenden Zuwendung der Erzieher zu den Erziehenden, in den wahrhaftigen Beziehungen der Menschen zueinander. Eine Wertegemeinschaft lebt von Beziehungen, von Solidarität, Liebe und Gerechtigkeit. Immer wieder hat sie zu fragen, was das heisst, in den unterschiedlichen Beziehungsgeflechten des familiären, dörflichen und staatlichen Zusammenlebens. Davon zeugten Pestalozzi und seine Anhänger hier in Langenthal.

Anmerkungen

1 Zu der Feier vgl. NZZ vom 11. 04. 2008; Johann Heinrich Pestalozzi. Langenthaler Rede am 26. April 1826. Der Erinnerungsanlass vom 10. 4. 2008. Film von Playground Media Zürich, 2008.

2 *Christoph Meiner* (1747–1810), Professor der Weltweisheit in Göttingen. Briefe über die Schweiz aus Reisen im Sommer 1782. Berlin, 1784. S. 228.

3 Jakob Eggens Lebensbeschreibung ist abgedruckt in: J. R. Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1933, S. 24 ff. (= JRM).

4 Kirchenarchiv Langenthal. Zwinglihaus. Tresor.

5 *Johann David Mumenthaler*; geb. 4. 12. 1772 Langenthal, gest. 16. 10. 1838 Langenthal, ref., von Langenthal. (Sohn des Hans Jacob). ∞ 1802 Anna Maria Geiser. M. wurde Johann Jakob zur Erziehung übergeben. Nach einem Welschlandaufenthalt und Auslandreisen kehrte er nach Langenthal zurück, wo er als rechte Hand von Johann Jakob und selbstständiger Handelsunternehmer arbeitete. Er widmete sich im Selbststudium der Literatur, Musik und Geschichte, betrieb eine private Leihbibliothek mit über 2000 Titeln und initiierte eine Lesegesellschaft. Während eines Kuraufenthalts in Baden machte er die Bekanntschaft mit Johann Kaspar Pfenninger. 1794 geriet M. in den Verdacht, das revolutionäre Stäfner Memorial verbreitet zu haben. In Langenthal wirkte er 1798 als Sekr. der provisor. Munizipalität. Ab 1808 führte er einen Briefwechsel mit Jean Paul, dessen Werk er bewunderte. 1810–1817 war er Gemeindeammann, 1817–1831 Gerichtsstatthalter. M.s Haus bildete in den 1820 Jahren ein kulturelles Zentrum (heute Museum). (Historisches Lexikon der Schweiz, elektronische Ausgabe).

6 *Hans Jacob Mumenthaler*; geb. 31. 8. 1729 Langenthal, gest. 7. 3. 1813 Langenthal, ref., von Langenthal. Sohn des Hans Jacob, Kaufmanns, und der Anna Maria geb. Dennler, von Langenthal. ∞ 1759 Maria Elisabeth Bär, von Aarburg, Tochter des Melchior, Kaufmanns. Dank der Einsicht des Vaters, den Sohn von der Zunfttradition zu befreien, durfte M. den seiner Neigung entsprechenden Beruf eines Buchbinders erlernen. Nach Gesellenjahren in franz. und dt. Städten gründete er in Langenthal ein eigenes Geschäft. Die im Ausland zusätzlich erworbenen, seinen Hang zu Mechanik, Physik und Chemie vertiefenden naturwiss. Kenntnisse, die Lektüre aller einschlägigen Literatur und sein Forschergeist liessen ihn jedoch schrittweise auf sein Metier verzichten und sich ganz seiner eigentl. Vorliebe zuwenden. So verfertigte M. in seinem Kabinett elektr. Versuchs- und Spielapparate, Spiegelteleskope, Laternas magicas, Cameras obscuras, Solarmikroskope, welche gar intransparente Oberflächen durchdrangen, optische Feuerwerkmaschinen, Zylinder- und Konusspiegel, elektr. Zünder, Lampen und Kerzen, papierene Elektrophoren und Blitzableiter. Als prakt. Chemiker stellte er Tinten, Lacke, Bernstein- und Kopalfirnisse her. Damit trieb er einen einträgl. Handel. 1773 wurden seine Instrumente von der Akademie der Wissenschaften in Paris geprüft und ausgezeichnet. 1777 besuchte ihn der durchreisende Ks. Joseph II. 1797 gehörte er zu den Mitbegründern der helvet.-naturforschenden Gesellschaft. M.s Bedeutung besteht darin, dass er im bern. Ancien Régime, das den handwerkl. Berufen wenig Beachtung schenkte, als kleiner Benjamin Frank-

lin die Existenz aufklärerischen Denkens, «geschickter Hände und erfinderischer Köpfe» (Feller) in der Provinz bewies. (Historisches Lexikon der Schweiz, elektronische Ausgabe).

7 Eine Position, die später mit der Durchführung des ersten eidgenössischen Offiziersfests von 1822, mit der Tagung der Helvetischen Gesellschaft vier Jahre später und schliesslich 1831 mit der Gründung des eidgenössischen Schutzvereins verstärkt wurde.

8 Brief Nr. 530. 5. September 1801 Johann David Mumenthaler an Pestalozzi. (ZB Zürich, Ms Pestal 53, Umschlag 249/1).

9 *Christian Gotthilf Salzmann* (* 1. 6. 1744 in Sömmerda; † 31. 10. 1811 in Schnepfenthal, heute zu Waltershausen) war evangelischer Pfarrer und Pädagoge. Er gründete 1784 die philanthropische Erziehungsanstalt Schnepfenthal bei Gotha. Salzmann studierte Theologie in Jena und wurde 1768 Pfarrer. Von 1781 bis 1784 arbeitete er an dem von Johann Bernhard Basedow gegründeten und geprägten Philanthropinum in Dessau. 1784 gründete er eine eigene Anstalt in Schnepfenthal. Mitarbeiter Salzmanns waren hier u.a. Johann Christoph Friedrich Guts Muths sowie Johann Matthäus Bechstein.
Im Krebsbüchlein (1780, 3. Aufl. 1792) kritisierte er in ungewöhnlicher Form die Erziehungspraxen seiner Zeit, die häufig paradox anmuteten. Mit Conrad Kiefer war er als der deutsche Jean-Jacques Rousseau bekannt geworden, ähnlich wie in dessen Émile stellte Salzmann hier seine romantischen Erziehungsvorstellungen vor.

10 *Friedrich Eberhard von Rochow* (* 11. 10. 1734 in Berlin; † 16. 5. 1805 auf Schloss Reckahn, heute Gemeinde Kloster Lehnin, Landkreis Potsdam-Mittelmark, Brandenburg) war ein preussischer Gutsbesitzer und Pädagoge zur Zeit der Aufklärung, bekannt vor allem durch seine Schulreform im Geist des Philanthropismus.

11 Schulbericht des Schulkommissärs Pfarrer Messmer an das Erziehungsdepartement. Original im Kapitelsarchiv Langenthal, Zwinglihaus Langenthal.

12 Burgerarchiv Langenthal, Protokoll der Munzipalität Langenthal, 1798–1803, 30. Mai 1801.

13 Vgl. die eindrückliche Beschreibung der alten Schule in Gotthelfs Schulmeister.

14 *Johann Rudolf Fischer*, geb. 1. 7. 1776 in Langenthal, gest. 4. 5. 1800 in Burgdorf. Sohn des Ludwig Albrecht Fischer, der von 1769–1776 in Langenthal wirkte.

15 *Joh. Christoph Buess*, 1776–1855.

16 *Hermann Krüsi*, 1775–1844.

17 «Ich schliesse nun mit der Bitte mich Ihnen, und Ihren Herrn Buss und Grüsi empfohlen seyn zu lassen, in Achtung», J. Maurer. 26. Juli 1801 (ZB Zürich, Ms Pestal 53, Umschlag 205/1).

18 ebd.

19 Vgl. Brief vom 5. September, Anm. 6.

20 3800 Gulden (= umgerechnet: Fr. 160 000.–).

21 Oberaargauer, 1860, Nr. 32.

22 JRM, S. 50; Die 28 Langenthaler spendeten zwischen 25 und 800 Pfund, insgesamt 5000 Pfund (umgerechnet Fr. 100 000.–).

23 Vgl. Langenthaler Heimatblätter 1937, S. 32.
24 Vgl. Jeremias Gotthelf: Leiden und Freuden eines Schulmeisters, Ausgabe Buchclub Ex Libris in 8 Bd., Zürich, o. J., S. 690 ff.
25 In der viel grösseren Stadt Bern zählte man 10 Subskribenten. Bloss einen mehr. Ein Zeugnis dafür, dass Pestalozzi in Langenthal kein Unbekannter war.
26 Ich zitiere nach der neuesten Ausgabe: Johann Heinrich Pestalozzis Langenthaler Rede in der Helvetischen Gesellschaft am 26. April 1826, hrsg. J. N. Schneider-Ammann, Langenthal 2008; S. 35.
27 ebd. S. 32.
28 ebd. S. 38.
29 ebd. S. 35.
30 ebd. S. 74.
31 ebd. S. 66.
32 ebd. S. 72.
33 ebd. S. 72.
34 *Thomas Multerer:* Eine kleine Einführung, ebd. S. 21.
35 *Johann Friedrich Dennler* (1796–1841). Sohn des Samuel Dennler (1761–1802), ebenfalls Apotheker. Grundausbildung in Bern, Würzburg und Wien. 1832 Verfassungsrat, dann Sechzehner, 1833 Mitglied der grossen Landschulkommission). Ausgezeichnete Beziehungen zu Bern (Forstmeister Karl Kasthofer, Prof. Paul Vital Troxler, Snell). «Seele des Langenthaler Radikalismus». Apotheker. 1830 erster Einwohnergemeindepräsident von Langenthal (Historisches Lexikon der Schweiz, elektronische Ausgabe).
36 *Andreas Dennler*; geb. 11. 4. 1755 Langenthal, gest. 3. 3. 1819 Langenthal, ref., von Langenthal. Sohn des Jakob, Landwirts, Chirurgen und Chorrichters, der Dorfaristokratie zugehörig. ∞ Anna Maria Hellmüller. 1777–1782 in österr. Solddienst. 1783–1784 in Wien. Ab 1785 Landarzt in Langenthal. D. führte ein unstetes Leben und litt ständig unter Geldmangel, weshalb ihn seine Verwandten auf dem Thorberg versorgen liessen. D. verkehrte im Kreis von Heinrich Zschokke und publizierte unter dem Pseudonym Quixote in der Zeitschrift «Isis». Sein 1817 erschienener Sammelband wurde verboten. Eifer, revolutionäre Rhetorik, boshafter Witz und Angriffe auf die Religion führten zu mehrmaliger Verurteilung. D., der mit Jean Paul verglichen wurde, besass einen genialen Zug. (Historisches Lexikon der Schweiz, elektronische Ausgabe).
37 *Heinrich Zschokke* (1771–1848) spricht gar von einem der genialsten Köpfe der Schweiz.
38 Die Umstände der Gründung hat Jakob Reinhard Meyer in seinem Buch «100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1833–1933», erschöpfend dargestellt.
39 *Friedrich Fröbel:* Die Menschenerziehung, mit einer Einleitung von Dr. A. Galle, Leipzig o. J.
40 *Johann Baptist Bandlin* (1801–1871); 1801 Untervatz (GR) – 1871 Grindelwald. Schriftsteller, Pädagoge. Studien bei Troxler in Luzern, Jurastudium in Heidelberg. Promotion. Anwalt in Chur. Lehrer in Niederers Institut (nach Pestalozzi) in Yverdon. Gründung eines eigenen Instituts in Schoren bei Langenthal; 1849 Verlegung nach Wettingen. Die letzten 20 Jahre verbrachte er in Zürich, Glarus und

Grindelwald. Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz 1/555; Honegger, Johann Jakob, Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Vierter Band. Glarus 1876. S. 396 ff.

41 *Johann Basptist Bandlin:* Anleitung zum Unterricht in der Vaterlandskunde, Chur, Kellenberger 1835.

42 ebd. S. 7–22.

43 Zit. nach: Jakob Reinhard Meyer: 100 Jahre Sekundarschule Langenthal, 1833–1933, Langenthal 1833, S. 81. Meyer zitiert vermutlich das Schulkommissionsprotokoll von 1838. Dieses ist unauffindbar.

44 ebd.

Die Schwemmhäuser von Walliswil bei Wangen

Die Häuser, die aus Unglücksholz gebaut wurden, sind einzigartig in der Schweiz

Roland Beck

Das alte Bauernhaus im Sebiloch in Walliswil bei Wangen unterscheidet sich nicht von andern Anwesen, in denen einst Kleinbauern wohnten. Schaut man jedoch die Fassaden genauer an, sieht man, dass alles ein bisschen schief ist. Das Stalltor ist oben etwa 50 Zentimeter breiter als unten. Auch die Wände und Böden im Innern sind zum Teil schief. Das ist aber nicht ausserordentlich, denn es handelt sich um ein «Schwemmhaus».
Ein naturliebendes Paar aus der Stadt, das dieses Kleinbauernhaus Ende des letzten Jahres mietete, erfuhr zwar, dass es sich bei ihrem Mietobjekt um ein so genanntes Schwemmhaus handle. Doch niemand konnte ihm genau sagen, was man unter einem solchen versteht: «Keine Ahnung», sagten die meisten. Auch auf der Gemeindeverwaltung war nichts zu erfahren. Doch hier erteilte man den Neugierigen den Rat, bei Rudolf Haas nachzufragen. Der betreibe eine Sägerei und wisse über alles Bescheid, was mit Holz zu tun habe.

Wenn der Donner brüllte

«Selbstverständlich weiss ich, was ein Schwemmhaus ist», lacht der Holzhändler. Er freut sich, dass sich wieder einmal jemand dafür interessiert und berichtet: «Wenn im Emmental ein heftiges Gewitter niederprasselte, der Donner brüllte und die Wasser brausten, wie das der Dichter Jeremias Gotthelf beschrieb, wurden oftmals ganze Häuser zerstört. Die Holzteile wurden von der Emme mitgerissen, gelangten in die Aare und wurden in Walliswil bei Wangen von Taglöhnern aus dem Wasser genommen.» Für sie war dieses Unglücksholz ein Geschenk des Himmels, denn sie hätten sich kein neues Haus leisten können.

Aus diesem Grund fuhren bei jedem Hochwasser beherzte Wasserfahrer mit dem Weidling auf den reissenden Fluss und trieben das Schwemmholz an Land. Am Ufer standen Helfer, die Brett für Brett, Balken für Balken, Holzrahmen und alles, was einst zu einem Haus gehörte, aus dem Fluss zogen. Sie trugen diese Holzteile auf einen Bauplatz im Dorf, das erhöht über der Aare liegt. In jeder Gemeinde, so auch in Walliswil, gab es einen Zimmermann, der aus diesen Holzteilen ein neues Haus bauen konnte. «Meistens fehlten noch einige Bretter oder Balken, die man ergänzen musste. Hin und wieder wurde auch eine Holzbrücke weggeschwemmt und auch dieses Holz wurde verwendet», berichtet der Holzfachmann.

Auf Eichenbalken gebaut

Laut Haas stammen diese Häuser aus dem 18. Jahrhundert. Es handelt sich immer um Hochstudhäuser: Firstständer – eine Art Säulen, die den Firstbalken tragen – auf dem ihrerseits die Rafen liegen. Diese Bauweise ist sehr alt, schon die ersten Bauernhäuser in der Jungsteinzeit wurden so gebaut. «Der Hausaufbau begann immer mit dem Verlegen massiver Eichenschwellen. Diese bildeten quasi das Fundament», sagt der Holzfachmann. Eichen gab es damals noch genügend, denn die Wälder bestanden zu 80 Prozent aus Laubbäumen.
Auf diese Schwellen kamen die Ständer und zwischen diesen wurde die Wandfüllung mit Brettern und Isoliermaterial eingebracht. Darauf kam wiederum ein Kranz von Balken, und in der Mitte des Hauses wurden zwei «Hochstud» aufgestellt. Ein weiteres typisches Merkmal dieses Haustypes sind die steilen Dächer. Laut Haas liess diese Steilheit eine leichtere Konstruktion zu. Ein flacheres Dach der gleichen Dachkonstruktion hätte schwere Schneelasten nicht tragen können.

Platz für zwei Familien

In jedem Schwemmhaus wohnten zwei Taglöhnerfamilien, insgesamt 10 bis 20 Personen. Wie diese in Zimmern von 6 × 7 Meter Platz fanden, kann man sich kaum noch vorstellen. Zum Haus gehörte auch ein klei-

Das Schwemmhaus im Sebiloch – eines von ursprünglich 20, heute noch 10 in Walliswil-Wangen. Foto Verfasser

ner Stall für zwei bis drei Kühe oder Ziegen. Die Taglöhner waren meist Selbstversorger, hatten Milch, Fleisch und Gemüse. Obst und Gemüse erhielten sie von den Bauern, denen sie dienten. Am Abend stellte ihnen der Meister auch mal ein Pferd oder ein Gerät zur Verfügung, damit sie ihren Pflanzplätz bestellen konnten. Allerdings nie ohne Gegenleistung. Die Taglöhner mussten stets für den Arbeitgeber präsent sein, bei jeder Ernte mithelfen oder am Abend noch das Heu oder Getreide abladen. Das war so bis um 1900, als die Industrialisierung neue Arbeitsplätze schuf. «In Walliswil gab es 1943 noch acht Vollbauern und 33 ‹Kesselibauern›. Das waren Familien, die zwei oder drei Kühe besassen, und die Milch, die sie selbst nicht benötigten, mit dem Kesseli in die Käserei trugen», berichtet Rudolf Haas.

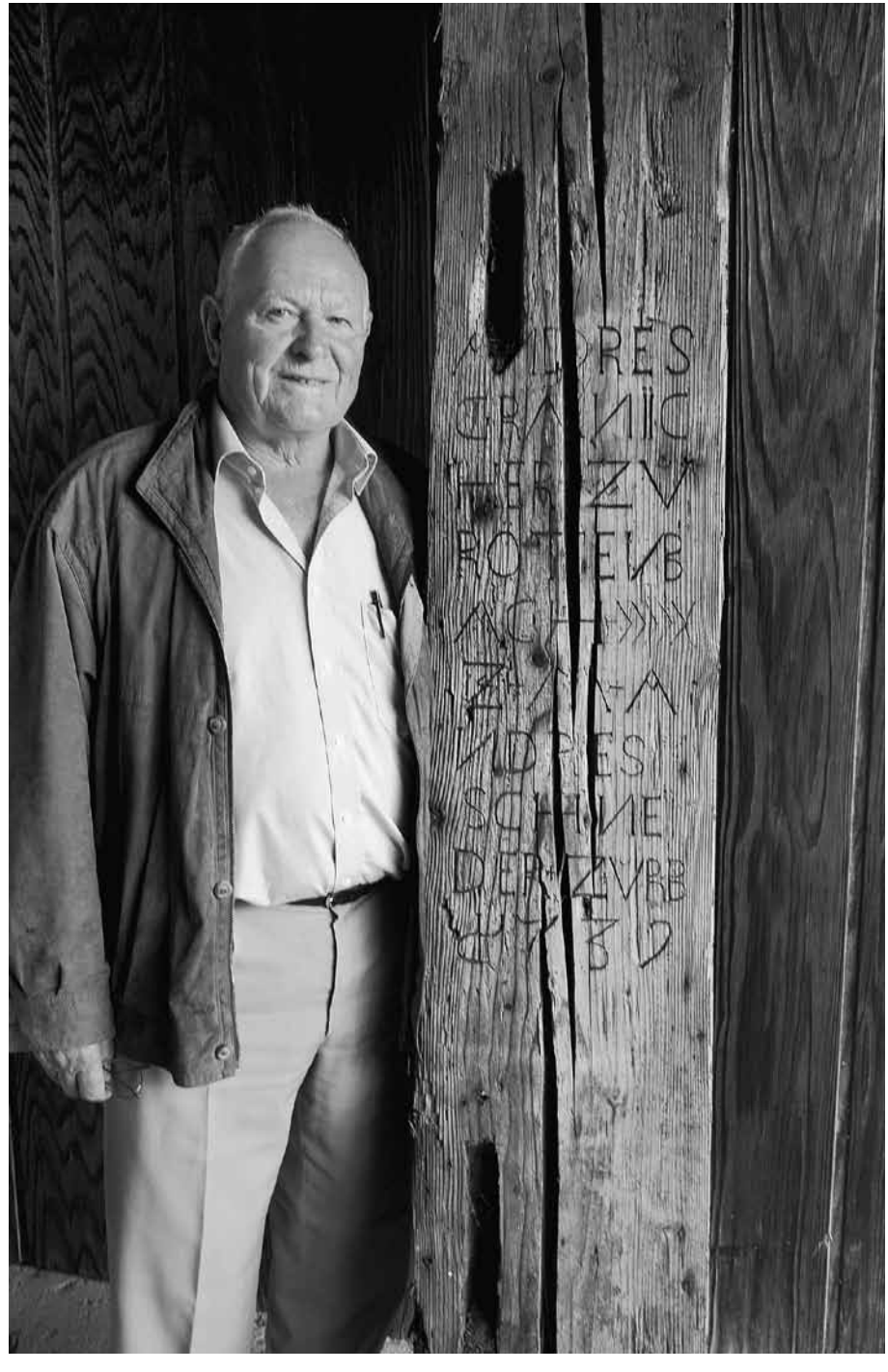
Hinweise durch Inschriften

Auf die Frage, warum er so gut Bescheid über die Schwemmhäuser wisse, sagt der Holzhändler: «Ich habe viel von meinem Grossvater erfahren. Dieser wurde 1860 geboren und arbeitete schon 1880 in Walliswil als Zimmermann auf eigene Rechnung.» Er habe bei seiner Arbeit immer wieder Hinweise gefunden, dass die Schwemmhäuser nicht aus der Gegend stammten, sondern aus dem Emmental.
Rudolf Haas hat selbst schon Inschriften gefunden, die Auskunft über die Herkunft dieser Schwemmhäuser geben. Als er sein eigenes, das er von einer andern Familie gekauft hatte, demontierte, um auf diesem Platz einen Bürotrakt zu bauen, fand er auf einem Balken eine prächtige Inschrift, die lautet: «ANDRES GRÄNICHER ZVO RÖTENBACH Z + M + ANDRES SCHNEIDER +Z + VRB 1739.»

Aufgabe für Bauernhausforschung

«Es handelt sich also um den Bauherrn Andreas Gränicher in Rötenbach und den Zimmermeister Andres Schneider aus ‹Z-Urb›. Ob damit St. Urban gemeint sein kann oder ob andere, ähnlich klingende Orte infrage kommen, kann ich im Moment nicht feststellen», sagt Benno Furrer, wissenschaftlicher Leiter der Schweizerischen Bauernhausforschung, dem wir diese Inschrift zeigten.
Damit ist aber die genaue Herkunft dieses Balkens beziehungsweise dieses Hauses noch nicht bewiesen: Es gibt nämlich zwei Röthenbach, eines im Emmental und eines bei Herzogenbuchsee. Die Gränicher stammen aber nicht aus dem Emmental, sondern aus Röthenbach bei Herzogenbuchsee. Ursula Schneeberger von der bernischen Bauernhausforschung, die vor allem Inschriften aus dem Oberland untersucht hat, sagt jedoch, die Herkunft des Bauherrn sei jeweils nur angegeben worden, wenn dieser selbst nicht in dieser Gemeinde gewohnt habe.
Wissenschaftliche Untersuchungen über diese Schwemmhäuser gibt es keine. Der Bauernhausforscher Benno Furrer fand in seinem Archiv Inventaraufnahmen verschiedener Bauernhäuser in Walliswil aus dem Jahre 1976. Dort sind nur die älteren Vollbauernhäuser dokumentiert und nicht die Taunerhäuser. Das Bauinventar der Gemeinde Walliswil

Rudolf Haas mit dem rätselhaften Balken. Foto Verfasser



von 2001 erwähnt ebenfalls keine Taunerhäuser, und der Begriff «Schwemmhüser» kommt nirgends vor.

Nur in Walliswil gefunden

Da stellt sich auch die Frage, ob es diese Schwemmhäuser nur in Walliswil gab. Rudolf Haas sagt dazu: «Ich habe flussaufwärts und flussabwärts nach solchen Häusern gesucht, aber keine gefunden.» Vielleicht liege das daran, dass die Walliswiler Taglöhner noch ärmer gewesen seien als diejenigen in den Nachbargemeinden. «Wir waren damals das Armenhaus des Kantons Bern.»
Wie dem auch sei, in Walliswil stehen heute von den einst 20 Schwemmhäusern noch zehn. Viele der einstigen Bewohner sind weggezogen, denn sie fanden Arbeit in Balsthal, Attisholz und – vor allem zwischen den beiden Kriegen – in der Uhrenindustrie in Grenchen. «Deshalb wissen heute nur noch die über 70-Jährigen, was ein Schwemmhaus ist», sagt Rudolf Haas. «Etliche haben selbst einmal in einem solchen Taunerhaus gewohnt und interessieren sich deshalb noch immer für sie.»

Vierzehntausend und eine Nacht in Lotzwil

Fritz Schär (1881–1951),
Fabrikant und Gemeinderatspräsident

Jürg Rettenmund

Ob Fritz Schär am 1. Mai 1927 in der grossen Menschenmenge dabei war, als in Lotzwil der neue Dorfplatz eingeweiht wurde, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Wir können es jedoch annehmen: Er gehörte dem Vorstand des Verschönerungsvereins Lotzwil an, der knapp ein Jahr zuvor gegründet worden war und sich als einem seiner ersten Anliegen der Schaffung dieses Dorfplatzes annahm.[1] Zudem war er im Dezember 1925 mit dem besten Resultat in den Gemeinderat gewählt worden.[2]
Auch ob Pfarrer Johann Flückiger[3] seine Rede bei der Einweihung des Dorfplatzes wirklich hielt, wissen wir nicht sicher. Denn als sich dabei der farbige Umzug im Unterdorf Richtung Dorfplatz in Bewegung setzte, begann es in Strömen zu regnen. Man entschied sich deshalb zum abgekürzten Verfahren: Fritz Ingold, Präsident des Organisationskomitees, übergab den Platz der Öffentlichkeit, Pfarrer Flückiger nahm ihn in den Schutz und die Obhut der Gemeinde. Unter den aufgespannten Schirmen lauschten die Besucher noch einem Stück der drei Musikgesellschaften Lotzwil, Obersteckholz und Rütschelen, dann ergoss sich die Menschenmenge in die Bazarräume im Dorfschulhaus. «Das längere Verfahren» versprach man im «Langenthaler Tagblatt» nachzureichen.[4]
Dort ist denn auch nachzulesen, dass Pfarrer Flückiger stolz war auf den neuen Dorfplatz und diesen mit den Platzanlagen der Stadt Bern verglich: der Münsterterrasse, der Kleinen Schanze und den Alleen, die von der Stadt nach allen Richtungen ausgehen. Dieser Vergleich mag hoch gegriffen sein, doch die Richtung stimmt, erlebte doch Lotzwil im Jahrzehnt vor dem Zweiten Weltkrieg einen Schub der Modernisierung, die in dieser Zeit auch einen Anstrich von Verstädterung hatte.
Am Beispiel von Fritz Schär will dieser Beitrag dies aufzeigen. Schär hatte seine Wurzeln in der Holzschuhproduktion. Im Gemeinderat war er zehn

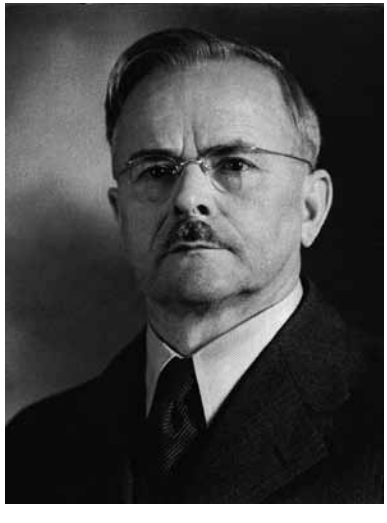
Jahre lang Präsident, und er beteiligte sich an der Tuch- und Knüpfteppichfabrik, mit der für rund dreieinhalb Jahrzehnte ein Hauch von Orient ins Nachbardorf von Langenthal einzog – vierzehntausend und eine Nacht sozusagen.

Herkunft und Familie

Fritz – genauer Friedrich – Schär wurde am 14. Juni 1881 als Sohn von Jakob und Verena Schär-Bögli in Lotzwil geboren. Heimatberechtigt sind die Schär in Wyssachen. Die Eltern betrieben eine Holzschuhmacherei und daneben noch einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb.[5] Der Vater stammte ebenfalls aus Lotzwil, wo er am 30. Juni 1849 als Sohn von Anna Barbara Flückiger und Andreas Schär geboren wurde. Dieser war Karrer in der Bleiche beim Käsehändler, Landwirt und Industriellen Emil Lehmann. Die Familie zog nach Roschbach in der Gemeinde Madiswil, wo die Mutter im Kindbett nach der Geburt des sechsten Sohnes starb, als Jakob zweieinhalb Jahre alt war.

Mit insgesamt neun Geschwistern und Halbgeschwistern wuchs Jakob dort und in der nahen Hochrüti in ärmlichen Verhältnissen auf. Von Kindsbeinen an musste er zuhause hart anpacken. Nach Schulaustritt war vorerst weiter seine Mitarbeit zuhause gefordert. 1870 begann er eine Lehre als Küfer, 1872 eine weitere als Käser, 1875 schliesslich eine dritte als Holzschuhmacher. Obschon er bei seinem Lehrmeister in Freiburg nur fünf Monate blieb, hatte er damit seine berufliche Bestimmung gefunden: In Lotzwil machte er sich noch im gleichen Jahr selbständig. 1877 heiratete er Verena Bögli, die ihm auch im Geschäft eine wichtige Stütze wurde. Sie starb 1907 im Alter von 58 Jahren. In Rosa Müller fand er eine zweite Ehefrau. Jakob Schär starb 1933.

Fritz Schär heiratete 1904 die zwei Jahre jüngere Elise Fankhauser aus Oeschenbach. Die Familie blieb nicht von Schicksalsschlägen verschont. 1917 verlor Fritz Schär seine Frau. 1922 ertrank Fritz, der älteste der drei Söhne aus erster Ehe, beim Baden. Ein Knabe und ein Mädchen kamen aus der 1919 geschlossenen Ehe mit der damals 18-jährigen Rosa Herrmann aus Kleindietwil dazu. Sie war zuvor seine Haushälterin gewesen. 1948 verunfallte auch Sohn Hans tödlich, der bereits verheiratet und in der Direktion sowie dem Verwaltungsrat der Holzschuhfabrik tätig war.



Fritz Schär (1881–1951).
Foto Bär, Langenthal

Der Dorfplatz von Lotzwil mit Brunnen und Schulhaus, vermutlich kurz nach dem Bau 1927. Fotos Postkartenverlag R. Deyhle, Bern. Archiv des Verfassers

In seiner Freizeit spielte Fritz Schär acht Jahre lang in der Musikgesellschaft Lotzwil mit. Wichtig für sein persönliches Netzwerk war auch die Mitgliedschaft in der Gotthelf-Loge der Odd Fellows in Langenthal, der er unter anderem 1938 und 1940 als Obermeister vorstand.[6] Gelegenheit zur Erholung mit der Familie boten gemeinsame Sommerferien in Sigriswil und später auch Winterferien in Adelboden.[7]

Anfänge, erste Krise und neuer Aufschwung der Lotzwiler Industrie

Mit ihrer Holzschuhfabrik leisteten Jakob und Fritz Schär einen Beitrag zur Entwicklung eines Dorfes, das lange vor ihnen einen ersten (proto-) industriellen Einschlag erhalten hatte. In der Frühzeit ist dieser vor allem mit dem Namen einer Familie verbunden: den Buchmüllern.[8] Sie hatten zu Beginn des Dreissigjährigen Krieges aus Hasenweiler in Württemberg in der Schweiz Zuflucht gesucht und sich vorerst in Brittnau bei Zofingen niedergelassen. Ende des 17. Jahrhunderts zog einer von ihnen, Jakob (1639–1721), in den Oberaargau, begann in Langenthal mit dem Leinwandhandel und erwarb 1694 ein Landwirtschaftsgut in Lotzwil. Dort richtete er drei Jahre später eine Bleiche ein, der er 1701 eine Walke angliederte. Es ist gut möglich, dass den Buchmüllern dabei Beziehungen zu ihrer alten Heimat im Bodenseeraum zugute kamen, konnte sich der Oberaargau doch genau dann als neues Leinenwebereigebiet etablieren, als der bereits ab dem 13. Jahrhundert davon erfasste Bodenseeraum auf Baumwolle umstellte. Eine letzte Blüte erlebte die Bleiche, als Johann Ulrich Lehmann (1817–1876)[9] Elisabeth Buchmüller heiratete. Lehmann war ein Spross der gleichnamigen traditionsreichen Langnauer Käsehändlerfamilie und stellte die Bleiche Lotzwil nach 1850 von der Wiesenbleiche auf die chemische Bleiche um. Emil Lehmann, der Patron von Andreas Schär, war einer von zwei Söhnen des Paares. Unter ihnen geriet die Bleiche Ende des 19. Jahrhunderts in wirtschaftliche Schwierigkeiten und fiel schliesslich in Konkurs. Um den Betrieb zu retten, engagierte sich die Einwohnergemeinde finanziell, konnte ihn aber auch nicht mehr rentabel gestalten. Schliesslich verkaufte sie die Liegenschaft 1905 an einen Solothurner Handelsmann. Die Auseinandersetzungen blieben als der grosse «Bleikikrach» noch lange in der Erinnerung der Lotzwiler haften.

Die Industrie von Lotzwil auf einer Postkarte, postalisch gelaufen 1949:
1 Bleiche, später Schweizerische Drahtziegelwerke Lotzwil
2 Zichorienfabrik, später Lederfabrik bei der Mühle
3 Holzschuhfabrik von Jakob Schär
4 Erste Holzschuhfabrik von Ernst Bögli
5 Holzschuhfabrik von Ernst Bögli an der Rütschelenstrasse
6 Holzsohlen- und Parkettfabrik der Holzschuhfabriken
7 Tuch- und Knüpfteppichfabrik (nicht mehr auf dem Bild)
Foto Edition ABS Verlag, Schönbühl/Bern. Archiv des Verfassers

Damit verschwand die älteste Industrie aus Lotzwil. Andere füllten ihre Lücke, besonders als das Dorf 1889 mit der Langenthal-Huttwil-Bahn Anschluss ans Eisenbahnnetz erhielt. Als erste zu erwähnen ist die 1880 an Stelle einer alten Säge und Knochenstampfe bei der Mühle im Oberdorf errichtete Zichorien- und Zuckeressenzfabrik von Robert Müller-Landsmann, dem späteren Initianten des Wasserkraftwerks Wynau. Bereits in Lotzwil hatte dieser den Mühlekanal zum Fabrikkanal verbessert und damit nicht nur für eine bessere Kraftübertragung in der Mühle und seiner Fabrik gesorgt, sondern auch die Voraussetzung geschaffen, dass weiter oben eine Tuchfabrik gebaut werden konnte. Weiter ergriff er auch die Initiative für ein Elektrizitätswerk in Lotzwil selbst, womit im Dorf sehr früh, nämlich 1895, elektrisches Licht die Nacht erhellte, wie

Pfarrer Johann Ammann[10] im ebenfalls 1895 erschienenen «Europäischen Wanderbild Oberaargau und Unter-Emmental» stolz vermerkte. Die Zichorienfabrik lebte später unter dem Namen «Bühler und Zimmermann» weiter und ging schliesslich 1901 in den Besitz der Aktiengesellschaft «Helvetia, Schweiz. Kaffee-Surrogat-Fabriken» mit Sitz in Langenthal über.[11]

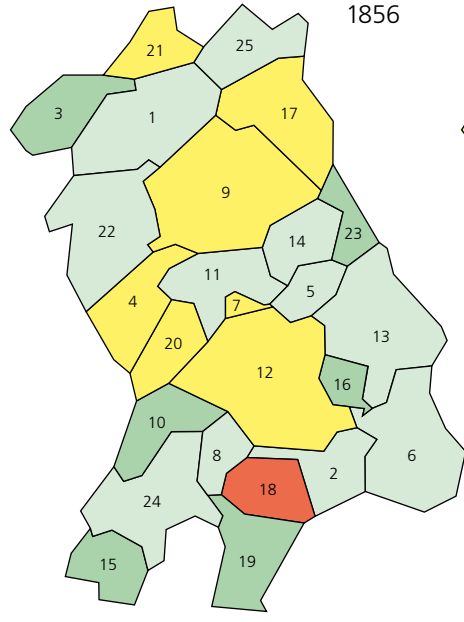
Zeitgleich mit dem Bahnbau errichteten zwei Basler am oberen Dorfrand Richtung Gutenburg die Tuchfabrik. Mit ihren anfangs 20 Webstühlen bot sie 50 Personen Beschäftigung. 1896/1897 übernahm Alfred Rauch aus Gutenburg das Unternehmen und führte es unter dem Namen «Rauch & Cie.» weiter.[12]

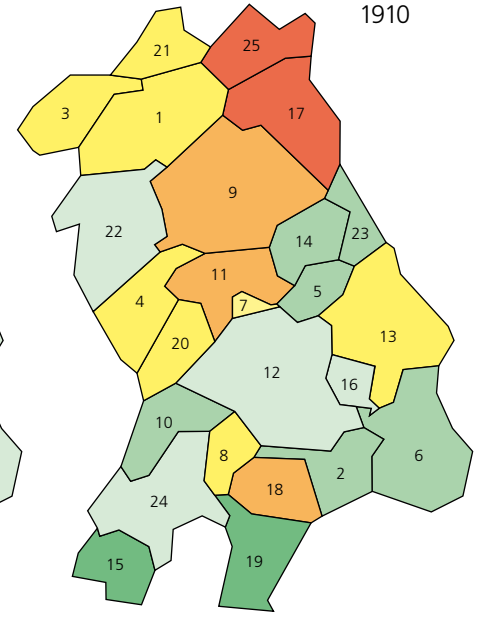
Vor allem aber kehrte in die «Bleiche» neues Leben ein. Der Solothurner Handelsmann Gottlieb Probst, der Käufer der Liegenschaft, wollte mit einem Partner die 1890 in Cottbus in Deutschland erfundenen Drahtziegel in der Schweiz produzieren. Dabei handelt es sich um ein Drahtgewebe mit eingepressten gebrannten Lehmkörperchen, das als Putzträger eingesetzt wurde. Ende 1907 konnte die neu gegründete Schweizerische Drahtziegelfabrik Lotzwil die Produktion aufnehmen, nachdem Brennofen, Lehmaufbereitungsmaschine und Drahtziegelmaschinen erstellt worden waren.

Das alles schlug sich auch in der Statistik der Erwerbstätigen nieder:[13] War Lotzwil 1856 mit Ausnahme der Bleiche noch weitgehend landwirtschaftlich geprägt, so profilierte es sich 1910 hinter Roggwil und Wynau im Einzugsgebiet der Gugelmann-Betriebe und zusammen mit dem Zentrum Langenthal sowie dem traditionellen Weberdorf Rohrbach als Ort mit «sehr starkem industriellen Einschlag», wie es der Langenthaler Pfarrer Robert Schedler 1925 in seinem «Wanderbuch für Oberaargau und Unter-Emmental»[14] formulierte. Der Anteil von Industrie und Gewerbe am Total der Erwerbstätigen war von 34 auf 59 Prozent emporgeschnellt – in absoluten Zahlen hatten sich diese von 102 auf auf 352 mehr als verdreifacht (vgl. Karten S.189 und Tabelle S. 218). Dabei bilden diese Zahlen die Entwicklung nicht in ihrem vollen Ausmass ab: Viele der 1856 im zweiten Sektor Gezählten hatten neben ihrem Betrieb ein zweites Bein in der Landwirtschaft.[15] Der Holzschuhmacher Jakob Schär mit seiner «kleinen Landwirtschaft» ist dafür ein typisches Beispiel. Zahlen zu den Beschäftigten und der Stärke der eingesetzten Motoren (Elektrizität, Wasser, Dampf) bestätigen die Spitzenposition von

Anteil der Erwerbstätigen
im 2. Sektor in den Gemeinden
des Amtsbezirks Aarwangen
1856 und 1910

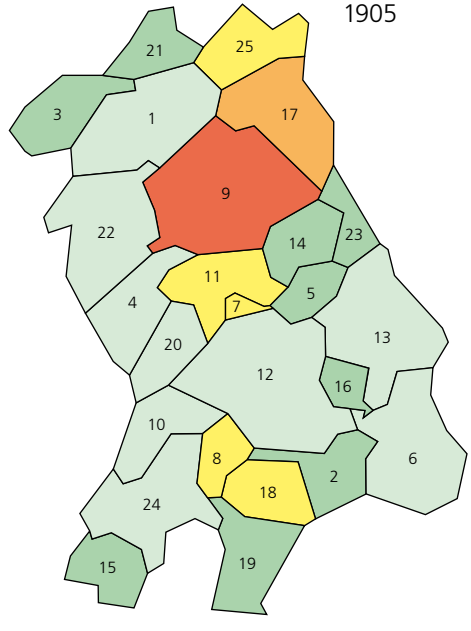
- 10–20 Prozent
- 20–30 Prozent
- 30–40 Prozent
- 40–50 Prozent
- 50–60 Prozent
- 60–80 Prozent





Anteil der Beschäftigten
im 2. und 3. Sektor in den Gemeinden des Amtsbezirks Aarwangen
1905

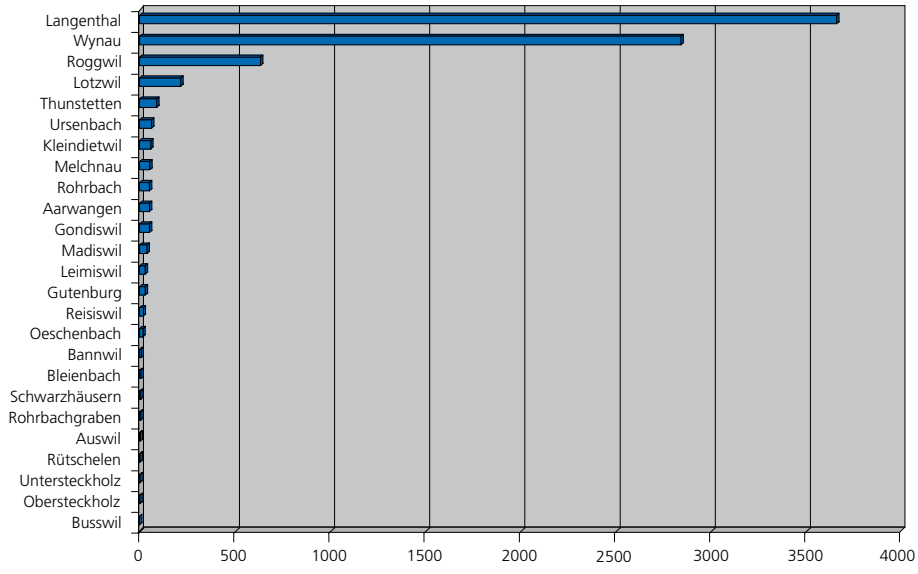
- 0–20 Prozent
- 20–40 Prozent
- 40–60 Prozent
- 60–80 Prozent
- 80–100 Prozent



1 Aarwangen
2 Auswil
3 Bannwil
4 Bleienbach
5 Busswil bei Melchnau
6 Gondiswil
7 Gutenburg
8 Kleindietwil
9 Langenthal
10 Leimiswil
11 Lotzwil
12 Madiswil
13 Melchnau
14 Obersteckholz
15 Oeschenbach
16 Reisiswil
17 Roggwil
18 Rohrbach
19 Rohrbachgraben
20 Rütschelen
21 Schwarzhäusern
22 Thunstetten
23 Untersteckholz
24 Ursenbach
25 Wynau

Karte Merkur Druck, Langenthal
Absolute Zahlen siehe Tabelle S. 218

Eingesetzte Motorkraft in den Gemeinden des Amtsbezirks Aarwangen 1905 (in PS).
Absolute Werte siehe Tabelle S. 218



Lotzwil bei der Industrialisierung des Oberaargaus.[16] Pendlereffekte dürften sich dabei mindestens zum Teil aufgehoben haben: Während die Lotzwiler Betriebe auch Beschäftigte aus den Nachbargemeinden anzogen, «ging, radelte und fuhr ein beträchtlicher Teil der [Lotzwiler] Arbeiterbevölkerung tagtäglich nach den industriellen Betrieben von Langenthal», wie Pfarrer Schedler festhielt.[17]

Die Holzschuhfabrik

Die Anfänge von dem, was später zu den Holzschuhfabriken Lotzwil werden sollte, waren bescheiden.[18] Nach seiner Geschäftsgründung 1875 nahm Jakob Schär vorerst nur alte Schuhe an, um diese mit neuen Böden zu versehen. Zu Fuss sammelte er diese bis an den Jurasüdfuss ein und brachte sie repariert wieder zurück. Dann begann er auch neue herzustellen und diese auf seinen Hausierer-Touren zu verkaufen. Zudem besuchte er verschiedene Märkte. Der Entwicklung des Geschäftes entsprechend konnten 1904 neue Räumlichkeiten an der Ecke Huttwilstrasse/Obergasse bezogen werden. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges wurde das erste grössere Fabrikgebäude an der Obergasse gebaut.[19]

An dieser Entwicklung hatte Sohn Fritz bereits wesentlichen Anteil. Er lernte ebenfalls Holzschuhmacher – wo ist nicht bekannt – und trat nach zwei Welschlandjahren anfangs des 20. Jahrhunderts in den elterlichen Betrieb ein.

Parallel dazu baute auch Ernst Bögli (1869–1947), der Stiefsohn von Jakob Schär, einen eigenen Betrieb auf. Er lernte bei seinem Stiefvater Holzschuhmacher und machte sich dann selbständig. Zum Zentrum der Holzschuhmacherei wurde die Obergasse: Dort bauten Bögli und seine Frau Emma Wüthrich – sie war Näherin – 1899 ein Wohnhaus mit Werkstatt. Später baute Bögli die Fabrik an der Rütschelenstrasse beim Bahnhof.

Wenn bisher stets von Holzschuhen die Rede war, so ist dies eigentlich nicht ganz korrekt. Hergestellt wurden nämlich Holzböden, also Lederschuhe mit Holzsohlen. Der Übername von Jakob Schär, «Holzbödeler», traf deshalb den Sachverhalt genauer. Während richtige Holzschuhe in der Schweiz auf den Jura und das ans österreichische Vorarlberg angrenzende St. Galler Rheintal beschränkt waren, waren Holzböden früher weit verbreitet.[20] Neue Maschinen erlaubten es in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, diese industriell herzustellen: Nähmaschinen, Stanzmaschinen, Schärfmaschinen.[21] Weitere Möglichkeiten dazu eröffnete die Elektrizität als Antriebskraft. Hinzu kamen Änderungen in der Mode: Leichtere Pariserholzschuhe drangen von Frankreich her in die Schweiz ein und verdrängten die bodenständigeren regionalen Modelle. Wurden diese anfänglich aus der Westschweiz in die Läden der Deutschschweiz geliefert, änderte sich dies mit den ersten Holzschuhfabriken in der Deutschschweiz: Ab der Wende zum 20. Jahrhundert belieferten diese die ganze Schweiz. Man darf annehmen, dass Fritz Schär diese Strömungen von seinem Welschlandaufenthalt nach Lotzwil zurückbrachte.

Für neue Impulse sorgte auch der Erste Weltkrieg: Weil Leder knapp wurde, wich man für die Sohlen zunehmend auf Holz aus – was Anreize schuf, diese auch industriell herzustellen. Deutschland und Frankreich bauten eigens Maschinen dafür. 1915 liess die Holzschuhfabrik Hug in Herzogenbuchsee die erste Maschine eigener Konstruktion in Deutschland und in der Schweiz patentieren. Die Bautätigkeit der Lotzwiler Holzschuhfabriken in den Kriegsjahren dürfte damit zusammenhängen. Sie deckt sich mit der Entwicklung von Hug.

Was während der Kriegsjahre das Wachstum beschleunigt hatte, wurde nachher zum Problem: Die Nachfrage und die Rohstoffpreise brachen ein, die Firmen blieben auf vollen Lagern mit zu teurer Ware sitzen. Während Hug als Reaktion darauf in die Fabrikation von Lederschuhen einstieg, wählten die Lotzwiler einen anderen Weg: Sie sprangen in die Lücke. 1924 übernahmen sie die Holzschuhproduktion von Hug. Vermutlich im gleichen Jahr wurde im Ramsei an der Kirchgasse die Produktion von Holzsohlen aufgenommen. Vorher waren diese von verschiedenen «Bödenmachern» der Region und einer Firma in Münsingen bezogen worden. Zwei Jahre später schlossen sich die beiden Lotzwiler Betriebe mit einer weiteren in Melchnau zu den Holzschuhfabriken Lotzwil zusammen. Melchnau hatte eine eigene Holzschuh-Tradition.[22]
Der Vertrag mit Hug enthielt für die Lotzwiler eine problematische Hypothek: Während sich Hug verpflichtete, künftig keine Holzschuhe mehr zu produzieren, sollte Lotzwil im Gegenzug auf die Herstellung von Lederschuhen verzichten. Fortan wurden im Hägi in Melchnau die Schuhschäfte produziert und im Ramsei an der Kirchgasse in Lotzwil die Holzsohlen. An der Rütschelengasse entstanden daraus die fertigen Schuhe, während an der Obergasse Packerei, Lager, Verkauf und Administration blieben. Fritz Schär war fortan für den Holzeinkauf und die Sohlenproduktion verantwortlich.[23]
Verbunden mit der Serienproduktion für den nationalen Markt bekam auch die Werbung eine neue Bedeutung. Einen Eindruck davon geben die vier 80 × 250 Zentimeter grossen Gemälde, die der aus Kleindietwil stammende Maler Ernst Morgenthaler für die fusionierten Holzschuhfabriken anfertigte. Sie waren für eine Landwirtschaftliche Ausstellung bestimmt, die 1927 in Bern stattfand. Dort hatten die Holzschuhfabriken Lotzwil einen grösseren Stand, an dem sie ihre Holzschuhe in hohen Pyramiden aufgeschichtet hatten. Den Hintergrund bildeten die fünf Panneaux mit den Mitgliedern einer Bauernfamilie – natürlich in zu ihnen passenden Holzschuhen aus Lotzwil: Der Bauer auf dem Kachelofen, der Melker und seine Frau, ein Hüterbub und ein Schulmädchen.[24]
Dass die Lotzwiler Holzschuhfabrikanten in dieser Werbe- und Kunstwelt ihre Wurzeln in der ländlich-handwerklichen Welt nicht immer verleugnen konnten, zeigt die Episode, die Morgenthaler darauf über die Rettung seiner Bilder erzählt: *Etwa zehn Jahre später war ich an einem Begräbnis in Ursenbach. […] Auf dem Heimweg von Ursenbach stieg ich*

Die Belegschaft der Schuhfabrik von Jakob Schär an der Ecke Obergasse/Huttwilstrasse in den Anfängen. 2.v.l. Jakob Schär, 3.v.l. Fritz Schär. Privatbesitz

Die Belegschaft der Holzschuhfabriken Lotzwil auf einem Betriebsausflug um 1950. Foto Hunziker, Bürgenstock. Privatbesitz

in Lotzwil aus. Es schien mir eine gute Gelegenheit, einmal meine Holzschuhbilder wieder zu sehen, von denen prominente Kollegen, wie Karl Walser zum Beispiel, sehr beeindruckt waren. Walser fragte mich noch nach Jahren danach, was mir seltsam genug vorkam. Ich musste doch diese Bilder wieder einmal sehen.

Nun, in der Fabrik traf ich einen neuen Direktor an, einen jungen Menschen, der mich zuvorkommend empfing, in der Meinung wohl, eine Bestellung von ein paar hundert Holzschuhen notieren zu können.

Als ich mich aber als Maler vorstellte und nach Bildern fragte, die ich einmal für seine Fabrik gemalt und jetzt gerne wieder gesehen hätte – da schwand die Zuvorkommenheit sichtlich dahin. Er wollte mich abfertigen mit der Feststellung, er wisse nichts von solchen Bildern. Ein alter Arbeiter, der zufällig ins Bureau kam, sagte: «Ja, ich kann mich erinnern. Wenn die noch irgendwo sind, dann vielleicht auf dem Estrich des alten Gebäudes.» Ich begleitete ihn dorthin und kam in einen riesigen, von Balken durchzogenen Dachraum hinauf. Wir schauten den kahlen Wänden entlang und sahen nichts, was meinen Bildern ähnlich gewesen wäre. Zufällig richtete ich den Blick in die Höhe und entdeckte eine merkwürdige Sache. Da fehlten an einer Stelle des Daches ein paar Ziegel, hell und blendig schien der Himmel herein. Das Wasser aber abzufangen, das bei Regengüssen Einlass fand, waren grosse Leinwände unterlegt. Ich wies mit der Hand hinauf und sagte zu dem Arbeiter: «Das werden doch hoffentlich nicht meine Bilder sein?» Der Mann holte sogleich eine Leiter, stieg hinauf und rief alsbald: «Wohl bim Donner, das sy se. Passit uf, i schütte grad ds Wasser ab. 's het drum die letscht Nacht grägnet.» Und schon ergoss sich ein wahrer Wasserfall auf den Fussboden des Estrichs herab. Wir holten die fünf Bilder herunter – zum Glück waren sie in einer Tempera-Technik gemalt, die diese nicht gerade vorgesehene Behandlung merkwürdig gut überstanden hatte. Die Bilder übrigens überraschten mich und gefielen mir besser, als ich je erwartet hatte. Ich ging deshalb mit etwas mehr Selbstbewusstsein zum Direktor zurück und meldete, wir hätten das Gesuchte gefunden. Ich sei aber nicht gerade erbaut über die Art, wie man meine Bilder hier verwendet habe. Ich sei deshalb bereit, sie zurückzukaufen. (Das war auch das erste Mal, dass ich zu so etwas bereit war). Ich bot ihm hundert Franken, Verpackung und Transport inbegriffen. Natürlich war ich darauf gefasst, dass er dieses Angebot entrüstet zurückweisen würde. Dann hätte ich

Ernst Morgenthaler: Holzschuhbilder von Lotzwil. Tempera auf Leinwand. Als Auftrag für die Landwirtschaftliche Ausstellung 1927 in Bern gemalt. Der Bauer, der Melker, die Frau des Melkers und das Mädchen. Das fünfte Bild, der Hüterbub, fehlt heute. Kunstmuseum Thun. Fotos Stefan Biffiger (www.kunstundbuch.ch)

sofort mehr geboten. (Ich bin schliesslich auch ein Ursenbacher.) Aber nichts ereignete sich, nicht der leiseste Widerspruch des Direktors, der offenbar noch glaubte, mit meinen hundert Franken ein unerwartetes Geschäft zu machen. Ich erhielt meine Bilder, schönstens verpackt, zurück ins Haus geliefert. Der Wert der Leinwand allein betrug ein Mehrfaches meines Angebotes.
Kurze Zeit nachher hätte der Herr Direktor den Bildern auf einer Ausstellung im Berner Kunstmuseum begegnen können. Doch sein guter Engel hat ihn davor bewahrt. Der Preis, der jetzt für seinen Dachziegelersatz angeschrieben war, hätte seinem Selbstbewusstsein einen Schlag versetzt – hätte ihn gar um seinen ruhigen Schlaf gebracht.[25]
Die Ausstellung, die Morgenthaler erwähnt, war die Nationale Kunstausstellung 1936 im Kunstmuseum Bern.[26]
Mit dem Zweiten Weltkrieg konnten die Holzschuhfabriken ihre Produktion nochmals kräftig steigern, 1942 wurde erfolgreich die Produktion von Finken mit Holzsohlen aufgenommen.[27] Eine Preisliste mit Abbildungen aus dem Todesjahr von Fritz Schär gibt einen Eindruck von der Vielfalt der hergestellten Modelle.[28] Da gab es den Berner Holzschuh in den Ausführungen mit Deckschnallen, zum Schnüren oder mit Niederleder. Besonders gross war die Vielfalt beim Modell Derby, das zum Beispiel auch mit Reissverschluss, mit Pelzimitation und Plüschband, in der Skiform oder mit Hartgummi-Einlage erhältlich war. Die Stiefel mit Holzsohlen wurden in verschiedenen Lederausführungen, aber auch bereits in einer Gummi-Ausführung hergestellt. Als Neuheit angepriesen wurde ein Kinder-Skischuh mit Holzsohlen, Keilabsatz und Gummibelag. Über 450 000 Schuhe stellten die Holzschuhfabriken in der ersten Nachkriegszeit pro Jahr her. Mitte der 1950er Jahre beschäftigten sie 140 Angestellte.[29]

Lotzwil in der Weltwirtschaftskrise

Am Wochenende vom 30. April bis 2. Mai 1927 konnte Lotzwil also einen neuen Dorfplatz einweihen, mit Bazar, Konzerten und dem Festumzug als Höhepunkt am Sonntag. An diesem Platz war seit «uralten Zeiten» das Wagnerhaus gestanden, das mit der Zeit durch verschiedene Anbauten zu einer Art «Mietskaserne» ausgebaut worden war,

«ein wahres Monstrum von einem Wohnaus, ein ‹Altertum› in des Wortes tiefstem Sinn, nichts weniger als eine Zierde des Dorfes», wie das «Langenthaler Tagblatt» feststellte.[30] Im Herbst 1914 war dieses abgebrannt, eine öde Brandstätte hinterlassend, die die Einwohnergemeinde nach mehreren Besitzerwechseln kaufte. Schliesslich übernahm der 1926 gegründete Verschönerungsverein als seine erste Aktivität die Initiative, dort einen zeitgemässen Dorfplatz zu errichten. In seinem Zentrum stand ein neuer Brunnen aus der Zementfabrik Roggwil. Die Umfassungsmauer wies drei Eingänge auf, und drinnen luden Kastanien, Sträucher sowie Ruhebänke zum Verweilen ein. Kurzum: Eine Zierde für den aufstrebenden Ort, zu dem Fritz Ingold, der Präsident des Organisationskomitees, in der Festbegeisterung die Hoffnung aussprach, dass «früher oder später ein Tram von Langenthal nach Lotzwil fährt und hier um diesen schönen Platz kreist».[31] Denjenigen, die den Platz als Luxus bezeichneten, gab Ingold zu bedenken, dass auch Luxus Verdienstgelegenheiten schafft. Solche waren willkommen, wurde doch die Schweiz bereits im Vorfeld der Weltwirtschaftskrise zu Beginn der 1920er Jahre von einer Krise erschüttert. Arbeitsbeschaffung war denn auch in der Zeit, als sich Fritz Schär für die Einwohnergemeinde engagierte, ein immer wiederkehrendes Argument für Investitionen in die Infrastruktur.[32]

Ende 1925 wurde Schär in den Gemeinderat gewählt – als Vertreter der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) und mit dem besten Resultat aller zu dieser Teilerneuerungswahl Angetretenen. Als am 6. April 1929 der Gemeinderatspräsident, der gelernte Käser und «Kreuz»-Wirt Jakob Walter-Mathys, im Amt verstarb, wurde Fritz Schär am 12. Mai zu seinem Nachfolger gewählt. Er wurde als Kandidat Grossrat Emil Wächli und Gemeinderats-Vizepräsident Jakob Jufer vorgezogen und erzielte schliesslich an der Urne mit 215 von 239 abgegebenen Stimmen ein Glanzresultat.

Damals wurde alle zwei Jahre der halbe Lotzwiler Gemeinderat in einer Majorzwahl an der Urne erneuert. Früh hatte im Industriedorf auch die Arbeiterschaft den Einzug in den Gemeinderat geschafft – noch in Wahlen an der Gemeindeversammlung. 1918 brachte der Arbeiterverein – der Vorgänger der Sozialdemokratischen Partei (SP) – im Zusammenhang mit einer Revision des Gemeindereglementes den Antrag durch, mit Urnenwahlen zugleich das Proporzverfahren einzuführen, wie es auf

1

4

8

2

5

3

6

7

9

10

13

17

11

14

18

12

15

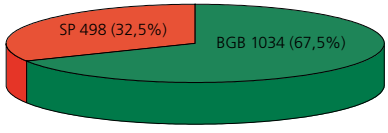
19

Holzschuhe aus der Preisliste Nr. 46 der Holzschuhfabriken Lotzwil von 1951 (Heimatstube Lotzwil): 1–2 Laschen, 3 mit Schmiedeisen beschlagen, 4–6 Berner Holzschuh, 7 Färberholzschuh, 8 Holzschuhstiefel, 9 Gummistiefel mit Holzsohlen, 10 Laschen, 11–12 Derby, 13 Kinder-Skischuh, 14–16 Derby, 17–18 Finken Kamelhaar, 19 Finken Wollstoff, 20 Finken Manchester

16

20

nationaler Ebene auch für die Nationalratswahlen im Gespräch war – und zwar deutlich mit 102 zu 43 Stimmen in geheimer Abstimmung.[33] Darauf fanden die nächsten Wahlen im Januar 1920 nach diesem System statt. Für die Arbeiterpartei endeten sie mit einer Enttäuschung: Sie brachten mit einem Stimmenanteil von 32,5 Prozent bloss die ihnen bereits bis dahin von den Bürgerlichen eingeräumten zwei Vertreter in den siebenköpfigen Rat[34] (der Präsident wurde nach wie vor im Majorz bestellt). Bereits Ende Dezember 1922 reichten jedoch mehr als zehn Prozent der Stimmberechtigten – das dürften um die 40 Personen gewesen sein – eine Initiative ein, das neue Wahlverfahren wieder abzuschaffen. Dieses habe «in keiner Weise befriedigt und der Gemeinde unangenehme Erfahrungen gebracht», zitiert der Protokollführer der Gemeindeversammlung die Initianten. Der Gemeinderat unterstützte das Begehren, das mit überwiegendem Mehr angenommen wurde (125 Ja-Stimmen). In die Kommission, die das Gemeindereglement entsprechend anpassen musste, wurde auch Fritz Schär bestellt.[35]



Parteistimmen und Wähleranteil bei der Proporzwahl für den Gemeinderat 1920

Was genau die «unangenehmen Erfahrungen» waren, die den Proporz zum Strohfeuer machten, lässt sich nicht eruieren. Die einzige sichtbare Folge war, dass in der Regel ein Teil der Räte in einer Stichwahl erkoren werden mussten, weil diese im ersten Wahlgang das absolute Mehr nicht erreichten. Meist traf dieses Schicksal die Sozialdemokraten, aber auch die Bürgerlichen waren nicht davor gefeit, besonders wenn BGB, Freisinn und die gelegentlich ebenfalls antretenden «Wilden» oder «Unabhängigen» getrennt marschierten. Zeitweise gelang den Arbeitern sogar ein dritter Sitzgewinn.[36] Keine Rolle scheinen die sogenannten Fronten gespielt zu haben, obschon die Tuch- und Knüpfteppichfabrik wegen ihrer deutschen Facharbeiter als Agitationszentrum von Hitlerdeutschland galt, was Lotzwil den zweifelhaften Ruf eines Nazinestes eintrug.[37] Die Stimmbeteiligung bei den Wahlen war in der Regel sehr hoch (belegt sind Werte zwischen 59 und 82 Prozent). Im «Langenthaler Tagblatt» war zuweilen die Rede von «harten» oder «heftigen» Kampfwahlen. Die Arbeiterschaft scheiterte 1933 mit einer Initiative zur Wiedereinführung des Proporzes. Einen Teilerfolg konnte sie hingegen im Jahr darauf mit einer Initiative für kostenfreie Bestattungen erzielen, indem ein Kompromissvorschlag aus der Versammlung eine Mehrheit fand.[38] Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges scheiterte 1939 eine Verständigung auf stille Wahlen.

Der neue Dorfplatz war nicht das einzige Investitionsvorhaben zum Ausbau der Lotzwiler Infrastruktur während der Amtszeit von Fritz Schär. Die Einwohnergemeinde half, Burgerland zu drainieren und die Langenthalstrasse bis an die Gemeindegrenze zu Gutenburg zu korrigieren, wobei die Kanalisationsleitungen erneuert wurden und die Strasse ein Trottoir und einen Teerbelag erhielt. Im Anschluss daran wurden weitere Dorfstrassen ebenfalls erneuert. Die Wasserversorgung erhielt ein zweites Reservoir im Schafweidwald, der Querschnitt der Leitungen dorthin wurde vergrössert und damit auch der Löschwasserschutz verbessert. Unterstützt wurde auch die Kirchgemeinde beim Ersatz der Pfarrhausscheune, damit sie von den inzwischen – 1937 – eingeführten Bundesbeiträgen für die Arbeitsbeschaffung profitieren konnte.

Zu einem Dauerbrenner und einer veritablen Knacknuss wurde hingegen die Turnhallen-Frage. Im Dezember 1932 legte der Gemeinderat der Gemeindeversammlung zwei Liegenschaftskäufe vor, um sich das Land dafür – allenfalls kombiniert mit einem Kindergarten – zu sichern. Gegen den ersten erhob sich heftige Opposition, angeführt vom Bruder des Gemeinderatspräsidenten, Gottfried Schär, der bei den Freisinnigen politisierte. Er habe «unter Beifallsgeheul der Linken für Steuerabbau polemisiert», hielt der Gemeindeschreiber im Protokoll fest. Der Berichterstatter im «Langenthaler Tagblatt» hieb in die gleiche Kerbe, wenn er schrieb, diejenigen hätten sich durchgesetzt, «die seit 20 Jahren eine Kleinkinderschule forderten und für deren Kinder diese Einrichtung gerade eine Wohltat gewesen wäre». Wuchtig mit 27 gegen 184 Stimmen wurde der Antrag des Gemeinderates abgeschmettert.[39]

Nicht besser ging es einem zweiten Liegenschaftskauf knapp drei Wochen später: Ohne Diskussion wurde er mit sieben gegen 108 Stimmen versenkt. Das löste am Schluss der Versammlung im Traktandum «Unvorhergesehenes» eine «Kropfleerete» aus, in der Fritz Schär das Wort ergriff. Der Gemeindeschreiber protokollierte dies so: *Vor drei Jahren sei er [Fritz Schär] mit grossem Mehr als Gemeinderatspräsident aus der Wahl hervor gegangen, was ihm bewiesen habe, dass er das Vertrauen der Bevölkerung geniesse. Sein Amt habe er seitdem mit viel Fleiss ausgeübt und sich stets bemüht, in allen Teilen korrekt und namentlich im Interesse der gesamten Gemeinde zu handeln. Leider habe er schon im verflossenen Frühjahr anlässlich der Schulgemeindeversammlung und nun kürzlich an den beiden letzten Gemeindeversammlungen feststel-*

len müssen, dass in gewissen Kreisen der Wind umgeschlagen und das Vertrauen abgenommen habe; die Art und Weise wie gewisse bürgerliche Kreise zur Kritik schritten und im Stillen gegen alles, was der Gemeinderat bringe, opponierten, passe ihm nicht mehr, da ein solches Vorgehen nur dazu angetan sei, Hass und Unfrieden zu pflanzen, und die Gemeinde an einer gesunden Entwicklung zu hindern. Sein Bruder Gottfried Schär habe dem Projekt der Erweiterung des Schulhausplatzes und der Einrichtung einer Kleinkinderschule als Präsident der Freisinnigen Partei Opposition gemacht und sei für Steuerabbau eingestanden, zu gleicher Zeit aber ein grosszügiges Turnhallen- und Sportplatzprojekt befürwortend, das die Gemeinde finanziell viel stärker beansprucht hätte als das Projekt des Gemeinderates. Er sei nicht in der Lage solchen unüberlegten Wünschen gerecht zu werden und stelle daher sein Mandat als Gemeinderatspräsident wieder zur Verfügung der Gemeinde, damit seinem Bruder Gelegenheit geboten werden kann, einmal zu zeigen, was er zu leisten in der Lage sei.[40] Offensichtlich zog Fritz Schär diese spontane Demission später wieder zurück. Der Gemeinderat erhielt den Auftrag, eine Kommission einzusetzen, die die Turnhallenfrage weiterverfolgte. Diese brachte das Geschäft 1938 doch noch zu einem guten Ende. Gebaut hat die Turnhalle neben dem Dorfschulhaus dann die Schulgemeinde. Bei der Beratung des Voranschlages 1935 bezeichnet Schär eine beantragte Steuersenkung als «nicht unsympathisch», er als Gemeindepräsident könne derselben jedoch im Interesse der Gemeinde nicht zustimmen.

In den Diskussionen über diese Bauvorhaben schwang neben der Investition in die Infrastruktur stets auch das Argument mit, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Das war bereits im Dezember 1925 bei der Erweiterung der Langenthaler Gasversorgung nach Lotzwil der Fall. Der Burgergemeinde wurde die Auflage gemacht, bei ihren Drainagen arbeitslose Gemeindebürger zu beschäftigen und die Arbeiten deshalb wenn möglich auf zwei Winter zu verteilen. Der sozialdemokratische Gemeinderat Ernst Duppenthaler verlangte in der Diskussion, dass die Löhne der Arbeitslosen «recht gehalten» würden und schlug Ansätze von einem Franken für Verheiratete und 80 Rappen für Ledige vor. Zusammen mit Parteipräsident Walter Würgler verlangte dieser beim Beschluss zum Wasserreservoir, dass für Handlanger ein Mindestlohn von 90 Rappen festgesetzt werde, dies mit Hinweis auf die Gemeinde Lan-

genthal, wo dies auch geschehe. Gemeindepräsident Schär und Gemeinderat Walter Jufer wehrten sich dagegen, und Grossrat Emil Wächli schlug als Kompromiss vor, nicht den Minimallohn, sondern den Durchschnittslohn zu fixieren. Trotzdem setzte sich der SP-Antrag mit 104:79 Stimmen durch. Bei späteren Beschlüssen zu Baukrediten im Rahmen von Notstandsmassnahmen für Arbeitslose kam dann aber der von Wächli vorgeschlagene Durchschnittslohn zur Anwendung.
Fritz Schär demissionierte auf das Jahresende 1939 vom Gemeinderatspräsidium. Die letzten Gemeindeversammlungen seiner Amtszeit standen im Zeichen der Einführung kriegswirtschaftlicher Massnahmen in der Gemeindeverwaltung, nachdem im September der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war. 1942 zog Schär mit seiner zweiten Frau in ein neu gebautes Eigenheim nach Gutenburg um. Dort liess er sich nochmals in den Gemeinderat wählen.[41]

Die Tuch- und Knüpfteppichfabrik

Die Einwohnergemeinde Lotzwil griff jedoch nicht nur durch Investitionen in die Arbeitsbeschaffung ein. Sie intervenierte auch für die Industrie. 1926 hatte die «Helvetia» ihre Kaffeesurrogatproduktion in Lotzwil eingestellt. Der Gemeinderat bemühte sich, als Ersatz eine neue Industrie anzusiedeln und stellte dabei auch Steuererleichterungen in Aussicht. Schliesslich wurde er mit der Lederfabrik Bär & Simon handelseinig.
Auch die Tuchfabrik war finanziell ins Schleudern geraten.[42] Sie hatte sich während des Ersten Weltkrieges auf Militärstoffe spezialisiert und dadurch den grössten Teil ihrer angestammten Kundschaft verloren. Als dann nach dem Krieg die Textilindustrie 1921 in eine Krise schlitterte, musste sie saniert werden. Die Ablösung von Alfred Rauch, die Neubesetzung des Verwaltungsrates und ein Kapitalschnitt mit anschliessender Wiederaufstockung des Aktienkapitals im Jahr 1926 konnten nicht verhindern, dass die Fabrik zwei Jahre vorübergehend ihren Betrieb einstellen musste. Ein Konsortium von Personen, deren Namen sich nicht überliefert haben, übernahm den Betrieb mit den rund 100 Arbeitsplätzen Ende 1928 und führte ihn als Lowa Tuchfabrik AG Langenthal weiter.[43] Der Gemeinde stellte die AG ein Gesuch, ihr die Gemein-

desteuern für 1929 und 1930 ganz und für drei weitere Jahre zur Hälfte zu erlassen. Die Gemeindeversammlung erteilte dem Gemeinderat diskussionslos und mit grossem Mehr die Kompetenz, mit den beiden Firmen Vereinbarungen über Steuererleichterungen abzuschliessen.

Das schien nicht genügt zu haben, damit die Tuchfabrik die Weltwirtschaftskrise im Gefolge des New Yorker Börsensturzes von 1929 bewältigen konnte. 1932 meldeten sich erneut neue Besitzer zu Wort. «Durch Neuorganisation des Betriebes und rationellste Fabrikations-Einrichtungen sind wir in die Lage gesetzt, Kammgarn- und Streichgarnstoffe verschiedener Art in moderner Ausrüstung und Musterung und bester Qualität zu liefern», schrieben sie. Sie spezialisierten sich auf Damenmantelstoffe. Vor allem aber kündigten sie einen neuen Fabrikationszweig an, die mechanische Herstellung von echten Knüpfteppichen. Folglich nannte sich die neue Aktiengesellschaft auch Tuch- und Knüpfteppichfabrik Lotzwil AG. 1938 wurde die Knüpfteppichfabrik in eine eigene Aktiengesellschaft ausgegliedert.

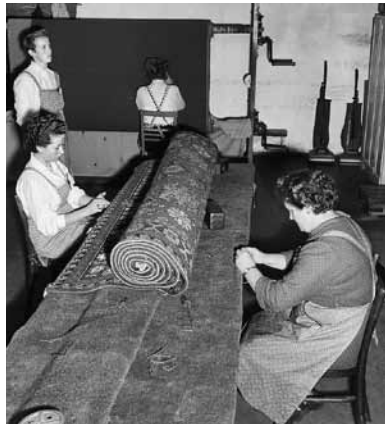
Damit waren jedoch nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Denn inzwischen wirkte sich der Börsencrash noch auf einem anderen Weg auf die Tuch- und Knüpfteppichfabrik aus: In Zofingen war die Bank in Zofingen ins Schlingern geraten und musste schliesslich 1934 ihre Schalter schliessen.[44] Für die Tuch- und Knüpfteppichfabrik, die sich offenbar in Zofingen finanziert hatte, bedeutete die Bankschliessung, dass sie neue Geldgeber suchen musste. Spätestens jetzt trat Gemeindepräsident Fritz Schär selbst auf den Plan.[45] Er bildete ein weiteres Konsortium, das die Fabrik mit den rund 120 Angestellten und Arbeitern übernahm. Er selbst präsidierte den Verwaltungsrat. An der Gemeindeversammlung vom 4. Mai 1936 erwirkte er unter dem Traktandum «eventuelle Hilfeleistung an eine notleidende Industrie» eine weitere Steuererleichterung auf fünf Jahre. Diese war mit der Auflage verbunden, dass das «Direktions-, Büro- und Betriebspersonal» innert rund Jahresfrist in Lotzwil Wohnsitz zu nehmen hatte. Dass nach den vielen Turbulenzen Zweifel am Erfolg des Unternehmens bestanden, zeigt die Tatsache, dass die Steuererleichterung nur knapp mit 81:77 Stimmen angenommen wurde.[46]

Für Fritz Schär fingen damit die Probleme erst richtig an. Nach wie vor drückte die Krise auf den Absatz. Hinzu kam, dass der neu angestellte Direktor und ein von ihm in den Betrieb geholter neuer technischer Lei-

Welches ist die richtige Fabrik?

Zwei Fotografen haben in den 1950er Jahren in der Knüpfteppichfabrik fotografiert: Fredo Meyer-Henn (1922–1999) aus Bern und ein namentlich nicht bekannter Fotograf der Agentur Photopress. An ihnen zeigt sich exemplarisch, wie der Bickwinkel des Fotografen die Wahrnehmung seines Objektes beeinflusst. Schon fast brutal nüchtern hat der Agenturfotograf während einer Pressefahrt der Schweizerwoche 1957 die einfachen Verhältnisse in der Fabrik dokumentiert. Bedeutend mehr gestalterischen Willen zeigen die Fotografien, die Meyer-Henn für die Dokumentation des gleichen Anlasses aufgenommen hatte. Besonders schön lässt sich der Vergleich an den beiden Fotografien aus der Ausnäherei anstellen. «Der Fotograf bemühte sich sehr, die trockene Materie lebendig zu gestalten», betonte denn auch Geschäftsführer Werner Leutwyler bei der Übergabe der Dokumentation an die 30 nach Lotzwil gereisten Journalisten.

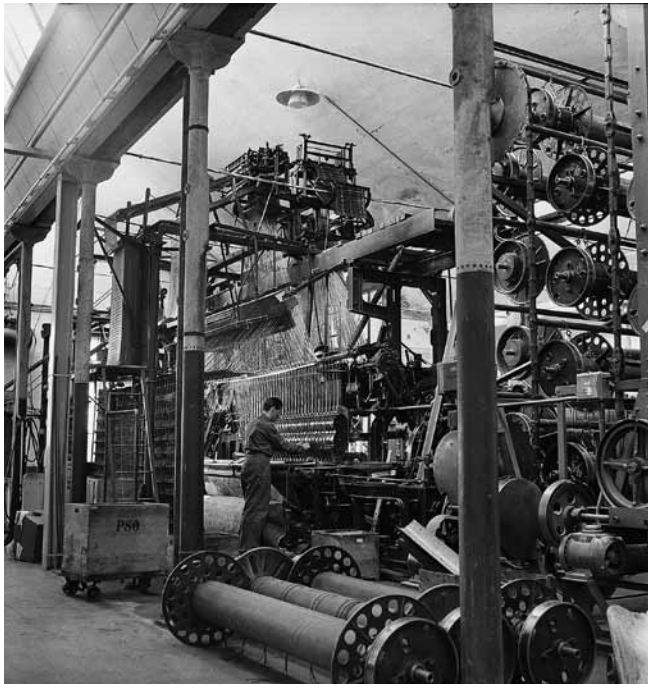
Für eine Aufnahme, die bezeichnenderweise in der Dokumentation nicht aufgenommen wurde, hat Meyer-Henn schliesslich die Teppichknüpfmaschine und den Arbeiter ganz seinem künstlerischen Gestaltungswillen untergeordnet und dafür einen völlig unkonventionellen Aufnahmewinkel gewählt.

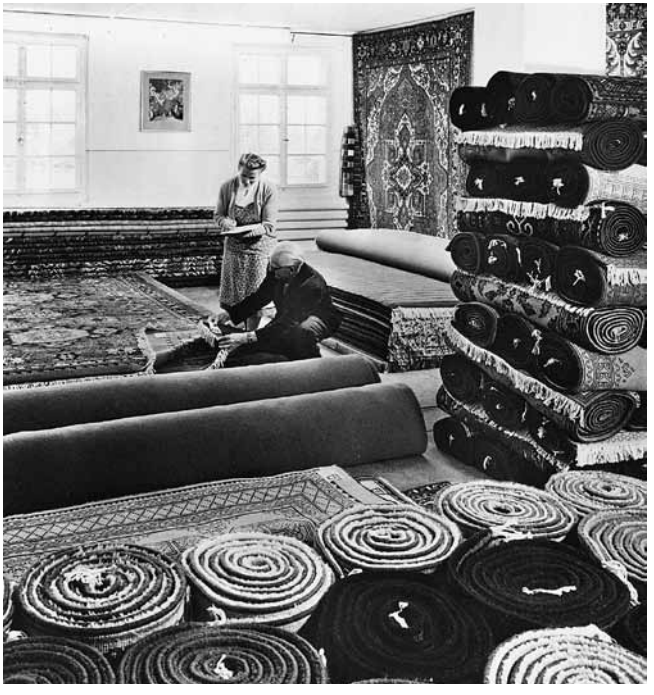


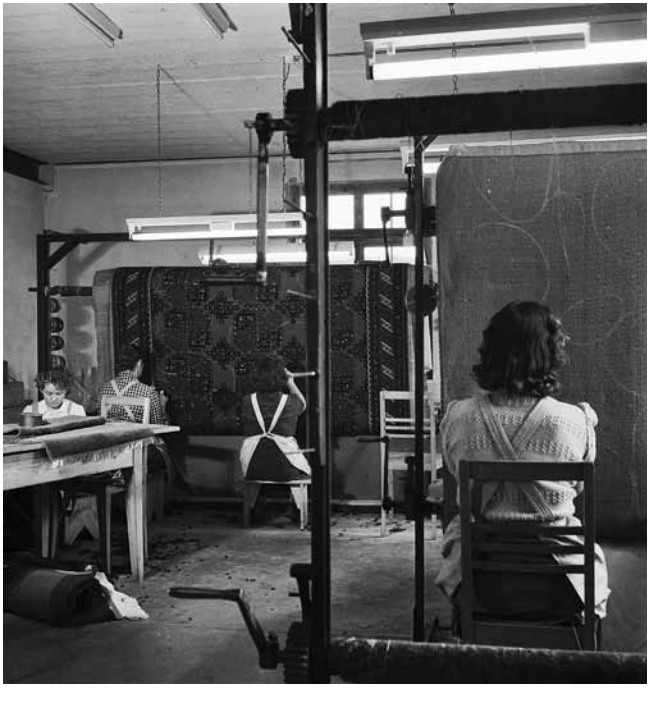
Mit der Kartenschlagmaschine werden die Teppichmuster von der Werkzeichnung auf die Jacquardkarten übertragen, die die Maschine steuern (grosses Bild). Teppich-Waschmaschine (oben). Kontrolle der Teppiche in der Ausnäherei (unten). Fotos Keystone (Photopress-Archiv)

ter in Belgien viel zu viel Wolle einkauften. Der Direktor musste entlassen werden, und zur Beschaffung neuer Kredite hinzu hatte die Firma noch einen Prozess am Hals. Ein neuer Investor, der sich durch ein Zeitungsinserat als Teilhaber anbot, erwies sich als ebenso unzuverlässig. Am Schluss, bilanzierte Schär, «war ich damit bis zur Grenze meiner Leistungsfähigkeit durch Bürgschaften verpflichtet. Ich hätte nicht verantworten können, noch weiter zu gehen».[47]

Die Gemeindeversammlung vom 13. April 1939 beschloss bei der Behandlung des Budgets auf Antrag der Sozialdemokraten mit 19:12 Stimmen, die Steuerbefreiung für die Tuchfabrik sei wieder aufzuheben. Sie begründete dies wie folgt: Es seien Arbeiter entlassen und neues Kapital investiert worden. Die Verhältnisse im Betrieb hätten sich verändert. Für die Teppichfabrikation sei eine eigene Gesellschaft errichtet







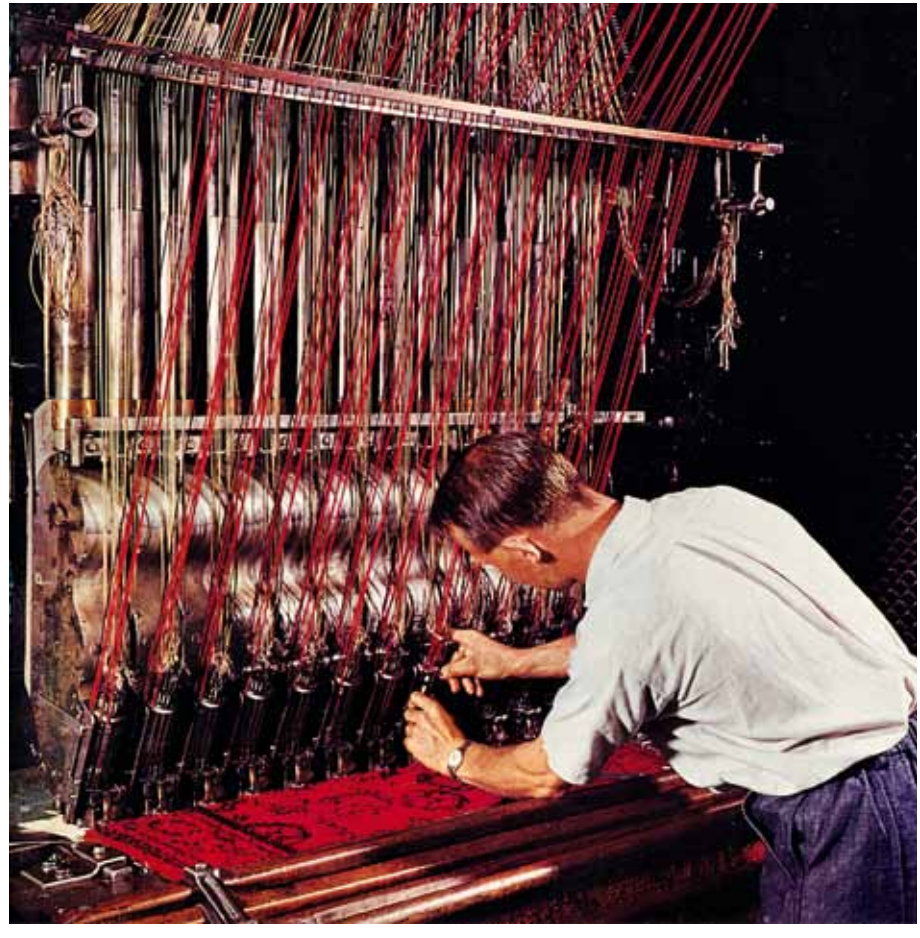
◁ Die grosse Teppichknüpfmaschine (o.l.), im Teppichlager (o.r.), Teilansicht der Knüpfvorrichtung (u.l.), Kontrolle der Teppiche in der Ausnäherei (u.r.).
▷ Teilansicht der Knüpfmaschine.
Fotos Frano Meyer-Henn. Nachlass Henn/Meyer-Henn, Staatsarchiv Bern (Signaturen 1578 und 18806)

worden, und die Angestellten hätten nicht Wohnsitz in Lotzwil genommen. Dadurch seien der Gemeinde auch keine neuen Einkommenssteuern zugeflossen. Gemeinderatspräsident Schär wehrte sich nicht gross dagegen, klärte bloss auf, dass das Unternehmen sehr schwere Zeiten durchgemacht habe und konnte sich in Bezug auf den geforderten Umzug der Angestellten die sarkastische Bemerkung nicht verkneifen, der Direktor habe in Lotzwil Wohnsitz genommen, «man wäre in der neuen Leitung aber viel wohler gewesen, wenn man diesen Herrn nie gesehen hätte».[48]

Dann brach der Zweite Weltkrieg aus und bescherte der Fabrik neue Probleme. Mitarbeiter – auch aus dem Kader – mussten in den Aktivdienst einrücken. Der Umsatz brach ein, der Zweischichtbetrieb musste aufgehoben werden, verbunden mit weiteren Entlassungen. Der Personalbestand verkleinerte sich um 13 auf noch 106 Angestellte. In Südamerika gekaufte Wolle war auch nach einem Jahr noch nicht geliefert. Wolle wurde kontingentiert oder für Militärstoffe reserviert. «Die Herstellung von Stoffen, die beim ‹punktarmen› Kunden noch Anklang finden, wird immer schwieriger», heisst es mit Verweis auf die Rationierungsmarken im Geschäftsbericht 1942. Zu allem hinzu kam ein Brand im Kammertrockner. Während des Sommers mussten Rohwolle und Garne an der Sonne getrocknet werden, bevor im Herbst der neue Kammertrockner aus Deutschland eintraf. Die Firma hatte sich auch an der Anbauschlacht zu beteiligen und pflanzte eine Jucharte Kartoffeln an – die Ernte betrug 1942 sieben Tonnen. Trotz allem resignierten die Verantwortlichen nicht: 1942 riefen sie einen Wohlfahrtsfonds ins Leben – einen «schon lange gehegten Wunsch» erfüllend, «eine Fürsorgeeinrichtung für die Arbeitnehmer zu schaffen». 1943 wurde diese um eine Krankenkasse erweitert, 1945 um eine Altersversicherung.[49]

Auch die neuen Teppichknüpfmaschinen liessen sich nicht ohne Probleme in Betrieb nehmen.[50] Die wohl um die drei Mann hohen Maschinen waren im Prinzip Webstühle, die den Teppichboden woben. Auf diese konnten je nach gewünschter Breite Knüpfapparate aufgesetzt werden. Diese Apparate hatte der ungarische Ingenieur Ernst Reich 1925 in der Textilfabrik Friedrich in Pinkafeld, an der österreichischen Grenze zu Ungarn, entwickelt, und zwar zusammen mit seinem Landsmann Sandor Horvath, einem Mechaniker. Nach dem Geldgeber und dem Erfinder wurde das System Friedrich & Reich genannt. In der Sächsischen Web-

Teppichknüpfmaschine der Knüpfteppichfabrik Lotzwil. Foto aus der Ciba Rundschau 1961/4. Privatbesitz



stuhlfabrik Louis Schönherr in Chemnitz fanden Reich und Horvath einen Partner, bei dem sie daraus einen industriellen Knüpfstuhl entwickeln konnten. Die Tuchfabrik Lotzwil, die vermutlich von ihren Webstühlen her persönliche Beziehungen zur Fabrik in Chemnitz pflegte, kaufte 1931 den ersten Webstuhl. Er wies 19 Knüpfapparate auf. 1932 reiste Sandor Horvath damit samt Familie und Hausrat im Bahnwagen nach Lotzwil. 1934 kam noch ein zweiter Stuhl mit 30 Apparaten dazu. Das waren die einzigen vollständig gebauten Knüpfstühle überhaupt, wobei der grössere erst in Lotzwil in Betrieb genommen wurde. Ein dritter Stuhl mit 42 Apparaten blieb als Vorführmaschine in Chemnitz, wobei ihm für den zweiten Lotzwiler Stuhl bereits wieder 30 Apparate entnommen wurden. Er verscholl während des Zweiten Weltkrieges.

Ist ein Teppich Luxus?

Als die Schweizer Woche, die 1917 gegründete Werbeorganisation für Schweizer Produkte, 1957 eine Pressefahrt in die Knüpfteppichfabrik Lotzwil organisierte, hielt der Berichterstatter des Basler Volksblattes fest, Teppiche seien «längst kein Luxusartikel mehr, sondern ein in weiten Kreisen als unentbehrlich betrachtetes Element der gemütlichen und gediegenen Heimgestaltung, das dem Heim erst so recht Wärme und Ambiance verleiht». Deshalb vermerkte er mit einem Ausrufezeichen, dass auf echten handgeknüpften – und damit wohl nicht auf den maschinell geknpüften – Teppichen immer noch die Luxussteuer erhoben werde. Diese wurde ab 1942 als soziales Korrektiv zur gleichzeitig eingeführten Warenumsatzsteuer erhoben. Der Katalog der besteuerten Güter umfasste «Schaumweine, unbelichtete fotografische Filme und Platten, Parfümerien und kosmetische Mittel, handgeknüpfte Teppiche, Felle, Pelzwerk und Kleidungsstücke mit Pelzfutter oder Pelzbesatz, Perlen, Edelsteine, echte Bijouterie, Gold- und Silberschmiedwaren, Uhren mit Gehäusen aus Gold oder Platin, fotografische und Projektionsapparate, Grammophone und Schallplatten, Radioapparate und deren Bestandteile». 1957 zeichnete sich die Abschaffung der Luxussteuer bereits ab. Sie erfolgte auf Ende des folgenden Jahres.

Quellen: Wotreng Willi: Vom Luxus der armen Leute. In: NZZ Folio 12/1994. – Wellauer Wilhelm: Änderungen bei der Warenumsatzsteuer: Wegfall der Luxussteuer. In: Steuer Revue 10/1958, S. 437/438

Die Knüpfapparate führten die Handbewegungen der knüpfenden Nomadenfrauen für einen sogenannten Smyrnaknoten roboterartig aus: Eine einfache Zange zog aus der Fadennadel einen etwa fünf Zentimeter langen Faden des Florgarnes. Dieser kam von einem kleinen Gestell mit Spulen der Fäden in den benötigten Farben. Während der Faden in die Klemmen der beiden Eindreher gelegt wurde, bewegte sich eine Schere zum Öhr der Nadel und schnitt ihn dort ab. Nun schlangen die Eindreher das Stück Florgarn um die erhöhten zwei Kettfäden, die Enden wurden von der Knotenzange gefasst, und der fertige Knoten wurde satt angezogen und an seinen Platz in die Knotenreihe gedrückt. So reihten die Knüpfapparate einen Smyrnaknoten an den anderen. Möglich waren damit Teppiche von 7,4 Zentimeter bis 2,65 Meter Breite. War eine Knotenreihe vollständig geknüpft, hoben sich die Knüpfapparate automatisch, und das Webschiffchen wob den nächsten Schussfaden. Gesteuert wurden die Knüpfapparate durch Jacquardkarten, grosse Lochkarten aus Karton von oft bis zu einem Kilometer Länge, auf die die Muster zuvor mit der Kartenschlagmaschine von einer gemalten Papierschablone übertragen werden mussten. Möglich waren so praktisch alle Dessins, von den traditionellen Mustern der Orientteppiche über moderne Sujets bis zum Uniteppich.

Bis jedoch alles rund lief, war nach der Installation der beiden Teppichknüpfstühle in Lotzwil ein grosses Pröbeln nötig. Mit Dichten von 40 000 bis 300 000 Knoten je Quadratmeter wurde gestartet, bis sich die Standardqualität von 70 000 Knoten herauskristallisierte, was ungefähr einem normalen Täbris entspricht. Diesen Quadratmeter knüpften die Apparate in einem halben Tag, während die Handknüpfer dafür zehn Tage benötigten. Da mit reiner Schurwolle gearbeitet wurde, ergaben sich beim Aufbereiten und Färben der Wolle in 1200 verschiedenen Tönungen und in der Weiterverarbeitung der Teppiche zahlreiche Synergien mit der angestammten Tuchweberei des Betriebes. Während Ernst Reich noch in der Einrichtungsphase verstarb, wurden die Knüpfstühle zur Lebensaufgabe von Sandor Horvath, der sich auch in Lotzwil niederliess. Er entwickelte sie weiter und betreute sie bis zur Einstellung des Betriebes 1968. «Ohne ihn wäre daraus schon längst altes Eisen geworden», schrieb die Firma 1964 in einer «Geschichte des Lotzwiler Knüpfteppichs» in ihrer Hauszeitschrift.

Die Mitarbeiterinnen der Ausnäherei. Foto Privatbesitz

«Die Teppiche sind noch voll von Scherhaaren und werden deshalb vor dem Versand gründlich gesaugt. Sobald Sie Besitzer eines Lotzwiler Knüpfteppichs sind, so vergessen Sie nie, was in jedem unserer Prospekte zu lesen steht: ‹Unser Qualitätsprodukt muss vom ersten Tag an richtig gesaugt und gereinigt werden. Die im Flor haftenden Scherhaare müssen verschwinden!›»

Mit Stolz hielten die Firmenleiter 1957 fest, dass in den 25 Jahren seit der Inbetriebnahme noch kein einziger Lotzwiler Teppich bis auf den Knoten durchgelaufen war. Als Glanzstücke der Produktion nannten sie einen 60 Quadratmeter grossen Teppich für den Tempel der Mormonen in Zollikofen, einen 25 Meter langen Teppich für das Hotel auf der Kleinen Scheidegg oder ein 420 Quadratmeter grosses Exemplar für das Verwaltungsgebäude eines Betriebes der Grossindustrie. «Unbegrenzte Möglichkeiten betreffend Form, Grösse und Dessins» wurde denn auch neben der fast unverwüstlichen Qualität der Produkte als die grosse Stärke der Lotzwiler Teppichfabrik hervorgehoben.

1947, als sich die Tuch- und Knüpfteppichfabrik zehn Jahre nach der Übernahme durch das Konsortium von Fritz Schär endlich in ruhigeren Gewässern bewegte, entschloss sich dieser zur Rechtfertigung seines Handelns – und vermutlich als Reaktion auf Kritik daran – zu einem ungewöhnlichen Schritt von Lohntransparenz (wobei aus der erhaltenen Kopie des Typoskripts nicht klar ist, an wen er sich mit dieser richtete): Er habe vorher in den Holzschuhfabriken ein Salär von 30 000 Franken bezogen, schrieb er in seinem «Rückblick»,[51] nachher noch eine jähr-

liche Entschädigung von 9000 Franken. In der Tuch- und Teppichknüpffabrik habe sein Salär 10 800 Franken betragen, so dass er eine Verdiensteinbusse von 10 200 Franken erlitten habe. Bis 1941 habe sich diese auf 50 000 Franken summiert; weil die Holzschuhfabriken im Gegensatz zur Tuchfabrik 1940 die Löhne aufgebessert hätten, seien es in Tat und Wahrheit sogar 54 000 Franken gewesen. Für jedes Jahr listete Schär dann sein Gehalt aus der Textilfabrik auf, das sich bis 1946 auf 43 200 Franken erhöhte. Er vergass auch nicht zu erwähnen, dass er für seine Bürgschaft mit 10 000 Franken entschädigt wurde, während er wie alle andern Beteiligten auf eine Verzinsung der Anlagen verzichtet habe. «Meinen späteren Nachfolgern möchte ich mit diesem Bericht sagen, dass man säen muss, bevor man ernten kann», zog er Bilanz: «Wenn man den gegenwärtigen schönen Erfolg der Tuchfabrik betrachtet, so sieht man aus allem, was ich hier sagte, dass es nicht von ungefähr kam, sondern dass es Mühe und Arbeit brauchte. Aber wir dürfen auch feststellen, dass es sich lohnte.»

Das Erbe

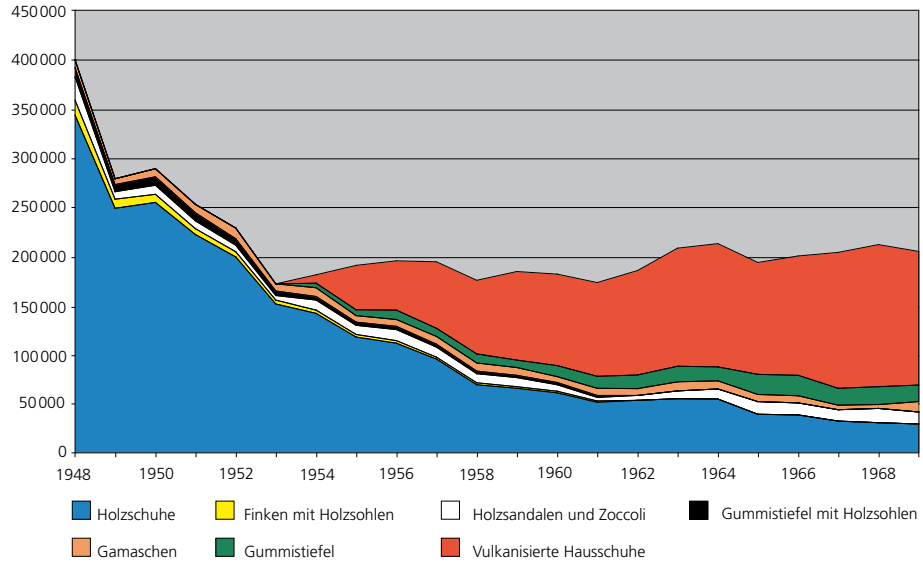
Als Fritz Schär am 5. Juli 1951 kurz nach seinem 70. Geburtstag starb, hatten zumindest die Holzschuhfabriken ihren Zenit bereits überschritten. Dieser war 1947 mit 466 000 verkauften, respektive 1948 mit 478 000 produzierten Paaren erreicht worden. Schon im Geschäftsbericht 1950 war festgehalten worden, dass der Holzschuh in den zwei Jahren zuvor «gefährliche Konkurrenzartikel» erhalten habe.[52] Genannt werden Gummistiefel, schwere Lederschuhe mit Profilgummisohlen und für Kinder warmgefütterte Lederschuhe mit Gummisohlen. «Nur ganz strenge und kalte Winter können unsere Artikel wieder beleben oder wir werden uns mit der Zeit gezwungen sehen, einige kurrante Artikel der Lederschuhbranche zu fabrizieren», schloss der Verwaltungsrat daraus.

Nun, dass der Holzschuh ein saisonaler Artikel war, dessen Nachfrage stark vom (kalten) Wetter abhängig war, war den Holzschuhmachern bereits seit jeher bekannt. Ursprünglich hatten die saisonalen Schwankungen der Nachfrage mit denen des Angebotes korrespondiert: Sanken die Temperaturen in den Bereich des Gefrierpunktes und darunter,

Werbefotos der Knüpfteppichfabrik Lotzwil. Fotos Hans Zaugg, Langenthal. Privatbesitz

hatten die noch in der Landwirtschaft verwurzelten Handwerker auch Zeit zum Produzieren. Mit der Massenproduktion in der Fabrik verschwand diese Parallelität. Die Fabrikanten mussten die schwachen Jahreszeiten anders auffangen. Der Verwaltungsrat der Holzschuhfabriken Lotzwil verfolgte deshalb die Jahr für Jahr abnehmenden Verkaufszahlen (vgl. Grafik S. 214) anfänglich ohne sich grössere Sorgen zu machen und erklärte sie mal mit einem schönen, trockenen Herbst, mal mit einem milden Winter. Als 1955 Ende November einige Tage mit Temperaturen von 10 bis 12 Grad unter null auftraten und der Versand sich damit sofort verdoppelte, wurde dies als Beweis dafür gewertet, «dass im Holzschuhgeschäft das Wetter ausschlaggebend ist.»

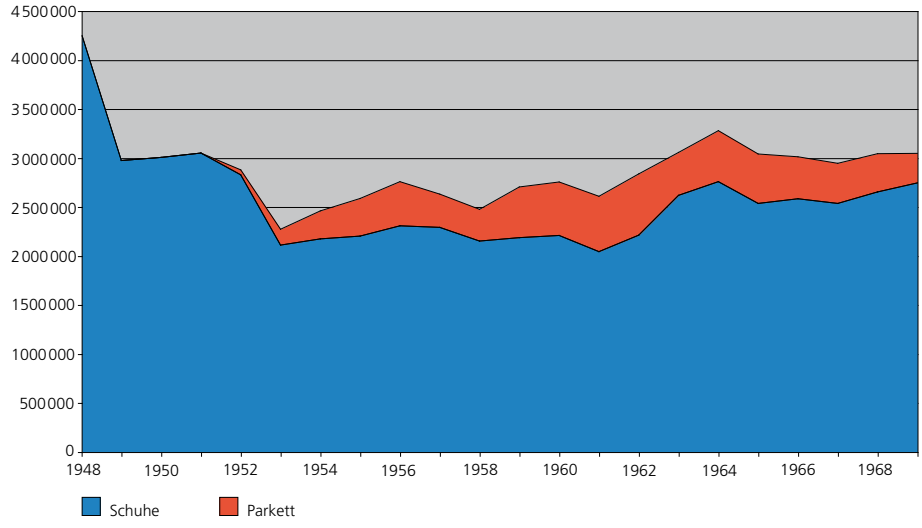
Verkaufte Schuhe der Holzschuhfabriken Lotzwil (in Paar)
1948–1969



Dann kam der Winter 1962 – die Verkäufe waren inzwischen seit 1947 um 60 Prozent auf noch 185 000 Stück eingebrochen: Bereits Mitte November ein Wetterumschwung mit Schnee und Kälte, gefolgt von Monaten, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, mit strengem Frost und viel Schnee als treuen Begleitern. Und trotzdem gab es auch beim Umsatz erneut ein Minus: Das Ergebnis des Vorjahres konnte nicht ganz erreicht werden. «Daraus», folgerte der Verwaltungsrat im Geschäftsbericht, «ist zu schliessen, dass auch in einem kalten Winter nicht mehr mit einem wesentlichen Mehrverbrauch an Holzschuhen gerechnet werden kann.»

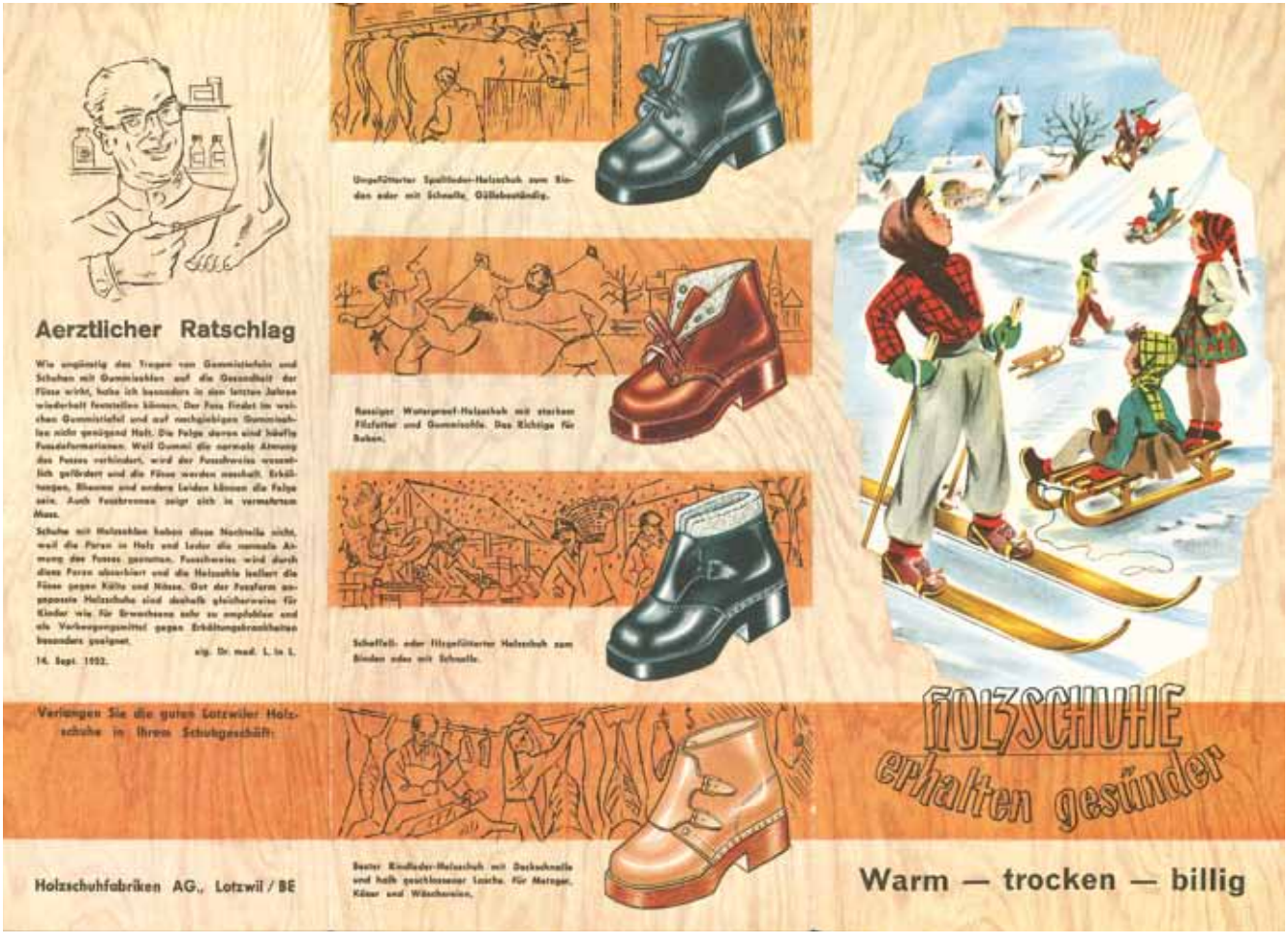
Zu sagen, der Verwaltungsrat habe in diesen Jahren allein auf holzschuhfreundlicheres Wetter gehofft, wird diesem allerdings nicht gerecht. Wie erwähnt sah er die Entwicklung bereits 1950 voraus. «Die Zeiten sind andere geworden. Selten tragen die Kinder in der Schule noch Holzschuhe», schrieb er ein Jahr später. Und er handelte auch. In der Werbung trat er dem Trend mit dem Argument Gesundheit entgegen: Leder und Holz seien im Gegensatz zum Gummi atmungsaktiv, die Holzsohle isoliere und gebe dem Fuss Halt. «Erkältungen, Schnupfen und Rheuma gibt es unter Trägern von Holzschuhen nicht», warben die Holzschuhfabriken in einem Prospekt aus den 1950er Jahren, in dem auch ein «Dr. med. L. in L.» einen «ärztlichen Ratschlag» für den Holz-

Anteil Parkett am Umsatz der Holzschuhfabriken Lotzwil (in Fr.) 1948–1969



schuh abgab.[53] Schon in der Preisliste von 1951 findet sich neben den vielen Ledervariationen auch ein Gummistiefel mit Holzboden. Auf juristischem Weg erreichten die Holzschuhfabriken, dass der Vertrag mit Hug aus den 1920er Jahren bezüglich Lederschuh-Produktion etwas gelockert wurde. 1954 begannen sie mit der Produktion von Gummistiefeln und vulkanisierten Hausschuhen. Vor allem mit letzteren gelang es denn auch, die jährlichen Verkaufszahlen zu stabilisieren und nach und nach wieder an die 200 000er-Marke heranzuführen. Das Problem dabei: Die Lotzwiler produzierten diese für Hersteller anderer Marken wie Bata oder Bally. Die Marge, die sie dabei erzielen konnten, brachte «lediglich einen Unkostenbeitrag, jedoch keinen Gewinn», wie es im Geschäftsbericht 1967 hiess. Mit anderen Worten: Man bolzte Umsatz, ohne dem Ertrag das nötige Gewicht beizumessen. Das bittere Fazit 1967: «Diese Erscheinung ist absolut verständlich, da alle preisstarken Artikel durchwegs verloren, dagegen die preisschwachen Artikel (Hausschuhe) zugenommen haben.»

Bereits 1951 hatten die Holzschuhfabriken zudem mit der Herstellung von Parkett begonnen. Doch dabei waren die Probleme ähnlich wie bei den Hausschuhen: Die Erträge halfen zwar, Einbussen bei den Schuhen wettzumachen und Verluste auszugleichen, doch sie genügten nicht, um mit der Entwicklung Schritt halten zu können. 1966 wurde zum Beispiel



Aus einem Prospekt der Holzschuhfabriken Lotzwil aus den 1950er Jahren. Privatbesitz

festgestellt, dass die Kundschaft Lamellen-Parkett bevorzugt, das auf Zimmerlänge angefertigt wird. Mit ihren Einrichtungen konnte die Parkettfabrik jedoch bloss solches von 96 Zentimeter Länge fabrizieren.

Zu den Einsichten im Geschäftsbericht 1967 hatte ein katastrophales Jahresergebnis 1966 beigetragen. Die Direktion hatte im ersten Augenblick vermutet, bei der Inventaraufnahme oder anderswo sei ein Fehler unterlaufen. Nun reagierte der Verwaltungsrat. Er strebte eine Verjüngung an – drei von acht Mitgliedern waren inzwischen über 70-jährig. Auch die Geschäftsleitung sollte verschlankt, die dezentral in Lotzwil und Melchnau organisierte Produktion konzentriert werden. Zudem wurde eine intensivere Zusammenarbeit mit anderen Firmen gesucht.

Doch solche fanden sich nicht, das Interesse an der in Schieflage geratenen Fabrik war gering, umso mehr, als ohnehin Überkapazitäten bestanden. Nach einem erneut katastrophalen Zwischenabschluss Ende 1968 erklärte Direktor Paul Bögli,[54] seine Geduld reiche noch bis Ende 1969. Gottfried Schär stellte fest, die Firma stehe an einem Scheideweg: Der eine führe zum Verkauf, der andere zum Konkurs. Erstmals war auch von einem akuten Mangel an Arbeitskräften die Rede. «Die altershalber zurücktretenden Schweizer können nicht durch junge Schweizer ersetzt werden, und das Ausländerkontingent ist erschöpft.» An der gleichen Generalversammlung vom 21. März wurde festgestellt, dass die Verhandlungen für eine Zusammenarbeit mit anderen Firmen «zu keinem vernünftigen Resultat geführt haben». Letzte – vergebliche – Hoffnungen wurden deshalb auf einen Verkauf gesetzt. Am 30. Oktober 1969 beschloss die Generalversammlung, die Schuhfabrikation auf den 31. März 1970 einzustellen. Tatsächlich geschah diese dann gestaffelt von Ende April bis Anfang Oktober, das Ende der Parkettfabrik folgte im März 1971.

Bereits 1960 hatte die Lederfabrik ihre Segel streichen müssen. Auch bei ihr war Fritz Schär als Verwaltungsrat engagiert.[55] Ihre Liegenschaft wurde von der Tuch- und Knüpfteppichfabrik erworben und als Lager verwendet.[56] Doch auch diese blieb vom gleichen Schicksal nicht verschont. Der harte Entscheid werde von Geschäftsfreunden, Belegschaft und Öffentlichkeit nicht verstanden, hätten die Produkte doch im In- und Ausland einen guten Namen, schrieb die Direktion Anfang Juli 1968 in einer Mitteilung, die vom Langenthaler Tagblatt veröffentlicht wurde.[57] Sie begründete diesen deshalb ausführlich: *Die Entwicklung in unserer Branche ging jahrzehntelang eigentlich geruhsam vorwärts. Seit dem Zweiten Weltkrieg sind moderne Hochleistungsmaschinen entwickelt worden, welche meist für hohe Produktionsleistungen ausgelegt sind und wegen der grossen Kapitalkosten nur im Mehrschichtenbetrieb rationell eingesetzt werden können. Die Betriebe verlagerten sich von mehrheitlich arbeitsintensiven zu stark kapitalintensiven Unternehmungen. Den kleineren Betrieben, meist Familienunternehmen, ist es oft nicht gelungen, die erforderlichen Mittel für Neuinvestitionen zu erarbeiten, um mit der rasanten Entwicklung Schritt zu halten. Der stetige technische Fortschritt brachte eine derartige Erhöhung der Produktivität mit sich, dass Textilbetriebe, welche die Möglichkeit nicht besassen, sich*

Zahlen zur Wirtschaft im Amtsbezirk Aarwangen

	Erwerbstätige 1856				Erwerbstätige 1910				Beschäftigte 1905			Motorkraft 1905 (in PS)			
	1. Sektor	2. Sektor	3. Sektor	Total	1. Sektor	2. Sektor	3. Sektor	Total	1. Sektor	2.+3. Sektor	Total	1. Sektor	2. Sektor	Andere	Total
Aarwangen	244	179	72	495	225	330	133	688	463	238	701	13.00	38.00	1.25	52.25
Auswil	111	56	14	181	167	54	10	231	297	56	353	4.00	0.00	0.00	4.00
Bannwil	113	48	5	166	108	90	23	221	221	36	257	9.00	0.00	0.00	9.00
Bleienbach	125	103	19	247	135	132	39	306	310	89	399	2.00	6.00	0.00	8.00
Busswil	49	25	8	82	87	32	7	126	151	26	177	0.00	0.00	0.00	0.00
Gondiswil	192	125	15	332	289	119	31	439	481	142	623	35.00	17.00	0.00	52.00
Gutenburg	14	13	0	27	15	12	2	29	26	18	44	7.00	23.00	0.00	30.00
Kleindietwil	88	48	10	146	67	74	34	175	121	163	284	23.00	36.00	0.00	59.00
Langenthal	483	444	157	1084	234	1307	854	2395	419	2087	2506	0.00	3657.25	4.25	3661.50
Leimiswil	126	51	12	189	154	52	17	223	274	74	348	2.00	28.00	0.00	30.00
Lotzwil	163	102	33	298	152	352	91	595	260	318	578	4.00	213.00	0.00	217.00
Madiswil	304	237	35	576	464	308	62	834	795	281	1076	10.00	30.00	0.00	40.00
Melchnau	227	128	26	381	260	230	53	543	528	158	686	8.00	40.00	6.00	54.00
Obersteckholz	91	53	7	151	122	52	14	188	222	48	270	2.00	0.00	0.00	2.00
Oeschenbach	124	53	4	181	119	30	7	156	189	12	201	2.00	16.00	0.00	18.00
Reisiswil	52	23	4	79	74	36	4	114	133	26	159	19.00	1.00	0.00	20.00
Roggwil	256	242	39	537	168	769	101	1038	302	853	1155	7.00	629.00	0.00	636.00
Rohrbach	72	223	46	341	156	397	111	664	272	313	585		52.50	0.00	52.50
Rohrbachgraben	123	44	5	172	183	43	13	239	287	29	316	6.00		0.00	6.00
Rütschelen	89	93	18	200	121	97	15	233	208	66	274	3.00	0.00	0.00	3.00
Schwarzhäusern	58	65	10	133	73	80	11	164	151	32	183	3.00	3.00	0.00	6.00
Thunstetten	290	192	25	507	263	214	100	577	525	202	727	50.80	39.60	0.00	90.40
Untersteckholz	65	26	5	96	71	34	11	116	137	22	159	2.00	0.00	0.00	2.00
Ursenbach	227	131	31	389	293	174	29	496	492	145	637	13.00	50.00	0.00	63.00
Wynau	183	120	30	333	87	387	65	539	203	183	386	0.00	2844.00	0.00	2844.00
Amtsbezirk	3869	2824	630	7323	4087	5405	1837	11329	7467	5617	13084	224.80	7723.35	11.50	7959.65

Quellen: Datenbank Bernhist (Anm. 12) und Eidgenössische Betriebszählung 1905 (Anm. 15)

rechtzeitig den neuen Verhältnissen anzupassen, dem schweren Konkurrenzkampf nicht mehr gewachsen waren. In den letzten Jahren kam es deshalb zu einer Konzentration auf immer weniger Betriebe, mit weniger Textilschaffenden, aber mit laufend grösserer Produktion. Trotz grosser Produktionssteigerung in den letzten Jahren konnten wir nicht mehr mit den Grossbetrieben Schritt halten. Als Hersteller von modischen Damenstoffen ist unser Unternehmen sehr modeempfindlich, und eine veränderte Modelage, wie auch der stets grösser werdende Preisdruck, führten immer wieder zu empfindlichen Rückschlägen. Ebenso gab uns die Entwicklung auf dem Gebiet der synthetischen Fasern neue technische Probleme auf, deren Lösung zum Teil die eigene Kraft überstieg. Als Betrieb am Rande einer grösseren Industrieagglomeration zeigten sich vermehrt Schwierigkeiten bei der Beschaffung von jüngeren Arbeitskräften. Es darf zudem nicht ausser Acht gelassen werden, dass unsere Wettbewerbslage vielfach auch deshalb unbefriedigend war, weil ausländische Einflüsse, wie Exportbeihilfe, Währungsmanipulationen, Zolldiskriminierung usw., die Konkurrenzsituation verschärften.

Unser Existenzkampf, vor allem in der jüngsten Zeit, war unerbittlich und wir mussten leider den Beschluss zur Stillegung unserer alteingesessenen Firma trotz grössten Anstrengungen von Leitung, Angestellten- und Arbeiterschaft fassen. Dank der Unterstützung und dem Entgegenkommen befreundeter Betriebe wird es aber möglich sein, die bestehenden Aufträge noch auszuführen und der Belegschaft neue Arbeitsplätze zu sichern. Ganz besonders möchten wir an dieser Stelle unseren Mitarbeitern für ihre verständnisvolle Haltung dieser ungewöhnlichen Situation gegenüber den besten Dank aussprechen.

Zum Glück fielen die Schliessungen in eine Zeit der Hochkonjunktur, so dass anders als in der Zeit der Weltwirtschaftskrise kaum Entlassene arbeitslos blieben. In der Tuch- und Knüpfteppichfabrik arbeiteten immerhin bis zuletzt zwischen 120 und 140 Personen, darunter rund ein Fünftel Italiener. Die ersten von ihnen waren 1957 in den Betrieb eingetreten.[58] Für Lotzwil ging so nicht nur das Märchen von Vierzehntausend und einer Nacht zu Ende, sondern auch die zweite Periode der Industrialisierung. Von den Betrieben dieser Generation überlebte einzig die Drahtziegelfabrik. Dies dank einer Neuausrichtung als Galvanisierbetrieb, so dass eigentlich auch dort nur noch der Name an den ursprünglichen Zweck erinnert. Andere Betriebe schlossen jedoch die

Lücken wieder, so wie die nun Untergegangenen 65 Jahre zuvor diejenige der Bleiche ausgefüllt hatten. Sie schrieben die Industriegeschichte von Lotzwil weiter – darunter die Thomi AG, die 1972 die stillgelegte Holzschuhfabrik an der Rütschelenstrasse kaufte.

Mehrfach zitierte Archive, Quellen und Literatur

Chronik 1952/53. Chronik der Gemeinden des Kantons Bern. Luzern 1952/53.
HLS. Historisches Lexikon der Schweiz. Basel 2002 ff.
HSL. Heimatstube des Ortsvereins Lotzwil.
JBO. Jahrbuch des Oberaargaus. Herzogenbuchsee/Langenthal 1958 ff.
LT. Langenthaler Tagblatt, Langenthal.
P EGV. Protokoll der Einwohnergemeinde-Versammlungen von Lotzwil, Bd. 2, 1904–1956. Gemeindearchiv Lotzwil.
Stettler 1983. Die Kirchgemeinde Lotzwil. Bilder aus ihrer Geschichte, dargestellt von Karl Stettler, Christian Rubi und Georges Herzog. Lotzwil.
SWA. Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Basel.

Anmerkungen

1 LT 26. 6. 1926, 5. 7.1926.
2 LT 8. 12. 1925.
3 Zu ihm vgl. Stettler 1983, S. 259 ff.
4 LT 30. 4. 1927, 2. 5. 1927, 3. 5. 1927.
5 Zum Folgenden: Nachruf von Fritz Schär im LT vom 11. 7. 1951 – Angaben Zivilstandsamt Trachselwald vom 16. 2. 2009 – Beitrag zum 83. Geburtstag von Jakob Schär im LT vom 8. 7. 1932. – Handschriftlicher Lebenslauf von Jakob Schär (1849–1875, mit Ergänzungen von Tochter Elise), Privatbesitz.
6 Liste der Obermeister in «100 Jahre Odd Fellows Langenthal 1902–2002», S. 14. Langenthal 2002.
7 Mündliche Auskünfte von Willy Schär (Jg. 1932), dem jüngsten Sohn von Fritz Schär.
8 Zum Folgenden vgl. Stettler 1983 S. 288 ff.
9 Zu ihm vgl. HLS, Bd. 5, S. 742.
10 Zu ihm vgl. Stettler 1983, S. 251 ff.
11 Zur «Helvetia» vgl. Schärer Daniel: Das Ende der alten «Farb». Ein Stück besonderer Langenthaler Quartiergeschichte. JBO 2005, S. 130–167, hier S. 138–139.
12 Zur Tuchfabrik vgl. Chronik 1952/53, Bd. 1, S. 151.
13 Datenbank Bernhist http://www.bernhist.ch.
14 Wanderbuch für Oberaargau und Emmental von Robert Schedler, Pfarrer, S. 104. Bern 1925.
15 Pfister Christian/Egli Hans-Rudolf: Historisch-Statistischer Atlas des Kantons Bern, S. 94. Bern 1998.
16 Zahlen der Eidgenössischen Betriebszählung vom 9. August 1905, zitiert nach:

Erläuterungen des Inhalts der graphischen Darstellungen des bernisch-kantonalen statistischen Bureaus an der Schweizerischen Landesausstellung 1914 in Bern. Mitteilungen des Kantonalen statistische Bureaus, Bern, II/1915. S. 106 ff.

17 Wie Anm. 14.

18 Zum Folgenden: LT 8. 7. 1932 und 11. 7. 1951 (vgl. Anm. 5), Stettler 1983, S. 301 f.

19 Das LT 8. 7. 1932 (1914) und Stettler 1983 (1918/1919) liefern dazu unterschiedliche Jahrzahlen.

20 Vgl. Paul Hugger: Der Holzschuhmacher. Basel 1964.

21 Zum Folgenden: Scheitlin Hans Werner: Vom Holzschuhmacher zum Industriellen. Aus der Geschichte der heutigen Firma Hug & Co. AG, Schuhfabriken, in Herzogenbuchsee. JBO 1961, S. 152–160. – Behrmann H.: 55 Jahre Hug 1878/1933. Langenthal 1933. – Hess Leopold: 75 Jahre Schuh Hug. Zürich 1953.

22 Vgl. dazu Melchnau auf dem Weg. 900 Jahre Melchnau, S. 50/51 und 134, Melchnau 2000; sowie Lüthi Doris: Porträt Holzschuhfabrik Melchnau/Lotzwil, in Dr Dorfbach 1/1996, Melchnau.

23 Zusammenstellung über die Holzschuhfabriken Lotzwil von Max Luginbühl vom 18. 12. 1998. Privatbesitz.

24 Ernst Morgenthaler: Ein Maler erzählt. Zürich 1957. Zitiert nach JBO 1977, S. 9–11.

25 Ebda.

26 Biffiger Stefan: Ernst Morgenthaler (1887–1962). Leben und Werk. Bern 1994. Dort ist auf S. 53 auch das Bild «Trauerhaus im Emmental» abgebildet, das Morgenthaler nach den Eindrücken an der Beerdigung in Ursenbach malte. Es befindet sich im Museum zu Allerheiligen Schaffhausen. Ergänzende Auskünfte von Stefan Biffiger vom 10. 4. 2009.

27 Chronik der Holzschuhfabrik Lotzwil AG von Urs Schär, Enkel von Fritz Schär, vom 11. 10. 1998. Privatbesitz.

28 In der Dokumentation Holzschuhfabriken HSL.

29 Jahresberichte ab 1948 in der Dokumentation Holzschuhfabriken HSL, Chronik 1952/1953, Bd. 1, S. 151.

30 LT 11. 4. 1927.

31 LT 3. 5. 1927.

32 Die folgende Darstellung stützt sich auf P EGV und eine stichprobenweise Auswertung des LT.

33 P EGV S. 106, 108.

34 P EGV S. 123–128, LT 22. 1. 1920.

35 P EGV S. 153–154.

36 Während der Amtszeit von Fritz Schär als Gemeinderat und Gemeinderatspräsident: LT 8., 10. 12. 1925, 5., 7., 16., 19. 12. 1927, 20., 24., 27. 12. 1929, 4., 6., 7. 1. 1930, 5., 7., 10., 17. 12. 1931, 2., 4., 18. 12. 1933, 29. 11., 2. 12. 1935, 29. 11., 17. 12.1937, 18., 20. 11., 5. 12. 1939.

37 Vgl. «Lotzwil im Zweiten Weltkrieg. Daniel Haller im Gespräch mit Werner Schneeberger und Ernst Herzig». JBO 2002, S. 215 ff.

38 P EGV S. 259–263, 263–264, 277–288. LT 5. 1. 1933, 20. 12. 1934.

39 P EGV S. 254–258, LT 14. 12. 1932.

40 P EGV S. 259–265.
41 LT 11. 7. 1951 (vgl. Anm. 5).
42 Das Folgende nach Chronik 1952/1953, S. 151, und Stettler 1983, S. 301. Die Sanierungen von 1926 und 1932 sind belegt in einem Beitrag des «Bund» und einem Schreiben der AG im Dossier «Tuchfabrik Lotzwil» im SWA (H+I Bd. 57).
43 Der Name wird auch in den Geschäftsberichten 1938 und 1939 noch verwendet (im Dossier «Tuchfabrik Lotzwil» HSL).
44 Vgl. die Zeitungsartikel im Dossier «Bank in Zofingen» im SWA (Banken 366).
45 In einem am 2. 5. 1947 datierten «Rückblick auf 10 Jahre Arbeit in der Tuchfabrik Lotzwil» beschreibt Schär selbst, wie er sich «Ende 1935 oder anfangs 1936» um die Bildung eines Konsortiums für die Übernahme der Fabrik bemühte (im Dossier «Tuchfabrik Lotzwil» HSL). An der Gemeindeversammlung vom 4. 5. 1936 erklärte er jedoch, er habe sich «seit langer Zeit sehr bemüht, der Betriebseinstellung entgegenzutreten» (P EGV S. 259–260). 1957 sagten die damaligen Geschäftsinhaber jedoch aus, ihre Väter hätten 1932 die Teppichknüpfmaschinen in Chemnitz beschafft (Zeitungsartikel von der Pressefahrt der Schweizer Woche vom 16. 10. 1957 im SWA, Dossier Tuchfabrik Lotzwil (H+I Bd. 57) und Archiv Schweizer Woche (PA 486, B76, Mappe V).
46 P EGV S. 259–260.
47 «Rückblick auf 10 Jahre Arbeit in der Tuchfabrik Lotzwil» (wie Anm. 42, dort auch das Zitat), Geschäftsberichte 1937–1939 im Dossier «Tuchfabrik Lotzwil» HSL).
48 P EGV S. 326.
49 Geschäftsbericht 1942 und Unterlagen des Wohlfahrtsfonds im Dossier «Tuchfabrik Lotzwil» HSL.
50 Das Folgende nach einem Beitrag «Die Geschichte des Lotzwiler Knüpfteppichs» in einem Exemplar der Hauszeitschrift der Tuch- und Knüpfteppichfabrik von 1964 (in Privatbesitz) sowie den Zeitungsberichten zur Pressefahrt der Schweizer Woche vom 16. 10. 1957 (wie Anm. 45). Die Fahrt war gemäss dem Jahresbericht 1957 der Schweizer Woche von 30 Journalisten besucht und hatte 47 Presseberichte zur Folge, zudem war das Schweizer Fernsehen anwesend. Ein Original der Pressedokumentation befindet sich in Privatbesitz. Die sechs abgegebenen Fotografien von Frano Meyer-Henn befinden sich im Nachlass Henn/Meyer-Henn im Staatsarchiv Bern (Signaturen 1578 und 18806. Während der Bestand 1578 nicht datiert ist, wurde die Aufnahme 18806 im August 1957 gemacht, vermutlich um die Dokumentation zu ergänzen. Unter der Signatur 18933 befindet sich ein weiterer Negativbestand mit Aufnahmen von Teppichen).
51 Wie Anm. 45.
52 Geschäftsberichte ab 1949 in der Dokumentation Holzschuhfabriken HSL.
53 Vgl. Abb. S. 216. Privatbesitz.
54 1902–1972, der Sohn von Ernst Bögli.
55 LT 11. 7. 1951 (wie Anm. 5).
56 Stettler 1983, S. 304.
57 LT 1. 7. 1968.
58 Eine von 1962 bis zur Betriebsschliessung geführte Personalliste befindet sich im Dossier Tuchfabrik in der HSL.

Herzogenbuchsee – Drehscheibe für Schweizer Getreide

Die Geschichte der UFA AG und des Mischfutterwerks Biblis

Samuel Geissbühler

Herzogenbuchsee spielt eine zentrale Rolle im Schweizer Getreidemarkt. Rund ein Viertel der Schweizer Getreideernte wird hier verarbeitet, und jedes vierte Schweizer Nutztier frisst Futter aus dem Mischfutterwerk Biblis. Über 1000 Tonnen Getreide und andere Rohwaren werden täglich per Bahn oder Camion zugeführt, verarbeitet und als Mischfutter zu den Tierhaltern transportiert.
Die grossen Getreideproduktionsgebiete liegen in der Westschweiz und im Mittelland. Die grossen Verbrauchergebiete in der Zentral- und Ostschweiz. Biblis, das grösste Mischfutterwerk der Schweiz, liegt dazwischen und hat mit einer Produktionskapazität von 325 000 Jahrestonnen eine Dimension, die auch EU-Vergleichen standhält. Bei seiner Inbetriebnahme im Jahr 2002 wurde Biblis als das «modernste Mischfutterwerk Europas» betitelt.

Vom Bahnhof in die Hofmatt

Die Wurzeln der heutigen Getreide-Drehscheibe gehen zurück auf den Verband Landwirtschaftlicher Genossenschaften (VLG) Bern, der beim Bahnhof in Herzogenbuchsee Kartoffeln und Obst verwertete sowie Tierfutter produzierte. Die Mosterei und der Kartoffelbetrieb wurden bis in die 1980er Jahre ausgebaut, bis sie gegen Ende des letzten Jahrhunderts eingestellt werden mussten. Das Mischfutterwerk stiess mit 4000 Tonnen Kapazität bereits 1965 an seine Grenzen. Es wurde durch ein neues, grosses Mischfutterwerk in der Hofmatt ersetzt. Das neue «Verbandswerk» hatte die Aufgabe, die örtliche Mischfutterproduktion der landwirtschaftlichen Genossenschaften zu ergänzen. In der Schweiz

werden bei weitem nicht genügend Getreide und andere Rohwaren für die Versorgung der Tiere produziert. Die Hofmatt verarbeitete somit auch importierte Rohwaren und ergänzte das Angebot der Landi (Landwirtschaftliche Genossenschaft).

Das neue Mischfutterwerk nahm 1967 den Betrieb auf. 1972 wurde es mit einem Siloblock und 1985 mit der Speditionshalle ergänzt. Technologisch war die Hofmatt damals auf dem neuesten Stand: Neben Schlagmühle, Schrotwalzen, Scheibenmühle und Würfelpressen waren auch zwei Flockieranlagen installiert. Die Vielfalt an Maschinen ermöglichte die Herstellung eines breiten Sortimentes von Mischfutter, Spezialitäten und Kombifutter.

1985 baute der VLG als erste Firma in der Schweiz eine Extruderanlage zur Mischfutterproduktion ein. Die Extruder-Technologie bot die Möglichkeit zu bahnbrechenden Innovationen im Bereich Geschmack und Hygienisierung. Neues, besser verdauliches, staubfreies und schmackhaftes Futter für Milchvieh wurde entwickelt. Die Anlagen eignen sich auch zur Produktion von Hunde- und Fischfutter. Im Extruder wird das Futter wie in einem Dampfkochtopf während rund fünf Sekunden unter einem Druck von bis zu 40 bar auf 100 bis 120 Grad Celsius erhitzt. Dadurch wird das Futter verdichtet und geknetet. Krankmachende Keime werden abgetötet. Die Einwirkungszeit ist jedoch so kurz, dass Nähr- und Wirkstoffe nicht zerstört werden. Das Futter wird dadurch besser verdaulich und homogen strukturiert.

Das Know-how wurde laufend weiterentwickelt. Eine solche Weiterentwicklung war der Expander: Er basiert auf dem gleichen Verfahren wie der Extruder, ist aber grösser und leistungsfähiger. Die Vorteile sind vielfältig: Expandieren vermindert die Abbaurate des Proteins im Pansen beim Milchvieh. Der Anteil pansenstabilen Proteins ist höher und die Milchleistung steigt. Zudem fressen die Kühe Expanderfutter wegen des guten Geschmacks sehr gern. Expandieren verbessert auch bei den Schweinen die Verdaulichkeit des Futters und die Futterverwertung. Der Tierhalter benötigt weniger Futter, senkt damit Futterkosten und reduziert die Umweltbelastung. Dass expandiertes Futter durch die Erhitzung hygienisiert wird, ist beim Geflügel besonders wichtig, weil damit keine unerwünschten Erreger in den Endprodukten auftreten.

Hauptsitz der UFA AG in Herzogenbuchsee mit den Mischfutterwerken Biblis und Hofmatt.
Foto Urs Lindt

Vom Verbandswerk zur UFA

Im Bereich Tierfutterproduktion hat sich in den vergangenen 50 Jahren viel verändert. Milchpulver, Mineralsalze und Spezialitäten wurden ab 1965 zentral in der UFAG Sursee hergestellt. Für die Mischfutterfabrikation betrieb hingegen jeder Genossenschaftsverband sein eigenes Mischfutterwerk, so wie der VLG Bern zunächst am Bahnhof und später in der Hofmatt in Herzogenbuchsee. 1989 schlossen sich der VLG Bern und der VOLG Winterthur im Mischfuttergeschäft zusammen und gründeten die Orador AG mit Sitz in Herzogenbuchsee. In dieser wurden ab 1989 die Mischfutterwerke der Verbände sukzessive zusammengefasst und rationalisiert. 1998 fusionierten die beiden Firmen Orador AG Herzogenbuchsee und UFAG Sursee zur UFA AG.
UFA war ursprünglich die Abkürzung für Union des fédérations agricoles. Diese wurde in den 1950er Jahren als Dachmarke von den landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbänden ins Leben gerufen, um die gemeinsamen Angebote im Bereich Futter, Samen sowie Produkte für Haus und Garten zu kennzeichnen. Heute ist die UFA AG das führende Unternehmen für Tierernährung in der Schweiz. Sie ist eine Tochter-

Die Geschäftsleitung der UFA AG: (v.l.n.r.: Samuel Geissbühler, Wendelin Strebel (Vorsitz), Stephan Gut, Thomas Egger, Peter Hofer

firma der Landi-Dachorganisation fenaco und des Landverbandes St. Gallen.

Auch seit der Inbetriebnahme des UFA-Werkes in der Hofmatt wurden viele Rationalisierungsschritte unternommen, um die Produkte und Dienstleistungen für eine erfolgreiche Tierhaltung noch rationeller und kostengünstiger anbieten zu können. Ein besonderer Meilenstein war die Inbetriebnahme des Werks Biblis im Jahr 2002. Neben Biblis betreibt die UFA AG Mischfutterwerke in St. Margrethen, Sursee und Puidoux. Diese regionalen Werke sind aber im Gegensatz zu Biblis nur auf Losefabrikation ausgerichtet und produzieren ein kleineres Sortiment, angepasst auf die Bedürfnisse der Tierhalter in ihrer Region. In Sursee kommen Werke für Mineralsalze, Kälbermilch und Spezialitäten dazu. Regionale Beratungsdienste bestehen in Puidoux, Zollikofen, Sursee und Wil. In Hendschiken betreibt die UFA AG einen eigenen Versuchsbetrieb (UFA-Bühl). Insgesamt beschäftigt die UFA AG heute rund 350 Mitarbeitende.

Das Werk Biblis

Mit der Gründung der Orador AG wurde die Hofmatt zum national wichtigsten Mischfutterwerk. Es folgte eine beispiellose Umsatzsteigerung. Die dezentrale Mischfutterproduktion der Landi-Betriebe wurde im Verhältnis zur durchrationalisierten Grossproduktion zu teuer. Die Landi-Betriebe stellten die Produktion ein und die UFA konnte die Mengen übernehmen. Dies alles führte Ende der 90er Jahre zum Investitionsentscheid für das Mischfutterwerk Biblis in Herzogenbuchsee. Der Flurname Biblis ist übrigens keltischen Ursprungs und bedeutet «vom Wasser umflossen», «umflossenes Landstück». Ein seit jeher typischer Standort für eine Mühle! Die UFA entschloss sich für Biblis zu einer Zusammenarbeit mit der ebenfalls in Herzogenbuchsee ansässigen Futtermittelfirma Haefliger AG, deren Anlagen auch in die Jahre gekommen waren. Das bestehende Häfliger-Silo im Biblis wurde in den dortigen Neubau mit einbezogen.

Am 30. Juni 2000 erfolgte der Spatenstich für das grösste Mischfutterwerk der Schweiz. Eine Baugrube von 45 000 Kubikmeter musste ausgehoben werden. Für das 76 Meter hohe Gebäude wurden insgesamt 20 300 Kubikmeter Beton und 1700 Tonnen Armierungen verbaut. Die Investition betrug über 80 Millionen Franken.

Das Werk ging im Herbst 2002 in Produktion und gilt als das modernste Mischfutterwerk Europas. Neben der Expandertechnologie kommt die ebenso fortschrittliche Blendtechnologie zum Einsatz. Dabei werden aus den Rohwaren in einem ersten Schritt in grossen Mengen Halbfabrikate gefertigt. Erst in der zweiten Produktionsstufe werden die Halbfabrikate zum Fertigfutter gemischt. Das ermöglicht ein breites Sortiment, welches auf die spezifischen Wünsche der Kunden abgestimmt werden kann. Biblis produziert ein Vollsortiment an Mischfutter mit über 600 Artikeln, und auch die Sackware wird ausschliesslich hier mit modernsten Absack- und Palettierautomaten fabriziert und gelagert. Das Werk Hofmatt wurde 2004 zur grössten Biomühle der Schweiz umfunktioniert. Es bietet zusammen mit Biblis grosse logistische und ökologische Vorteile.

Fortschrittlich ist auch das Energiekonzept. Im Werk Biblis wird ein Viertel der elektrischen Energie durch Diesellastgruppen für Wärmekraftkopplung selber produziert. Dies ist sinnvoll, weil dank der Nutzung der Abwärme ein sehr hoher Nutzungsgrad von 80 Prozent erreicht werden

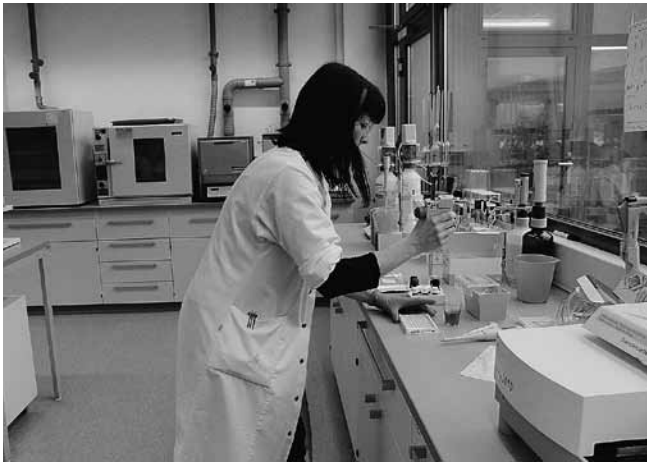


Bild links: Ein UFA-Berater mit seinem Kunden. Gemeinsam wird der Futterplan optimiert.
Bild rechts: Im Labor werden die Futtermittel laufend einer strengen Qualitätskontrolle unterzogen.

kann. Biblis arbeitet somit ökologisch und gleichzeitig ökonomisch und weist eine sehr vorteilhafte CO_2-Bilanz auf.

Auch im Transport geht es um ökonomische und ökologische Lösungen. Die UFA AG hat die Transportaufgaben in die Partnerfirma Traveco ausgelagert, welche die Auslastung ihrer über 100 Camions auf dem Platz Herzogenbuchsee über mehrere Firmen optimieren kann. So wird sichergestellt, dass die Camions immer voll wegfahren und nie leer zurückkommen. Dank sehr hoher Auslastung können die Lastwagen in kurzen Abständen durch neueste, emissionsärmere Fahrzeuge ersetzt werden. Dies ist besonders wirksamer Umweltschutz. Die Traveco betreibt in Herzogenbuchsee auch einen Lagerbetrieb und eine moderne LKW-Waschanlage. Hauptabnehmer der Produkte sind die grossen Schweine-, Geflügel- und Rindviehhalter und nach wie vor die Landi. Ausgerüstet mit modernster Technologie und ausgerichtet auf europäische Grössenverhältnisse arbeitet Biblis sehr rationell. Dies führte zu einer spürbaren Kostensenkung. Dank diesen Vorteilen konnte Biblis rasch voll ausgelastet und 2008 bereits weiter ausgebaut werden.

Die Mühlen von Herzogenbuchsee prägen das Ortsbild und sind weit herum sichtbar. Die imposante Erscheinung entspricht der Bedeutung für die Nahrungsmittelkette der Schweiz: Biblis ist nicht nur der grösste Getreideverarbeiter, sondern auch ein wichtiger Verarbeiter von Nebenprodukten der Lebensmittelindustrie (Futtermehle, Ölsaaten- oder Kartoffelnebenprodukte, Fette usw.). Tierfutter wiederum ist die Grundlage zur Produktion von Milch, Eiern und Fleisch.

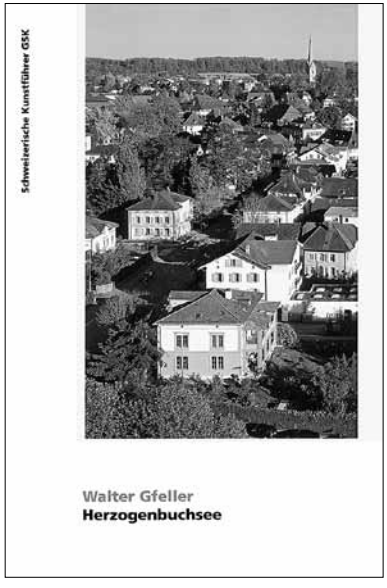
Neuerscheinungen

Marco D'Anna: Oltre la trama. Langenthal 2008.
ISBN 978-3-9520155-4-4

Hochkomplexe Maschinen, die Fäden mit höchster Geschwindigkeit zu Stoffen in raffinierten Farben und Mustern verweben: Die Produktionsstätten der Lantal in Langenthal und Melchnau lassen jedes Fotografenherz höher schlagen. Der Tessiner Fotograf Marco D'Anna hat jedoch einen Weg gesucht, diese Maschinenwelt jenseits ihrer technischen Faszination im Bild festzuhalten. «Oltre la trama», «Mehr als Schussfäden» hat er denn auch das Resultat getauft.

Angewendet hat er dafür eine besondere Technik, die den Bildern den Detailreichtum nimmt und sie malerisch verfremdet. Es ist eine direkte Technik mit Polaroidfilmen, bei der zudem mit jeder Aufnahme ein Original entsteht. 75 Aufnahmen hat D'Anna so im Auftrag von Urs und Renata Baumann, dem Verwaltungsratspräsidenten von Lantal und seiner Frau, geschaffen. Diese liessen sie auch in Buchform veröffentlichen. Das Buch entspricht in seiner Aufmachung der handwerklichen Perfektion der Langenthaler Textilien: In gediegen weissem Umschlag mit Leinenrücken und spartanischen Präge- und Druckbuchstaben bilden die 75 grossen, quadratischen Seiten mit den Fotografien D'Annas den Hauptteil des Inhaltes. Ein kurzer Text von D'Annas Künstlerkollegen Pierre Casè führt in die Bilderwelt ein. Das italienische Original hat Casè von Hand geschrieben. Eine deutsche und eine englische Übersetzung machen ihn auch für diejenigen verständlich, die des Italienischen nicht mächtig sind.

Eine kurze Biografie sowie die Verzeichnisse von Ausstellungen, Werken in Sammlungen und wichtigen Projekten des Künstlers runden den gediegenen Kunstband ab. Jürg Rettenmund



Walter Gfeller: Herzogenbuchsee. Schweizerische Kunstführer GSK. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern, 2009. ISBN 978-3-85782-841-6, 66 Seiten

Die Entwicklung vom Bauerndorf zur Industrie- und Wohnsiedlung: Dies zeigt der Kunstführer Herzogenbuchsee von Walter Gfeller auf. Der pensionierte Sekundarlehrer und Kunsthistoriker, der seit fast 40 Jahren im Dorf lebt und wirkt, beleuchtet im Kunstführer zuerst die ältere und jüngere Dorfgeschichte. Daran schliesst sich die Siedlungsgeschichte von Herzogenbuchsee an. Vom ältesten Dorfteil rund um den Kirchhof ausgehend, beschreibt Gfeller, wie das Dorf wuchs und sich ausdehnte. Er tut dies anhand von markanten Gebäuden, deren Aufbau, Architektur und Stil er erläutert. So erfährt der Leser Wissenswertes über Kirche, Gemeindehaus, Kornhaus, die Gasthöfe Kreuz und Sonne, aber auch Bauernhäuser, Bahnhof, Fabriken und wenig bekannte Gebäude. Diese sind auf einer Karte auf dem Umschlag verzeichnet. Beschrieben werden nicht nur historische Bauten, sondern auch charakteristische aus neuerer und neuster Zeit. Auch wer das Dorf gut kennt, erlebt manche Überraschung über Gebäude und Details, an denen er bisher achtlos vorbeiging. Walter Gfeller hat den vielen hervorragenden Fotos diverse alte Stiche und Pläne sowie eigene Skizzen beigefügt, welche das Beschriebene erhellen. So ist ein kleines Werk entstanden, das die Siedlungs- und Baukultur von Buchsi anschaulich und interessant darstellt.

Herbert Rentsch

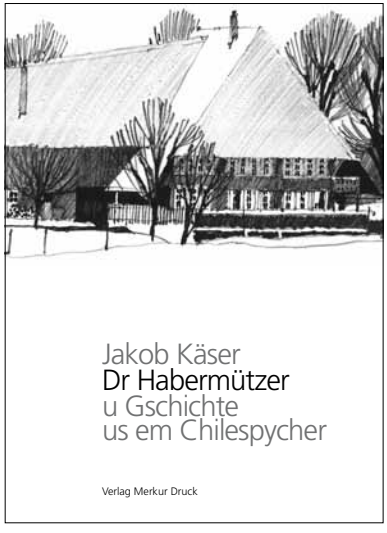
Samuel Herrmann, Texte; Jaroslav Cap, Bilder: Spaziergang in Langenthal. Herausgeber: Cap Informatik, Langenthal; Layout, Lithos und Druck: Merkur Druck AG Langenthal, 2008. ISBN 978-3-905817-07-2, 168 Seiten

Seit Jahren begeistert der ehemalige Langenthaler Sekundarlehrer und Bibliotheksleiter Samuel Herrmann Besucherinnen und Besucher von Langenthal auf seinen Stadtführungen. Er führt die Gäste jeweils auf einem anderthalbstündigen Spaziergang durch den Ortskern, erklärt Sehenswürdigkeiten wie «s'Choufhüsi» und erzählt dazu spannende Geschichten wie diejenige vom Nachtwächter im Kaufhaustürmchen.

Dank dem neuen Buch lässt sich die erfrischende Ortsreise nun auch am Schreibtisch oder im Lesesessel mitverfolgen.
Dokumentiert werden 41 Stationen der Wanderroute vom Löwen zum Theater, zur Alten Mühle, auf den Geissberg und zurück in den Dorfkern. Zu den vielen Bildern von Jaroslav Cap liest man die kurzen und einprägsamen Texte von Samuel Herrmann mit Genuss. Besonders eindrücklich wirken die Spuren in Bildern und Texten von Langenthaler Einrichtungen und Langenthalern, die Geschichte schrieben – wie den hohen Trottoirs, oder dem Bärenstock mit der Schauergeschichte von Fürsprecher Desgouttes. Und da ist natürlich auch die Geschichte vom «genialsten Kopf», den Langenthal je hervorgebracht hat, von Andreas Dennler mit den bemalten Fensterläden in der Marktgasse.
Man spürt die Liebe und das Engagement des Langenthaler Kulturpreisträgers für seine Stadt und für die Menschen, die in ihr lebten und leben. Samuel Herrmann und Jaroslav Cap haben ausgehend von Gebäuden und Örtlichkeiten eine lebendige Stadtgeschichte verfasst, die auch ungeahnte Bezüge ermöglicht: So erinnert etwa das Grab der sechs Bourbaki-Soldaten auf dem Friedhof an deren Schicksal anlässlich ihres Übertrittes über die Schweizer Grenze in Les Verrières. Der Maler Eduard Castres hat dieses Ereignis im berühmten Panorama dargestellt. Und auf diesem Panorama sieht man auch einen, der Castres beim Malen geholfen hat und später in Langenthal bei seinem Aufenthalt beim Onkel Neukomm selber bedeutende Bilder geschaffen hat: Ferdinand Hodler. Beides, das Schicksal der Bourbaki-Soldaten wie das Leben Ferdinand Hodlers, werden im Buch berührt und zeigen, wie sich Weltpolitik und Kulturgeschichte in Langenthal begegnen. Simon Kuert

Jakob Käser: Der Habermützer u Gschichte us em Chilespycher. Herausgegeben vom Ortsverein Madiswil. Verlag Merkur Druck, Langenthal, 2008. ISBN 978-3-905817-06-5. 223 Seiten

Nach «Meitlistreik u Chachugschiir» legt der Ortsverein Madiswil einen zweiten Band mit Texten des Madiswiler Mundartautoren Jakob Käser (1884–1969) vor. Den Hauptteil bildet nun der Roman «Dr Habermützer», der sich einem Verdingkinderschicksal annimmt. Ergänzt wird er durch Geschichten aus dem Werk «Dr Chilespycher». Illustriert ist das

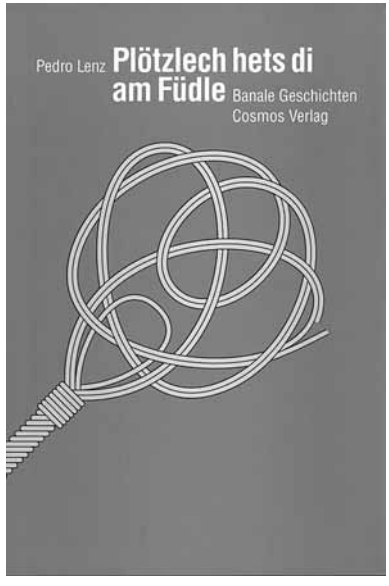


Buch mit einer Zeichnung aus der Erstausgabe des «Habermützer» von Carl Rechsteiner und Holzschnitten von Emil Zbinden.
Das Verdingkinderwesen hat bereits Jeremias Gotthelf in seinem Erstling «Der Bauernspiegel» thematisiert. Im Aufbau seines Romans lehnt sich Käser jedoch eher an ein anderes Werk Gotthelfs an: «Ueli der Knecht»: Ist es dort Ueli, der sich an der Seite Vrenelis zum stattlichen Bauern entwickelt, so ist es hier das Verdingkind Fritz Hofer an der Seite der Bauerntochter Bethli Nyffenegger. Eindrücklich zeigt Käser an seiner Figur das Hineinwachsen in die für ihn neue Gesellschaftsschicht auf. Eine Schicht, zu der zum Beispiel auch die militärische Karriere zum Dragoner-Wachtmeister gehört, und ein Wachsen, zu dem auch Selbstzweifel und Abwege gehören. Der titelgebende «Habermützer» übrigens stammt aus einem Oberaargauer Brauch: Eine Dreschgemeinschaft schickte einen Neuling in ihrer Runde zum Scherz mit einem Sack in einen weit entfernten Hof, den Habermützer zu holen.
In seinem Vorwort zeigt der Mundartkenner Christian Schmid auf, wie Käsers Werk bereits zu seiner Entstehungszeit zwar als Bollwerk gegen eine neue «zementene» Zeit geschrieben wurde, aber mehr ein Abgesang auf die bäuerliche Solidargemeinschaft im Dorf war, auf die Welt Gotthelfs, Gfellers und Reinhards.
Dass dies nicht an einem Heile-Welt-Stoff geschieht, sondern an einem schwarzen Kapitel dieser Zeit, macht das Buch und seine Wiederherausgabe umso sympathischer. In einem einleitenden Aufsatz bettet der Langenthaler Pfarrer Simon Kuert den Roman ein in die Geschichte des Verdingkinderwesens und seine literarische Verarbeitung.

Jürg Rettenmund

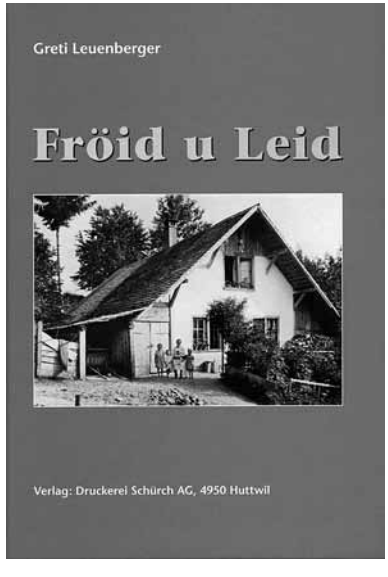
Pedro Lenz: Plötzlech hets di am Füdle. Banale Geschichten. Cosmos Verlag, Muri bei Bern, 2008, ISBN 978-3-305-00425-6, 144 Seiten

Der Langenthaler Dichter, Schriftsteller («Das Kleine Lexikon der Provinzliteratur», siehe Jahrbuch 2005), Kolumnist und Performer mit 300 Auftritten im letzten Jahr hat einige seiner umwerfenden Mundartgeschichten in einem Buch herausgegeben. Was das Publikum bislang an Lesungen und Poetry Slams begeisterte, kann nun genüsslich schwarz auf weiss nachgelesen werden. In verspielter Berner Mundart beschreibt



uns Lenz vordergründig banale Situationen mit Figuren, die seiltänzerisch zwischen Tragik und Komik wandeln. Die Stilmittel der mündlichen Alltagsrede nehmen uns dabei unmittelbar gefangen, die Personen der Geschichten sind uns vom ersten Moment an vertraut, ihre kleine Welt ist auch unsere Welt.

Die Orte der Handlungen kennen wir ebenfalls bestens: Die «Löliwaudgruebe» in Herzogenbuchsee, die Maisonettewohnung in Zollikofen, «d Schlööf uf em Hoger obe, uf em Schoore, uf em Schoorehoger», «dr Hingerbärg», «Attiswiu», der Fussballplatz, der Burgäschisee, der Bus oder der Zug. Witschi Res, Greppehugo, der Bärni Egger, Chantal und alle anderen Menschen in den Geschichten, die meisten aus dem Oberaargau, versuchen dort, mit ihrem unspektakulären Leben fertig zu werden. Sie sind oft gefangen in einer Beziehung, in einer Sucht oder der Religion. In seiner ureigenen Poetik nimmt uns Lenz mit auf den schmalen Grat zwischen Glück und Unglück; nach einem ersten herzhaften Lachen folgt unweigerlich das Nachdenken. Martin Fischer

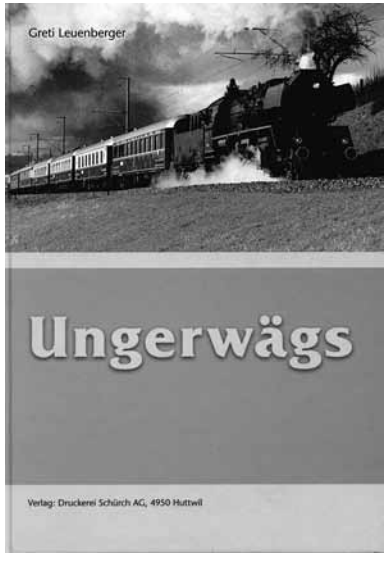


Greti Leuenberger: Fröid u Leid. Verlag Druckerei Schürch AG, Huttwil, 2008. ISBN 978-3-9523343-5-5. 103 Seiten

Greti Leuenberger: Ungerwägs. Verlag Druckerei Schürch AG, Huttwil, 2009. ISBN 978-3-9523479-1-1. 135 Seiten

In ihren beiden Büchern «Fröid u Leid» und «Ungerwägs» hat sich die Huttwilerin Greti Leuenberger einen Teil ihrer Lebensgeschichte von der Seele geschrieben. Sie konnte sich in schreibender Weise von vielem, das sie durch ihr gesamtes Leben begleitet hat, befreien und die Ereignisse «verwärche». Ereignisse, bei denen sie als Verdingkind abgestempelt und auch – wie etwa in der Schule – verspottet wurde. «Aber vielleicht, won i mer jetz aus vo der Seeu schriebe, wo i johrelang verdrängt gha ha, fauts mer sicher liechter, äntleche e Strich unger dä Läbesabschnitt z mache, wo mi so vüu Träne u Verzwyflig koschtet het», schreibt sie in der Geschichte «D Tante Anni» im zweiten Buch. Wie sie sich in verschiedenen heiklen Situationen zu wehren wusste, macht sie immer wieder zum Thema.

Dieser Ansatz ist ein anderer als bei der ebenfalls aus Ursenbach stam-

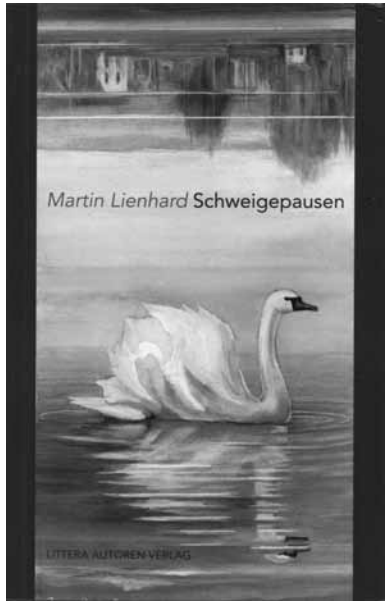


menden Greti Morgenthaler, der es um das Bewahren alten Brauchtums und alter Ausdrücke geht. Greti Leuenberger verwendet die Mundart, die sie gewohnt ist und die nicht frei von in Mundart übertragenen hochdeutschen Wörtern und Satzkonstruktionen ist.
Die Autorin erzählt in lebhafter Art auch heitere Episoden aus ihrer Kindheit. Oft sei da der Ausruf ertönt: «Was hesch jetz scho widr gmacht?» Beispielsweise, als das neugierige Margrithli erforschte, ob das «Bäbi Lise» auch einen Blinddarm habe und warum die Puppe «Heidi» ihre Augen auf und zumachen konnte. Eines Tages versteckte sich Margrithli im Taubenschlag, um keine Kutteln essen zu müssen.
Beiden Büchern liegt ein chronologischer Aufbau der Geschichten zu Grunde. Im ersten liegt der Schwerpunkt in der Kinder- und Jugendzeit und den anschliessenden Welschland- und Lehrjahren. Das zweite setzt nochmals in Weinstegen ein, wo «Margrithli» im Alter von anderthalb Jahren als Pflegkind bei Gotte und Götti unterkam. Hinzu kommen nun Episoden aus Brunnen, wo sie während der Schulzeit und darüber hinaus bei Verwandten in einer Gärtnerei aushalf. Dann aber greift dieses weiter aus zur sich anbahnenden Freundschaft mit ihrem späteren Mann, zu Hochzeit, Familie und Abschied nehmen im Alter.
So erzählt Greti Leuenberger etwa von einer heiklen Begegnung an der Grenze während des Zweiten Weltkrieges in Laufenburg, von einer Bootsfahrt auf dem Urnersee, die in einem Föhnsturm endet, oder von einem denkwürdigen Abend mit Bundesrat Eduard von Steiger. Es sind insgesamt oft heitere, immer wieder aber auch nachdenklich stimmende Episoden aus dem Familienleben. Die Autorin weiss die Geschichten in einen erzählerischen Bogen einzuspannen.

Berty Anliker/Jürg Rettenmund

Martin Lienhard: Schweigepausen. Littera Autoren Verlag, Zürich, 2008; ISBN 3-906731-21-9, 94 Seiten

Welches sind die wichtigen Fragen im Leben, welches die wahren Werte? Martin Lienhard nähert sich ihnen in seinen vielschichtigen Gedichten auf leise und feine Art. Landschaften und die Natur im Wasseramt, im Oberaargau und in Deutschland bilden den Grund und den Boden, auf denen Gedankengebäude zu unserem Alltag und unserem Leben er-



wachsen. Die Brücke zwischen Alltäglichem und Grundsätzlichem hat viele Bausteine, einige davon erschliessen sich erst beim wiederholten Lesen der anregenden, manchmal aufwühlenden, oft faszinierenden Lyrik.

Die Sorgfalt und die Anteilnahme, die Martin Lienhard in seinen Berufen als Pfarrer, Spitalseelsorger, Lehrer für Studenten der Theologie und als Supervisor wichtig waren, kommen in den Bildern und Themen der Gedichte erneut zum Ausdruck. Sie zeigen sich, indem die Gedichte oft mit wenigen präzisen Zeilen eine ganze Welt von Gedanken und Assoziationen erzeugen. Dabei lässt sich auch erahnen, dass die gezielt gewählten Worte langsam heran gereift sind, fast wie ein Garten gepflegt, in «Schweigepausen» gewachsen und zueinander in Beziehung gebracht. Offensichtliche und vordergründige Bedeutungen von Worten rücken manchmal in den Hintergrund und weichen überraschenden und tiefsinnigen Inhalten, die die täglich auf uns einstürzende Wortflut oder ganz bestimmte Teile davon in neuem Licht erscheinen lassen. Das Spielerische der Kompositionen kontrastiert mit dem Ernst der Themen. So gelingt es Lienhard, uns zu Betroffenen, manchmal Schmunzelnden, sicher zu Nachdenkenden zu machen, die sich nach dem Lesen der Gedichte vielleicht fortan ebenfalls die eine oder andere Schweigepause gönnen.

Martin Fischer

Greti Morgenthaler-Wegmüller: Büschelets. Verlag Druckerei Schürch AG, Huttwil, 2008. ISBN 978-3-9523343-7-9. 79 Seiten

Mit ihrem zweiten Buch «Büschelets» knüpft Greti Morgenthaler aus Ursenbach an das erfolgreiche erste Buch «Gschspycherets» an. Da wie dort sind es heitere und auch besinnliche Geschichten aus früheren Zeiten, die ihr leicht aus dem Gedächtnis und aus der Hand geflossen sind. Das Bewahren der Erinnerung an altes Brauchtum und von alten Ausdrücken der Oberaargauer Mundart ist Greti Morgenthaler bei ihrem Schreiben ein grosses Anliegen. Lebhaft und interessant beschreibt sie Ereignisse, Freuden und Sorgen aus früheren Zeiten. Ältere Menschen werden sich bei der Lektüre an eigene Erlebnisse erinnern, jüngere Leser erfahren darin von Lebensumständen und Arbeitsweisen, die ihnen kaum bekannt sind. Tief eingeprägt haben sich ihr die Erinnerungen an

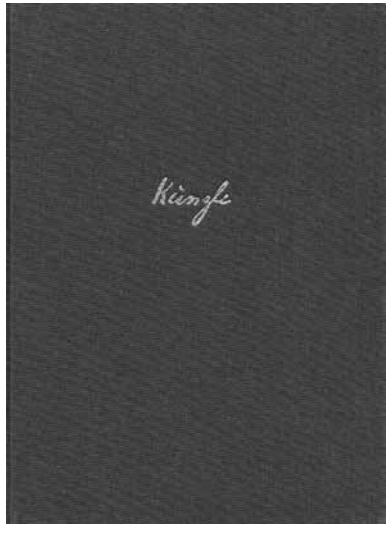
die Mobilmachung im Jahr 1939 und die schwierige Zeit des Zweiten Weltkrieges. Der Vater, der Knecht und das Pferd waren plötzlich weg vom Hof, Frauen und Kinder mussten selbst schauen, wie sie zurechtkamen. Wer kann sich heute noch vorstellen, dass damals die Lebensmittel rationiert waren? Gut nachempfinden kann man die Angst des Kindes in der Nacht, wenn die schweren Bomber am Himmel vorbeizogen.

Neben der Kriegszeit gab es auch anderes, was der Chronistin unvergesslich blieb: 1947 herrschte im Sommer grosse Trockenheit und alles Gras war verdorrt; die Bauern holten im Wald Tannäste, um sie an die Kühe zu verfüttern. Auch die im Jahr 1965 grassierende Maul- und Klauenseuche blieb im Gedächtnis haften. Die Liebe der Autorin zur Natur kommt zwischendurch immer wieder zum Vorschein. So schreibt sie über zwei ihr lieb gewordene alte Eichen und über den Schmerz, als die eine vor zwanzig Jahren während eines Gewittersturms mitten auseinandergerissen wurde. Sie konnte aber gerettet werden, steht heute noch und ziert zusammen mit dem zweiten Baum den Einband des Buches.

Die Erzählerin schwelgt auch in Erinnerungen an die Kilbi im Dorf. Wichtigster Faktor war das Rösslispiel, das sich zu schöner Orgelmusik drehte. Greti Morgenthaler bedauert, dass dieses schöne Fest verschwunden ist. Etwas wehmütig denkt sie an die «Chrömifrauen» zurück, die von Haus zu Haus gingen und allerlei Backwaren anboten. Auch der stets schwarz gekleideten Hausiererin, die eine schwere Holzkiste mit Schublädchen auf dem Rücken trug, ist ein Abschnitt gewidmet. Berty Anliker

Klaus Plaar: Oberst Künzli, 1832–1908. Patriot, Pionier, Philantrop. Herausgegeben von der Oberst-Künzli-Gesellschaft Murgenthal, Zofingen 2008, 109 Seiten

Die Oberst-Künzli-Gesellschaft in Murgenthal besteht seit 15 Jahren. 1994 wurde sie in der Oberst-Künzli-Villa in der Moosmatt Murgenthal gegründet und führt freiheitlich und unternehmerisch denkende Persönlichkeiten zusammen, die gemeinsam öffentliche Fragen in Gemeinde, Kanton und Bund diskutieren. Die Gesellschafter treffen sich regelmässig im ehemaligen Arbeitszimmer von Oberst Künzli. Rechtzeitig zum 100. Todestag von Arnold Künzli hat der Publizist und Redaktor

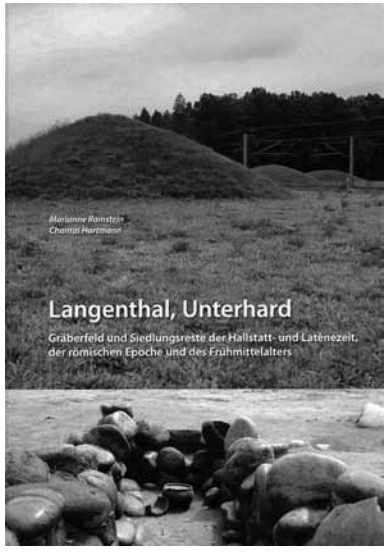


des «Zofinger Tagblatts», Klaus Plaar, dessen Biographie im Auftrag der Gesellschaft in einem wunderschön gestalteten Buch veröffentlicht.
Plaar würdigt darin Künzli als Unternehmer, Politiker (Nationalrat und Regierungsrat), als Militär und Heerführer (Oberst im Generalstab), dann als eidgenössischen Kommissär im Tessin und besonders seine bedeutende Rolle anlässlich der Haager Friedenskonferenz von 1899. Dort hielt Künzli als einer der drei Abgeordneten der Schweiz eine denkwürdige Rede. Arnold Künzli stand als Unternehmer in der Zeit der beginnenden Industrialisierung an vorderster Front. Plaar schafft auch Klarheit über die Beteiligung Künzlis am Aufbau der Firma Gugelmann in der Brunnmatt Roggwil. Arnold gründete die Firma 1862 zusammen mit seinem Vater Johann Hartmann Künzli und seinem Schwager Johann Friedrich Gugelmann. Künzli holte später auch seine beiden Brüder Gottlieb und Theodor in sein Geschäft. Nach deren frühzeitigem Tod, nach dem Tod des Vaters und nach der Wahl Arnolds 1867 in den Aargauer Regierungsrat übergab er die operative Führung des Geschäfts an Johann Friedrich Gugelmann. Künzli selber blieb Teilhaber am Textilunternehmen.
Es ist äusserst verdienstvoll, dass Plaar mit seiner Biographie Künzli in Erinnerung ruft und dabei auch nicht verschweigt, dass der Aargauer Demokrat und Philantrop mit dem Projekt einer Schweizerischen Nationalbahn gescheitert ist. Diese sollte den Bodensee mit dem Genfersee in einer Linie, die an Zürich vorbeiführt, verbinden. Plaar erwähnt auch, dass sich Künzli mit dem Besitzer und Redaktor der konservativen «Buchsizeitung», Ulrich Dürrenmatt, überwarf. Diesem war Künzli zu liberal, und Dürrenmatt versuchte dessen moralische Integrität in Frage zu stellen.

Simon Kuert

Marianne Ramstein und Chantal Hartmann: Langenthal, Unterhard. Gräberfeld und Siedlungsreste der Hallstatt- und Latènezeit, der römischen Epoche und des Frühmittelalters. Archäologischer Dienst des Kantons Bern, 2008. ISBN 978-3-907663-13-4. 412 Seiten

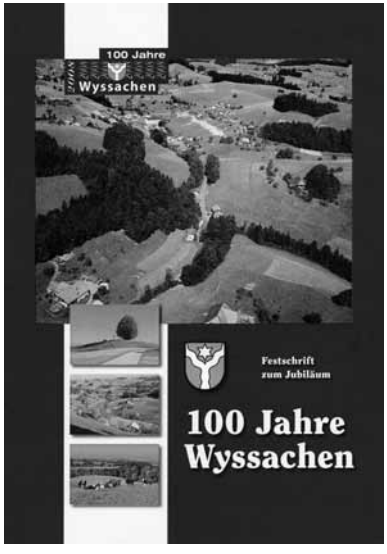
Auch Historiker wie der Langenthaler Max Jufer hatten sich gegen den Bau der Bahn 2000 gewehrt – unter anderem, weil dadurch die Nekropole Unterhard mit ihren Grabhügeln bedroht war. Im Rückblick hat



dieser an der Vernissage des Buches mit den Grabungsergebnissen jedoch sein Urteil revidiert und bezeichnete das Ergebnis als Glücksfall für die Geschichte von Langenthal. Für sein Urteil massgeblich war diese Publikation: 412 Seiten im Format A4, zusammen zwei Kilo schwer.
Doch es sind nicht nur diese physikalischen Grössen, die beeindrucken, sondern das Ergebnis der Grabung insgesamt: Auf dem inzwischen entstandenen Bahntrassee wurden zwei der drei grossen Hügel sowie das Zwischengelände vollständig ausgegraben. Drei Grabungskampagnen waren dafür zwischen Juni 1998 und September 2000 nötig, auf einer Fläche von 7700 m^2 wurde eine Kubatur von 5800 m^3 abgebaut, davon 2700 m^2 Fläche und 1000 m^3 Material von Hand.
Die Funde der Grabung sind reichhaltig: 123 Gräber der frühen Hallstattzeit, der römischen Epoche und des Frühmittelalters sowie Siedlungsstrukturen von der Latènezeit bis ins 9./10. Jahrhundert. Besondere Erwähnung verdienen Perlen aus einem magnetischen Material in den hallstattzeitlichen Gräbern, ein Pfostenhaus und ein Hirse-Darrofen aus der Latènezeit sowie Reste indigo-gefärbten Stoffes aus dem Frühmittelalter – für die Textilstadt Langenthal ein besonders symbolträchtiger Fund.
Auch im Gelände müssen die Langenthaler nicht auf ihr archäologisches Denkmal verzichten: Links und rechts des Einschnittes für die Geleise sind die beiden untersuchten Hügel wieder aufgeschüttet worden, der dritte wurde vom 1953 aufgeforsteten Wäldchen befreit und mit einer zusätzlichen Aufschüttung geschützt. Jürg Rettenmund

100 Jahre Wyssachen. Festschrift zum Jubiläum, Wyssachen 2008. 144 Seiten

Am 18. Oktober 2008 feierte die Gemeinde Wyssachen das 100-jährige Bestehen ihres Namens: Am 30. März 1908 hatte die Gemeindeversammlung beschlossen, beim Regierungsrat des Kantons eine Namensänderung zu beantragen: Statt Wyssachengraben wollte man künftig nur noch Wyssachen heissen.
Zum offiziellen Festakt sollte auch eine Chronik erscheinen, war ursprünglich die Idee. Nun, eine Chronik ist es nicht geworden, wie das Verfasserteam in seinem Vorwort selbst eingesteht. Sogar die Informa-



tionen zur Namensänderung, die den Anlass für die Publikation gab, muss man sich aus einem Faksimile und einer Transkription aus dem Gemeindeversammlungs-Protokoll und dem Vorwort des Trachselwalder Regierungsstatthalters selbst zusammenfügen. Die eigentliche Geschichte wird nur sehr rudimentär gestreift.

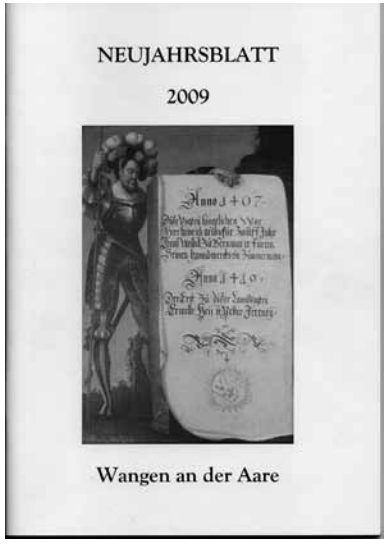
Der Anspruch des Verfasserteams ist vielmehr, «einen kleinen Einblick in das Leben der Gemeinde sowie der Menschen, die in Wyssachen zuhause sind», zu geben. Diesen löst das Team auf den 144 Seiten ein: Dargestellt werden Schule und Bildung, die öffentlichen Dienste, die kirchlichen Verhältnisse, das Gewerbe, die Landwirtschaft und die Vereine. Zusammengetragen wurden auch die Namen der Gemeindepräsidenten und der Gemeindeschreiber, und ein abschliessendes Kapitel «Spezielles» gibt Gelegenheit, auf all das einzugehen, was in der Systematik des Vorangegangenen keinen Platz fand. Mit dem Büchlein wird das oft nur mündlich überlieferte oder nur in schwer auffindbaren Publikationen veröffentlichte Wissen der heutigen Bewohner zu Papier gebracht: Zur Lektüre für die Zeitgenossen, als Dokument und Quelle für spätere Generationen. Jürg Rettenmund

Denkmalpflege des Kantons Bern: Berichte 1979–2004, Gemeinden A–I. Bern 2008. ISBN 978-3-85676-233-9. 240 Seiten

«Das Fehlen von Abschlussberichten war der Denkmalpflege stets schmerzlich bewusst», schreibt der inzwischen in den Ruhestand getretene kantonale Denkmalpfleger Jürg Schweizer in der Einleitung zu den nun vorliegenden Berichten. Von den früheren Berichten wurden allerdings auch nur diejenigen von 1958 bis 1967 publiziert, der Rest bis 1978 liegt bloss in für Interessierte einsehbaren Typoskripten vor. So gesehen ist der Band von 2008 schon fast als Novum zu bezeichnen.

Er publiziert, wie Schweizer ebenfalls festhält, rund zehn Prozent der Restaurierungen und Umbauten, welche die Denkmalpflege zwischen 1979 und 2004 betreute. Das Schwergewicht liegt auf den «jüngeren Restaurierungen mit innovativem, oft auch modellhaftem Charakter.» Weggelassen wurde dabei auch, was bereits publiziert wurde oder dafür vorgesehen ist, insbesondere auch die ländlichen Bauten, die bis 1994 von der Stelle für Bauern- und Dorfkultur betreut worden waren.

Die von einem Berichterstattungsteam der Denkmalpflege vorgenommene Auswahl wird im ersten Band alphabetisch nach Gemeinden von A bis I präsentiert. Jürg Rettenmund



Neujahrsblatt 2009, Wangen an der Aare. Herausgeber: Museumsverein Wangen

Das Neujahrsblatt 2009 von Wangen an der Aare widmet einen seiner Hauptbeiträge den Stadt- und Standesvertretern Berns im Schloss. Bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft 1798 hiessen diese Landvogt. Ihnen folgten die so genannten Distrikt- oder Unterstatthalter beziehungsweise Oberamtmänner. Ab 1832 folgten die Regierungsstatthalter, wie man sie heute kennt. Im Amt Wangen ist es heute mit Martin Sommer der elfte in dieser Funktion. In den 600 Jahren bekleideten genau 100 Leute eine dieser Funktionen, was einen Schnitt von sechs Dienstjahren ergibt.

Der Überblick, verfasst von Markus Hählen, zeigt die Aufgaben dieser Berner Repräsentanten, ihre Besoldung und die komplizierten Wahlverfahren auf.

Ebenfalls von Markus Hählen verfasst sind erste Eindrücke der Mühlethaler'schen Bilderchronik, die der Wanger Hans Mühlethaler in sieben Bänden in der Zeit von 1946 bis 1962 verfasst hat. Über das Schicksal früherer Bäche um Wangen a.A. gibt ein weiterer Beitrag von Heinrich Rikli Auskunft.

Einen interessanten Beitrag hat Domherr Alex L. Maier, der katholische Pfarrer von Wangen a.A., über das Leben und Wirken des im Alter von 94 Jahren im Februar 2008 in Zürich verstorbenen Pfarrers Willy Portmann verfasst. Portmann war als Seelsorger der «Christophorus»-Pfarrei Wangen ein weit über die Region hinaus bekannter Priester. Aus zahlreichen Zeitungsartikeln hat es Maier verstanden, ein authentisches Porträt über den «fliegenden Pfarrer», den leidenschaftlichen Akrobatik-Piloten, zu zeichnen. Im Rentenalter erwarb dieser noch das Brevet als Heli-Pilot. In vielen Wanger Stuben befinden sich heute Gegenstände, die der Geistliche aus seinen zahlreichen Reisen nach Afrika mitbrachte und später an einer Steigerung veräusserte. Armin Leuenberger